

AR 10695 1/4 Judith and Beate Salz Collection

S42/6

Manuscript - circa 1994

26-8-94

KEINE ZEIT FÜR ZORN  
ABER EINE WOCH E ZUM VERZEIHEN

Versuch einer Betrachtung über den Besuch der ehemaligen jüdischen  
Bürger in der Kurstadt Baden-Baden vom 12. bis 20. September 1992  
von

Margarete Schick

"Und wir wollen eines nicht, daß mit dieser 'Woche der Begegnung' eine Dankespflicht erledigt, ein Schlußpunkt gesetzt, eine Verbeugung gemacht ist und damit hätte es sich! Das hieße, alles was wir in dieser Woche haben gewinnen können, wieder zunichte zu machen; sondern wir haben ja gespürt, davon bin ich überzeugt, wenn auch zögernd, wenn auch langsam - was gut war, daß wir uns einander angenähert haben und daß diese Entwicklung fortgesetzt werden muß, damit es nicht eine statische Situation, ein Status quo, bleibt."

Oberbürgermeister Ulrich Wendt am 19. September 1992 im "Brenner's Parkhotel".

AUFRUF ZUR FREIWILLIGEN HILFE BEI DER WOCHE DER BEGEGNUNG  
UND BESINNUNG AUF MEINE EIGENE VERGANGENHEIT

Baden-Badens Oberbürgermeister Ulrich Wendt ruft im Frühjahr 1992 in der hauseigenen Schrift WIR (Wir Im Rathaus) die Mitarbeiter der Stadtverwaltung zur freiwilligen Hilfe bei der Austragung der "Woche der Begegnung ehemaliger jüdischer Mitbürgerinnen und Mitbürger" (kurz: Woche der Begegnung) in der Stadt an der Oos auf. Der Besuch der einst von den Nationalsozialisten verfolgten, geflohenen und ausgewiesenen Juden in die alte Heimat ist für Herbst 1992 geplant.

Für die Helferinnen und Helfer wird eine Überstundenvergütung in Aussicht gestellt und die Unterstützung des freiwilligen Einsatzes durch den Amtsleiter zugesagt. Nach anfänglichem Zögern greife ich zum Telefonhörer und wähle die Nummer 306: Pressestelle. Der Leiter, Roland Seiter, meldet sich. Er freut sich über das erste Echo und notiert meinen Namen und das Amt, in dem ich tätig bin: Hauptamt, Protokollführung. Zu gegebener Zeit werde er auf mich zukommen. Ich weise darauf hin, daß ich kein Auto habe.

Da ich lange Zeit nichts höre, nehme ich an, daß sich die Sache von selbst erledigt hat, weil ich nicht für den Fahrdienst eingeteilt werden kann. Der Umstand, daß ich nicht motorisiert bin, hat sich vermutlich zu meinem Nachteil ausgewirkt. Ich versuche, dies mit Fassung zu tragen.

Kindheit im Krieg

Weil im September weniger Sitzungen als sonst stattfinden, beantrage ich das Abfeiern meiner Überstunden. Verwaltungschef Josef Höß genehmigt dies. Meine voraussichtliche Abwesenheit in der dritten Septemberwoche wird im amtlichen Ferienplan vermerkt. Ich bin froh, daß ich wieder einmal frei habe und die Herbsttage für einen Besuch in meiner alten Heimat nützen kann. Ich werde vom Straßenrand aus die Landschaft betrachten. Wo früher ein geschottertes St. Bächchen ("S'Schträßle") um knorrige Linden sich schlängelte; läuft heute eine baumlose Asphaltstraße schnurgerade über die Felder. Die Schreie der Nutz- und Lasttiere sind durch eintönige Automobilgeräusche ersetzt. Der Flecken, in dem ich aufwuchs, wurde 1974 nach Reutlingen eingemeindet. Die dreizehn Buchstaben des vertraut klingenden Dorfnamens zieren keinen Briefumschlag mehr. Postalisch wird die einst selbständige Gemeinde durch Ziffern, die vor und hinter den Stadtnamen gesetzt werden, kenntlich gemacht. "7410 Reutlingen 22" steht für Oegerschlacht, das meine Heimat war. Die ersten sechs Jahre meines Lebens fielen mit der Dauer des Zweiten Weltkriegs zusammen. Ich war Kriegskind.

Die Bewohner meines Heimatdorfes haben mich mit ihrem Lachen und Weinen unterhalten und mit ihrem Brot ernährt. Sie sind mir, sofern sie die Wirrnisse überlebt haben, Freunde geblieben. Fünfundvierzig Jahre später kehre ich aus Dankbarkeit zurück, auch wenn aus einem Teil der Wiesen Bungalows gewachsen sind und sich die landwirtschaftliche Nutzfläche verringert hat. Die Grasnarben über den Feldwegen sind dieselben geblieben, und die Giebel der Häuser neigen sich dem Kommenden mit derselben Freundlichkeit zu wie einst.

Der Krieg teilte sich mir akustisch mit: Im nächtlichen Verhör meines Vaters im Flur, im Muschen meiner Mutter an den Türspalt der Schlafzimmertüre, um zu lauschen, im Klagen der Frauen des Dorfes über ihre gefallenen Söhne, im Ertönen der Luftschuttsirenen und im Eintreffen von Feldpostbriefen. Wenn die Postbotin kam, zog sie die Drahtglocke, die gleichzeitig auch die Zweige des Spalierbirnbaumes und die Miene meiner Mutter bewegte. Mein Vater hatte früh die Gefahren des Nationalsozialismus erkannt. In dem 1992 erschienenen Buch "Vom Bauerndorf zum Reutlinger Stadtbezirk" (Herausgeber: Stadt Reutlingen, Schul-, Kultur- und Sportamt/Stadtarchiv, 7410 Reutlingen) steht zu lesen: "Friedrich Schick (1901-1972) war ein vehementer Kritiker des NS-Regimes, weshalb er und seine Familie unter zahlreichen Schikanen zu leiden hatten". Bei meinen Recherchen in den Staatsarchiven des Landes stieß ich auf Dokumente seines Widerstandes. 1934 trat er der Bekennenen Kirche bei. Am 31. Juli 1934 endete er einen Eintrag ins Degenschlächter Kirchenbuch mit den Fragen: "Quo vadis Germania? Quo vadis Europa?" Er war gefährdet. Im Januar 1942 wurde er nach Bernloch auf den Schwäbischen Alb abgeordnet, wo er im Zuge der zunehmenden Wehrverpflichtung von Geistlichen drei Gemeinden zu betreuen hatte, während seine Familie in Degenschlacht zurückbleiben mußte. Pferdeschlitzen und Einspänner waren seine Transportmittel. 1943 wurde er zum Militär einberufen und kam als Sanitätssoldat in ein Feldlazarett der deutschen Wehrmacht.

An Trennungsangst blieb mir, dem vierjährigen Mädchen, nichts erspart. Mein ältester Bruder wurde im September 1943 mit 16 3/4 Jahren als Luftwaffenheifer eingezogen und desertierte eineinhalb Jahre später mit dem Paß des am 5. April 1945 durch Tiefflieger tödlich verwundeten dreieinviertel Jahre jüngeren mittleren Bruders. Der zweite Bruder, der mit 15 an den Westwall kam, erhielt einen Tag nach der Beerdigung Hartmuts den Befehl, in ein Wehrrüchtigungslager der SS in München einzurücken. Bei der Ankunft in dem überfüllten Lager sagte ein verängstigter Kamerad, daß es eine solche Einrichtung auch in Reutlingen gebe. Diesen klugen Jungen und meinen Bruder ließ man ziehen. Auf Umwegen, da ein großer Teil der Bahnverbindungen zerstört war, erreichten die ausgehungerten Kerle kurz vor dem Einmarsch der Franzosen die

Heimat, während die einer militärischen Blitzausbildung unterworfenen gleichaltrigen Jugendlichen allesamt im Osten umkamen.

#### Judentransporte in den Osten

Ein Kriegserlebnis meines Vaters, das in die Bernlocher Zeit fiel, scheint mir von besonderer Bedeutung zu sein. In den Monat August 1942 fielen zwei vom benachbarten Raum ausgehende Judentransporte in die Vernichtungslager des Ostens. Gemäß einem Erlaß der Geheimen Staatspolizei / Staatspolizeileistelle Stuttgart vom 14. August 1942 (Nr. II B 2-586/42 betr. Abschiebung von Juden. Vermerk: Eilt sehr!) gingen aus dem nahegelegenen Tägerfeld und aus dem dreizehn Kilometer (Luftlinie) entfernten Buttenhausen je ein Transport am 19./20. August 1942 nach Stuttgart, wo die Juden im Sammellager (Killesberg) zusammengefaßt wurden.

Am Vorabend der Deportation ging mein Vater in Zivil und ohne Einspänner im Schutze der Dunkelheit von den Albhöhen hinab ins Tal der Lauter, um von den jüdischen Bürgern Buttenhausens Abschied zu nehmen und mit ihnen zu beten. Er überschritt die Kreisgrenze. Es war der 19. August 1942, sein sechzehnter Hochzeitstag.

Freiherr von Liebenstein hatte 1767 Juden in Buttenhausen angesiedelt. Er hatte ihnen das rechte Ufer zugewiesen, während auf der anderen Seite des Flusses die alte Gemeinde mit evangelischer Kirche war. Bis zu dem obigen Erlaß der Geheimen Staatspolizei hatte die Anhöhe ob der Lauter den Israeliten als Heimat gedient. Einige der zum Abtransport bestimmten jüdischen Personen (Mütter) fragten meinen Vater, ob er Kinder habe und, boten ihm, als er bejahte, Spielsachen von geringem Wert an. An den Koffern und Rucksäcken vorbeigehend, suchte er auch den Rabbiner, Naphtalie Berlinger, auf, der die Worte: "Wir stehen unter Gott" an ihn richtete. Meine Mutter ruhte nicht, diese Begebenheit in der Erinnerung ihrer Kinder lebendig zu halten.

Die Frage, ob mein in große Mitleidenschaft gezogener Vater auf dem nächtlichen Heimweg durch die Wasenstetter Waldschlucht und über die Eglinger Höhe die wertlosen Spielsachen der jüdischen Kinder mit sich führte und ob sie anschließend jemals in meine Hände gelangt sind (von denen mein Vater später meiner Mutter gegenüber sagte, daß es "Krüschtle" gewesen seien), habe ich mir erst viele Jahre später gestellt, als mein Geschichtsbewußtsein zu erwachen begann. Aber so oft ich den grenzüberschreitenden Gang meines Vaters von Bernloch nach Buttenhausen im Kreis Münsingen auf der Landkarte nachvollzog und so sehr ich mein Gedächtnis anstrengte, um der Wirklichkeit auf die Spur zu kommen, um so weniger fand ich die Antwort. Das in tiefe Schichten verdrängte Geschehen ließ sich nicht freilegen. Mein Erinnerungsvermögen gab das Detail, das ein Geheimnis bleiben sollte, nicht preis, sondern hielt es wie ein Faustpfand fest umschlossen. Zurück blieb nur, was meine Mutter im Gewande ihrer Stimme hundertmal, ja

tausendmal übermittelt hatte: "Dein Vater hat am Vorabend ihrer Deportation mit allen Juden Buttenhausens gebetet, mit allen."

Dem am 5. August 1976 in der "Tübinger Chronik", unter der Überschrift "Nach 38 Jahren zurück im Heimatdorf, das einst 'Judäa' hieß", erschienenen Artikel zufolge waren es 24 Juden, die 1942 von Buttenhausen nach Theresienstadt deportiert worden waren.

Vielleicht wird mein Anliegen, die Geschichte meiner Kindheit eines Tages aufzuzeichnen, stärker von vergessenen als von unvergessenen Ereignissen beeinflusst. Die "Krüschtle" der in ein Vernichtungslager des Ostens deportierten jüdischen Kinder haben möglicherweise zentrale Bedeutung. Ob ich den Faden jemals zurückverfolgen, entwirren kann, weiß ich nicht. Wichtig erscheint mir, daß ich den Zweiten Weltkrieg nicht unmittelbar, sondern mittelbar als Reaktion der erwachsenen Menschen zueinander erlebte. In diesem Umstand liegt mein Wunsch, die Menschen auf der alten Degenschlächter Gemarkung wiederzusehen, begründet. Die Bewegungen der Körper dieser Menschen, der Ausdruck ihrer Augen, der Klang ihrer Stimmen, das Brot und die Früchte ihrer Felder haben mich, das Kind von damals gerettet, auch wenn ich eine unsichtbare Narbe davongetragen habe.

#### EINLADUNG ZUR ERSTEN BESPRECHUNG DER FREIWILLIGEN HELFER

Am 2. September 1992 werde ich telefonisch davon in Kenntnis gesetzt, daß für die Woche der Begegnung eine erste Besprechung der freiwilligen Helfer anberaumt ist. Wenig später erreicht mich folgendes Schreiben:

"Baden-Baden, den 01.09.92  
Herr Seiter, App. 306

Woche der Begegnung vom 12.09. - 20.09.1992

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

es freut mich, daß Sie sich als freiwillige Helfer für die Woche der Begegnung gemeldet haben. Am Telefon habe ich Ihnen bereits einige Informationen geben können. Diese wollen wir nun in einem gemeinsamen Gespräch 'festmachen'.

Aus diesem Grund darf ich Sie herzlich am Freitag, 04.09.1992, 8.30 Uhr, in den Saal 2 im Rathaus einladen. Alles weitere wollen wir dort besprechen.

Mit freundlichen Grüßen  
Roland Seiter."

Mein Einsatz ist mit diesem Schreiben und dem vorausgegangenen Telefonat entschieden und vermutlich nie in Frage gestellt gewesen. Aber der Zufall will es, daß die Woche der Begegnung genau in der Zeit stattfindet, in der meine voraussichtliche Abwesenheit im Amtspian vermerkt ist und in der ich in meine Heimat reisen wollte. Ich könnte mich theoretisch auf den letztgenannten Vermerk berufen und Herrn Seiter absagen.

In der Mittagspause kreuzen sich in der Gernsbacher Straße zufällig unsere Wege. Ich bestätige den Erhalt des Briefes und lasse den Pressesprecher wissen, daß ich in der Zeit der Woche der Begegnung eigentlich Urlaub hätte machen wollen. Lachend antwortet er: "Bei uns wird keiner zu etwas gezwungen!" und geht mit Schwung weiter. Nachdenklich klicke ich ihm nach. Hätte er etwas anderes gesagt, den Zeigefinger erhoben und mich an meine Zusage vom Frühjahr erinnert, ich hätte mich vielleicht trotzig verhalten. So aber nimmt mir seine Reaktion den Wind aus den Segeln. Sein Lachen ist ausschlaggebend. Es geht mir auf, daß man mit Lachen mehr erreichen kann als mit Appellen. Und es fällt mir wider Erwarten leicht, die geplante Reise nach Degersheim der Begegnung mit den Juden zu opfern.

In der Besprechung am 4. September 1992 wird der Fahrer- und Helfereinsatz erörtert. Einige Kolleginnen und Kollegen sehe ich da zum ersten Mal: Annelore Peters von der Stadtbibliothek und Petra Heuber von der städtischen Kämmerei. Karin Ehrhardt als Mitarbeiterin der Pressestelle ist eine vertraute Erscheinung im Rathaus. Es ist die Rede von einer weiteren freiwilligen Helferin, die sich noch in Ausbildung befindet. Ihr Name: Roschade?, Sozialarbeiter Daniel Schneider kommt mit Verspätung ins Zimmer. Er macht "Verkehrsprobleme" zwischen dem Sozial- und Jugendamt in der Kildastraße 28 und dem Rathaus für seine Unpünktlichkeit verantwortlich. Als weiterer freiwilliger Mitarbeiter stellt sich Helmut Oser vor; er ist Fahrer beim Liegenschaftsamt.

Insgesamt 73 Juden haben sich angemeldet. Ihre Ankunft auf dem Flughafen Frankfurt und der Transfer nach Baden-Baden sind Gegenstand der Besprechung. Handgeschriebene Zettel mit der Einteilung Uhrzeit, Linie, Flug-Nr., Name, PZ (Personenzahl), Land, sind vorbereitet und werden verteilt. Die ersten Gäste werden am Samstag, 12.09., um 7.00 Uhr, erwartet. Am Meeting Point ist die Begrüßung vorgesehen. Die erste Frage des Amtsleiters lautet: "Wer übernimmt den ersten Transfer?" Eine Sekunde lang ist es in der Besprechungsrunde totenstill. Dann hebt Annelore Peters den Arm. Ich bewundere ihren Mut. Das bedeutet Aufstehen zwischen 4 Uhr und 5 Uhr in der Frühe.

Eine Woche später findet die nächste Besprechung statt. Die freiwilligen Helfer sind gerade dabei, den neunseitigen Einsatzplan zu erörtern, als es an die Tür klopft und ein Herr im gesetzten Alter eintritt. Er stellt sich als Bürger Baden-Badens vor, der sich, sofern erwünscht, für die Betreuung der jüdischen Gäste zur Verfügung stellen wolle. Roland Seiter begrüßt den Eintretenden mit Handschlag. Zu den öffentlichen Veranstaltungen im Rahmen der Woche der Begegnung seien die Bürger Baden-Badens formlos eingeladen und willkommen. Gespräche zwischen Einheimischen und jüdischen Gästen seien erwünscht, betont der Presseemann. Für Wegbegleitungen, für Hilfestellungen aller Art sei die Stadtverwaltung dankbar.

"Für mich ist es mehr als selbstverständlich, daß ich meine Hilfe anbiete, nachdem was gestern in der Zeitung stand (Rückblende auf die Reichskristallnacht)." erklärt der Herr, den ich von einer gemeinsamen Kulturfahrt nach Frankreich her kenne. Er ist gebürtiger Franzose und heißt Gilbert Letzelter. Auf der Fahrt des Lesezirkels der Deutsch-Französischen Gesellschaft zum Schloß Nohant bei La Chatre im Mai vorigen Jahres war er mein Nachbar im Omnibus gewesen. Aufgrund seiner Literaturkenntnisse und seines mitteilbaren Wesens hatte sich über den Gäng hinweg ein reger Gedankenaustausch ergeben. Letzelter ist pensionierter Oberstudienrat, hatte jahrelang am Lycée Charles de Gaulle Deutsch unterrichtet.

Samstag, 12.9.1992		Anreise und Flughafentransfer nach Baden-Baden.
Sonntag, 13.9.1992		Anreise und Flughafentransfer nach Baden-Baden
Montag, 14.9.1992	10.00 Uhr	Offizielle Begrüßung des Oberbürgermeisters im Alten Bahnhof und Eröffnung der "Anne-Frank-Ausstellung" der Anne-Frank-Stiftung Amsterdam im Alten Bahnhof.
	11.45 Uhr	Eintrag in das Goldene Buch der Stadt im Kurhaus.
	12.00 Uhr	Gemeinsames Mittagessen in der Bel Etage des Kurhauses
		Nachmittag und Abend zur freien Verfügung.
	15.30 Uhr	auf Wunsch Gespräch mit evangelischen und katholischen Religionslehrern im Gemeinderatssaal des Rathauses.
Dienstag, 15.9.1992	10.00 Uhr	Besuch der Ausstellung der Stadtverwaltung "Juden in Baden-Baden" im Rathaus (Jesuitensaal).
	14.30 Uhr	Besuch des jüdischen Friedhofes in Baden-Baden (Kranzniederlegung der Gäste)
	16.00 Uhr	Kranzniederlegung des Oberbürgermeisters am Gedenkstein in der Sophienstraße.
	19.00 Uhr	Kurhaus, Runder Saal Jiddische Lieder - Jüdische Witze mit Salcia Lardmann und Oksana Sowia.
Mittwoch, 16.9.1992		Vormittag zur freien Verfügung. Auf Wunsch Schulbesuche (dort Gespräche mit Schulklassen).

	14.00 Uhr	Stadtrundfahrt mit Bürgermeister Klaus Klein und der Leiterin der Städtischen Museen und des Stadtarchives, Ingrid Lauck. Rund vier Stunden, auch durch die eingemeindeten Ortsteile und kurze Weinprobe (Winzergenossenschaft Neuweier).
Donnerstag, 17.9.1992	9.00 Uhr	Auf Wunsch Schwarzwaldrundfahrt (unter anderem möglich Rastatt, Murgtal, Hundsbach, Mummelsee, Kniebis, Sasbachwalden).
	17.00 Uhr	Rückkehr
	20.00 Uhr	Kurhaus, Runder Saal Liederabend mit Ruth Frenk "The Jewish Connection".
Freitag, 18.9.1992	Sabbat 18.00 Uhr	Tag zur freien Verfügung. Jüdischer Sabbat-Gottesdienst im Kongreßhaus. Anschließend kleines koscheres Buffet mit allen Gottesdienstbesuchern. Danach koscheres Essen (nur für die Gäste) im Kurhaus.
Samstag, 19.9.1992	18.00 Uhr	Vormittag zur freien Verfügung. Abschiedsessen der Stadt im Park-Restaurant auf Einladung von Brenner's Park-Hotel. Je nach Rückreisetermin ganztägiger Bustransfer zum Flughafen.
Sonntag, 20.9.1992		Bustransfer zum Flughafen.

#### BEGRÜSSUNG DER JÜDISCHEN GÄSTE IM ALTEN BAHNHOF

Montag, 14. September 1992

Mein Einsatz beginnt um halb neun Uhr. Es ist vorgesehen, daß ich gemeinsam mit den Damen Peters und Poschadel die im Badhotel zum Hirsch untergebrachten Gäste zum Alten Bahnhof begleite, wo im Luisensaal der offizielle Empfang der Stadt stattfindet und im Anschluß daran die Anne-Frank-Ausstellung eröffnet wird. Ein von Lichtental kommender Bus wird die Gehbehinderten an der Ecke Luisenstraße/Wilhelmstraße aufnehmen.

Auf dem Weg zum Hotel frage ich mich, ob es schicklich ist, die Video-Camera (Camera-Recorder) einzusetzen, oder ob die mit dem Ort des Unheils konfrontierten einstigen Verfolgten des Nazi-Regimes in ihrem Schmerz nicht lieber ungesehen sein wollen? Zur Klärung der Frage verbleibt mir keine Zeit.

Unter den Gästen in der Hotelhalle entdecke ich Frau Ehrhardt an der Seite einer jungen Frau, die mir im Rathausflur und am Fotokopierapparat schon öfters begegnet ist. Vermutlich handelt es sich bei dieser Begleiterin um Frau Poschadel. Bei der Begrüßung wird dies bestätigt. Wir drei besprechen unseren Einsatz und gehen auf die wartenden Gäste zu.

In dem Augenblick, in dem wir die Halle verlassen, fängt es zu regnen an. Während ich Carl Flesch, den Sohn des Violinpädagogen Carl Flesch (1926-1953), begleite, stelle ich fest, daß der alte Herr die Hilfe beim Gehen, den Schutz des Regenschirmes, nur zögerlich annimmt. Plötzlich ist eine junge Frau an seiner Seite, die sich als seine Tochter, Carol Wine, vorstellt. Unsere aufgespannten Regendächer sind einer Begrüßung hinderlich. Um uns per Handschlag begrüßen zu können, halten wir die Schirme von uns weg und nehmen die Regentropfen auf unserem Gesicht in Kauf. Das Wasser des Himmels bricht den Bahn und wir fangen an zu lachen.

An der Ecke des Modehauses Zwick hält der aus Lichtental kommende Bus, der bis auf wenige Plätze besetzt ist. Das ist ein großer historischer Augenblick, den niemand so richtig wahrnimmt. Die 54 Jahre nach der Reichskristallnacht nach Baden-Baden zurückgekommenen Juden sind auf kleiner Fläche zum ersten Mal wieder vereint. Das Gefährt bewegt sich in Richtung des Ostlaufes und ist, je nach Fahrgeschwindigkeit, schneller oder langsamer als die Wellen des Wassers. Panta rei, alles fließt. Der Fluß begleitet die Juden auf ihrem Weg zum Empfang der Stadt. Das Wasser ist ihnen nahe. Stimmengewinn erfüllt die Luft und doch ist eine Einheit spürbar. Ich frage Herrn Seiter, ob videofilmen gestattet sei. "Selbstverständlich" antwortet er "das ist sogar erwünscht!". Am Ernst-Schlapper-Platz steigen wir aus. Ich helfe

14. September -  
8. Oktober 92  
Luisensaal  
Alter Bahnhof

**ANNE-FRANK-AUSSTELLUNG**

Anne-Frank Stiftung,  
Amsterdam  
Dokumente aus  
dem Leben  
der Anne Frank

1. - 20. September 92  
Foyer Alter Bahnhof

**DER DAVIDSTERN**

15. September -  
8. Oktober 92  
Rathaus - Jesuitensaal

**DER VERBRANNTÉ TRAUM**

Juden in Baden  
Synagogenbrand  
7. - 12. Nov. 1938  
Rathaus - Jesuitensaal




Ausstellungen im Rathaus der Stadt Baden-Baden: 14. - 20. September 1992

TIEFE

Herrn Fleisch und anderen Fahrgästen beim Verlassen des "Für-alle-Fahrzeugs".

Die Woche der Begegnung beginnt offiziell mit der Rede von Oberbürgermeister Wendt in der Eingangshalle des Alten Bahnhofes. Was sich in den Herzen der Versammelten bewegt, bleibt unsichtbar. Meine Video-Camera zeichnet Teile von Wendts Rede auf:

"Wir haben uns heute in diesem Alten Bahnhof getroffen. In diesem alten Stadtbahnhof - das wissen vielleicht einige von Ihnen sehr viel besser als ich - sind ja zahlreiche Persönlichkeiten auch des gesellschaftlichen Lebens, Kaiser und Könige, angekommen. Und wie kann ich das jetzt miteinander verbinden zu Ihnen herüber. Das ist jetzt kein billiges Kompliment, sondern es ist ein Stück Geschichte, daß gerade in Baden mit den Gleichstellungsgesetzen für die jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger eine kulturelle, soziale und gesellschaftliche Explosion an Möglichkeiten einherging. Und vielleicht haben wir auch die Freude und die Zeit, daß wir in dieser Woche uns darüber unterhalten dürfen und können, wie viel Baden und damit auch Deutschland seinen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern verdankt. Und es ist vielleicht auch ein gutes Symbol, daß wir uns in einem Bahnhof, der nicht mehr ein Bahnhof ist, treffen. Der Bahnhof kann eine Ankunft sein oder er kann ein Aufbruch sein. Er kann Adieu sein und er kann ein Grüß' Gott sein. Der Bahnhof kann ein Risiko sein und kann eine große Chance sein. Aber ein Bahnhof hat immer etwas ganz Wichtiges, was die Voraussetzung ist. Er hat Emotion, er hat Gefühl, und mit dieser Emotion möchte ich Sie hier namens der Stadt Baden-Baden, die sich freut, auch daß Sie gerade j e t z t kommen, herzlich und dankbar willkommen heißen!"

(Beifall)

Ruth Grebenau weint und trocknet mit dem Taschentuch ihre Tränen. Die willkommen geheißenen bewegen sich nun langsam in den Luisensaal, wo die "Anne-Frank-Ausstellung" eröffnet wird. Das Auge der Video-Camera streift nun zwei Kontrastpersonen der zu Bild gewordenen Geschichte: Das Kind Anne Frank mit anglosem Lächeln und Hermann Göring mit zum Hitlergruß erhobenen Arm. Eindringlich: Der Kontrast der stummen Bilder der Vergangenheit zum Gewirr der anonymen Stimmen der Gegenwart und zum Geräusch der sich über den Boden schiebenden Füße. Unterhaltungen beginnen.

Die Kamera blendet in die Gesichter der Gäste, die OB Wendt persönlich begrüßt. Das Magnetband hält fest:

Oberbürgermeister Wendt nach einer kurzen Unterredung mit Liselotte Monaster: "Trotz allem, was geschehen ist, - - - dafür danke ich Ihnen ganz herzlich."

Der Oberbürgermeister in seiner offiziellen Begrüßungsansprache zur Anne Frank - Ausstellung (auszugsweise):

"Die ganz perfekte Organisation gibt es nicht. Der Landesrabbiner ist noch nicht da. Er wird aber bestimmt kommen. Es ist ein sehr gutes Zeichen, daß wir in Baden-Baden wieder eine jüdische Glaubensgemeinschaft haben. Die alte Synagoge gibt es nicht mehr, aber in der Nähe des Kurhauses steht ein Gebäude neu als Gebetshaus zur Verfügung."

"... ist es mir selten schwer gefallen, weil ich selber spüre, nicht nur, daß jedes Wort zu Recht hinterfragt werden kann, sondern weil man so viel sagen könnte, vielleicht zu vieles - was insbesondere am Anfang auch nicht richtig ist - , was es wegzuräumen gilt. Und ich bin, glaube ich, gut beraten zu sehen, daß das Zusammenleben der jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger und auch der Deutschen gepflastert ist - ihr gemeinsamer Weg - mit besonders großen Steinen und auch scharfkantigen Exemplaren. Und daß vielleicht der Sinn unserer Woche der Begegnung der ist, einen gemeinsamen Versuch zu starten, einen dieser Steine aus dem Weg zu räumen, ihn praktisch zu nehmen und ihn niederzulegen und zwar so niederzulegen, wie es jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger immer getan haben auf ihrem Friedhof, ihn an Stelle von Blumen auf das Grab zu legen - geistig und symbolisch für unsere innere Anwesenheit, für alle die nicht jetzt hier sein können, sondern deren Wege über Gurs und über Auschwitz und all die anderen Stationen zum Mord geführt haben mit all dem, was wir kennen und was wir wissen. Das möchte ich an den Anfang setzen."

Jack Hauser hat mir einige Briefe geschrieben. Aber in jedem Brief stand ein Wort oder ein Satz drin, der belegte, daß er im Grund genommen zwei Seelen in seiner Brust hat und dieses Bild von den zwei Seelen in der Brust ist ein Stück Wahrheit und diese Wahrheit gilt es nicht zu verdrängen, sondern dieser müssen wir uns stellen. Aber stellen wir uns ihr aufbruchbereit.

Am Ende möchte ich vielleicht den Oberbürgermeister doch verlassen und einfach als Mensch Ulrich Wendt sprechen. Ich bin 1945 geboren und ich sage das, was ich jetzt sage, ganz bewußt: Ich persönlich empfinde, wenn ich mich der Geschichte stelle und auch die Bilder sehe, mich als nicht schuldig. Aber wir haben die Aufgabe, Ihren Besuch als Verpflichtung zu sehen, als Verpflichtung, daß wir uns der Verantwortung stellen, damit wir die Zukunft ehrlich gestalten können.

Ein letztes Wort: Sie kommen in einer Zeit, in der können wir unser eigenes Verhalten ableiten. Herzlich willkommen mit einem Satz: Sie sind ein Teil von uns. Und was geschehen ist, war menschlich, humanistisch, aber auch wirtschaftlich, musisch und kulturell ein Akt der Selbstverstümmelung. Wollen wir schauen, daß wir ein kleines Stück wieder zusammenwachsen dürfen. Danke, daß Sie gekommen sind und - herzlich willkommen in Baden-Baden."

(Starker Beifall)

Vorgesehen war eine Rede des Vorsitzenden der Israelitischen Gemeinde Baden-Badens, Herrn Josef Marelus. Dieser kommt nicht. Es spricht an seiner Stelle Frau Susanne Geis.

Anschließend wird die "Anne-Frank-Ausstellung" der Anne-Frank-Stiftung Amsterdam eröffnet.

Danach erfolgt die Rede des Vorsitzenden der Anne-Frank-Stiftung, Herrn Suijk, Amsterdam (auszugsweise):

"In Halberstadt wurde ich während einer Fernsehsendung gefragt, was ich als Holländer von den Ereignissen in den deutschen Städten halte. Wahrscheinlich rechnete man mit heller Empörung meinerseits, aber ich habe etwas zynisch geantwortet, daß soweit Holländer gerne darüber richten, was Deutsche da wieder falsch machen, Holländern die Genugtuung im Halse stecken bleibt, weil in meinem Vaterland auch Angriffe auf Ausländerunterkünfte stattfinden und weil in Holland Ausländerfeindlichkeit ebenfalls reichlich vorhanden ist, da hat Deutschland, leider möchte ich als Holländer hinzufügen, da hat Deutschland leider nicht das Monopol.

Aber wenn tausend Asylsuchende an unserer Grenze auftauchen, ruft fast ganz Holland in ehrlicher Überzeugung: 'Das Boot ist voll!' So leicht sind völlig normale Menschen von den Scheinbarkeiten zu überzeugen. Die Zahlen für Deutschland kenne ich nicht. Ich weiß nur, daß in Holland 435 Einwohner auf einem bewohnbaren Quadratkilometer leben und im jetzigen Deutschland ungefähr 220. Erst wenn 30 Millionen Menschen in Ihrem Lande dazu kommen, ist das Volk genau so voll wie bei uns. Die Politiker, die gezielt unsere Schwächen ausnutzen, können mit Erfolg rechnen. Wenn diese Politiker auch noch Wohlstand auf Kosten von Minderheiten versprechen, dann ist ihnen Unterstützung sicher."

Begrüßungsansprache des Landesrabbiners der Israelitischen Gemeinde Baden-Badens, Herrn Benjamin David Scussan (auszugsweise):

"Herzlich willkommen. Wir feiern die Woche der Begegnung, auf hebräisch: 'Schavua amipash'."

Vom Oberbürgermeister und seiner Gattin, Brigitte Wendt-Klausner, vom SPD-Fraktionsvorsitzenden Kurt Liebenstein werden Rosen an die Begrüßten überreicht.

Beschreibung eines vor das Objektiv der Video-Kamera gehaltenen Erinnerungsfotos:

"Das ist Heinz Beisinger, er ist gestorben. Das ist der Hans Levy. Das ist der Karlheinz Kahn. Das ist die Sessi Levy, heute Miriam Kolm. Und ich weiß nicht, wer die anderen sind. Deshalb habe ich das Bild mitgebracht. Und das ist die Ingrid, meine beste Freundin

Die drei Personen Miriam Kolm geb. Levy (man nannte sie Sessi), Ingrid Blumenthal geb. Fürst und Karl (früher Karlheinz) Kahn stehen vor mir und blicken mich an.

Von Herrn Karl Kahn erfahre ich:

"Ich ging in Baden-Baden ins Gymnasium Hohenbaden. Ich war der zweitbeste Schüler. Ich habe einen Preis bekommen. Da kam ich in die Zeitung. Und da entstand Neid. Eines Tages haben die Mitschüler Steine auf mich geworfen. Mein Vater kam nach Dachau, zum Glück nur für sechs Wochen. Dann wurde er befreit. Ich ging von hier 1936 weg. Mein Vater emigrierte im Juni 1939 nach England."

Frau Miriam Kolm sagt:

"Ich bin Sessi Levy. Heute lebe ich in Oregon, 370 Kilometer nördlich von San Francisco."

Ich frage die blonde und herzlich lachende Dame zum dritten Mal, wie sie heiße:

"Noch immer Ingrid Blumenthal" sagt sie verdutzt.

Eine Baden-Badener Bürgerin, Elisabeth Frietsch, bittet mich, folgende Frage an die jüdischen Gäste weiterzuleiten: "Weiß jemand, wo sich eine Ruth Schweitzer, die 60 Jahre alt sein müßte, aufhält? Und wer kennt Marion Weill, die 1926 oder 1927 geboren ist? Das jüdische Mädchen ging zu mir in die Klasse und wanderte nach Amerika aus. Ihre Eltern hatten in Baden-Baden eine Schuhfabrik gehabt."

Ich leite die Fragen weiter, aber sie können im Lauf der Woche der Begegnung nicht beantwortet werden. Niemand kann mit diesen Namen etwas anfangen, niemand erinnert sich an Personen dieses Namens.

Von irgendwo her ertönt der Satz: "Das Judentum ist die Grundlage für das geistige Tun."

Längeres Gespräch mit Liselotte Monaster ("Sagen Sie Lisa!"), die nach Aufenthalt in China, Wien und Chicago seit 1970 wieder in der Bundesrepublik Deutschland, in Baden-Baden, Mozartstraße 1, wohnt. Sie gehört nicht zu den geladenen Gästen, da sie zur Zeit der Reichskristallnacht in Rastatt beheimatet war.

"Wo fühlen Sie sich am wohlsten?" frage ich.

"Überall. Ich mache schnell Freunde. Ich passe mich schnell ein."

"Sie glauben an Versöhnung und Frieden?"

"Ich hoffe und bete, daß es diese Wirklichkeiten gibt. Ich habe in der Schule Geschichte gelernt, jetzt ist es wieder mit den Ausländern so. Mein Mann hatte einmal in einer Schweizer Zeitung gelesen: 'Wenn der Mensch anfängt, kein Fleisch mehr zu essen, dann beginnt die messianische Zeit, dann fängt der Mensch an, gut zu werden. - Mein Sohn ist Vegetarier. Er arbeitet an der Universität Chicago. Mein Mann war Dolmetscher und Übersetzer und starb vor zwei Jahren.'"

"Wo verbrachten Sie Ihre Kindheit?"

"In Rastatt. Mein Vater arbeitete bei der Bahn. Er war der zweite Mann im Vorstand. Da kam ein Schmierblatt. 'Jude weg von der Bahn'. Neid griff um sich. Es wurde immer schlimmer. Er meldete sich nach Karlsruhe. Dort wurde er zum Regierungsrat ernannt. Aber meine Mutter sagte: 'Bleib was du bist' und er lehnte den Titel ab. - Meine Ururgroßeltern hatten eine Eisenhandlung in Rastatt. Sie lieferten das Eisen für die Festung. Mein Großvater Nathan Herz war ein gutmütiger Mann. Pfarrer Hansjakob hat einmal bei ihm gewohnt. Der Großvater hat immer gesagt: 'Ich werde einmal eingelocht!' Und er kam dann tatsächlich in Gurs um. Die Großmutter starb in einem Altersheim in Nizza."

"Sie hegen und pflegen Ihre Erinnerungen?"

"Ja. Ich habe die Lebensrettung meiner Eltern in die Wege geleitet, als ich meinen in Hongkong lebenden Bruder bat, für unsere Ausreise zu sorgen. Diese wurde gut vorbereitet und glückte. Von Hongkong kamen wir nach Shanghai. Ich pflegte meine kranke Mutter, die fußleidend war. Von dem Augenblick an, von dem an sie japanischen Boden betreten hatte, verlor sich ihr Leiden."

"Dann war ihre Angst vorbei - ?"

"Gottlob ja. Die Zeit war schlimm genug gewesen. In der Zeit der Judenverfolgung hat ein Friseur die Schulkinder zusammengetrieben und dann haben diese das Geschäft der Großeltern mit Steinen zertrümmert. Von der Freundin (Anna) der Ziehtochter (Trude) meiner Großmutter habe ich, als ich sie im Altenheim besuchte, erfahren: Die Nazis haben in Rastatt die Federbetten meiner Großeltern zum Fenster hinausgehalten und dann aufgeschlitzt, damit die Federn zur Beustigung der Leute sich in alle Winde zerstreuten."

VON DER FEINDESLIEBE. VON DER FREMDENLIEBE.

Unter den jüdischen Gästen erkenne ich drei Personen wieder, die beim gestrigen Sonntagmorgengottesdienst in der evangelischen Stadtkirche zu spät gekommen waren. Die Predigt von Pfarrer Dieter Schneider hatte schon begonnen, als zwei Männer und eine Frau, nicht eben leise durch die Pendeltür eingetreten waren, unterm Gewölbe der linken Pfeilerreihe Platz genommen und erst nach einiger Zeit privater Unterhaltung der Predigt Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Es gibt keine zufälligen Begegnungen.

Die drei gestern zu spät gekommenen Gottesdienstbesucher waren Walter Grunfeld, Elfi und Jack Hauser.

"Ich habe Sie gestern im Gottesdienst in der Evangelischen Stadtkirche gesehen" spreche ich Walter Grunfeld an: Elfi Hauser hört mit.

Der vornehme Herr freut sich, daß eine Kirchgängerin ihn wiedererkannt hat.

"Der Pfarrer hat fein gesprochen." sagt er.

"Das Thema passte zur Woche der Begegnung" füge ich an. "Pfarrer Dieter Schneider von der Lukaspfarrei predigte über das Johannesevangelium. Von der Selbstliebe. Von der Nächstenliebe. Von der Feindesliebe. Von der Fremdenliebe."

"Ja. Sehr schön - sehr gut." bestätigt Herr Grunfeld.

Ich höre Elfi Hauser geb. Turkheimer sagen:

"Meine Gedanken sind jetzt ganz woanders. Ich bin im Schwarzwald geboren und habe fünf Jahre katholischen und vier Jahre evangelischen Religionsunterricht erhalten. Mein Vater hatte immer gesagt: 'Solange du dich an die zehn Gebote hältst, wird es dir gut gehen.'"

#### GROSSE FAMILIE IN DER BEL ÉTAGE

Aufbruch vom Alten Bahnhof. Fahrt in Kleinbussen zum Kurhaus. Die freiwilligen Helfer begleiten die Gäste in die Bel Etage. Zuvor Eintrag in das Goldene Buch der Stadt. Frau Ehrhardt macht Fotos.

Carol Wine möchte übermorgen, am Mittwoch, nach Frankfurt zum Flughafen gebracht werden und fragt mich, ob dies durch ein Auto der Stadt geschehen könne. Ich bin nicht vorbereitet auf diese Frage und bevor ich eine falsche Auskunft erteile, stelle ich die alternative Möglichkeit einer Fahrt mit der Bundesbahn in den Raum. Ich verspreche ihr, bis zum Abend verschiedene DB-Verbindungen herauszusuchen oder heraussuchen zu lassen. Wenig später überbringt Carol Wine mir freudestrahlend die Nachricht, daß Herr Seiter ein Auto der Stadt für sie geordert hat. Gleichzeitig bedankt sie sich für meine in Aussicht gestellte solide Hilfe bei der Suche nach Zugverbindungen.

In den Verwaltungsaufzeichnungen lese ich nach:

[ "48 Gäste allein reisen aus den USA an, 10 Gäste kommen aus Israel. Aus Großbritannien kommen 9, aus Deutschland 4 und aus den Ländern Australien, Canada und Frankreich je 2 Gäste. ]

Insgesamt kommen 77 Gäste zur 'Woche der Begegnung' in die Bäder- und Kunststadt. Mit in dieser Zahl enthalten sind die Ehepartner.

"Um die 'Woche der Begegnung' auch flexibel durchführen zu können, das heißt auch Sonderwünsche berücksichtigen zu können, haben fünf Baden-Badener Autohäuser sich dankenswerterweise bereit erklärt, Fahrzeuge - Pkw und Kleinbusse - kostenlos zur Verfügung zu stellen. Es sind dies die Autohäuser:

- Mercedes-Benz Niederlassung Baden-Baden (2 Fahrzeuge)
- Peugeot-Autohaus-Schmitt (1 Fahrzeug)
- Toyota-Autohaus Dietrich (1 Fahrzeug)
- VW-Audi-Autohaus Gerstenmaier (1 Fahrzeug)
- VW-Audi-Autohaus Kinz (1 Fahrzeug)

Die Stadt stellt die Fahrer und das Benzin. Durch die gestellten Fahrzeuge und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Rathauses ist es möglich, auch einem Sonderwunsch zu erfüllen, wie beispielsweise den Besuch des Grabes der Großeltern auf einem Friedhof in der Nachbarschaft zu ermöglichen. Ein dickes Dankeschön an die Autohäuser und an die freiwilligen Helferinnen und Helfer!"

Vor dem Mittagessen im Spiegelsaal werden im Stehen Gespräche geführt. Zu den jüdischen Gästen haben sich Ehrengäste und Vertreter der gemeinderätlichen Fraktionen gesellt. Die Stimmung scheint beflügelt zu sein. Mrs. Ilse Stutmann aus New York bittet mich um Vermittlung eines Gespräches mit ihrer ehemaligen Schulkameradin Felicitas Schlapper. Ich versuche, so rasch wie möglich Kontakt mit der Baden-Badener Fotografin, die ich unter dem Namen Fee kenne, aufzunehmen. Vor Jahren, informiere ich die Amerikanerin, hätte ich ein Zeitungsporträt über Fee Schlapper geschrieben. Stadtrat Meinrad Lauinger hat diese Bemerkung mit ritterlichem Taktgefühl aufgefangen und ergänzt hörbar, gegen mich gewandt: "Sie kann gut schreiben!"

Nun begeben sich die Gäste an die festlich gedeckten Tische. Es ist Montag, 14. September 1992, 13.30 Uhr. Der Spiegelsaal vereinigt die jüdischen Gäste und die Gastgeber zu einer großen Familie. Neben mir sitzen Alfred und Mildred Dreyfus aus Virginia. Kurt Liebenstein unterhält sich mit dem Ehepaar Edgar und Esther Rothschild aus Yorkshire. Was bleibt ist der Nachhall der Herzlichkeit.

Nach Tisch ersucht mich Karl Kahn, ihn mit Carl Flesch bekanntzumachen. Sein Geigenlehrer habe Alfons Stenebrüggen geheißen und sei in den Jahren 1930 bis 1935 Kapellmeister des Kurorchesters gewesen. Dies wolle er Flesch wissen lassen. Ich komme der Bitte nach und überlasse K & C ihren Erinnerungen. An meinen Platz zurückgekehrt, stelle ich fest, daß ich noch immer Kahns Notizzettel in der Hand halte. Auf kleinkariertem Untergrund steht in Großbuchstaben zu lesen: "ALFONZ STENEBRÜGGEN. KAPPELLMEISTER VON DEM KURORCHESTER. 1930-1935." Ich nehme mir vor, das federleichte und unscheinbare Blatt zur Erinnerung an diesen Tag in mein Tagebuch einzukleben.

Wenig später sucht mich Kahn erneut auf und schildert mir einen Teil seines Lebens. Er wolle einen Baden-Badener Rechtsanwalt ausfindig machen, der Kenntnisse in Fragen der Wiedergutmachung habe und spez. alle Fragen zu dieser Thematik beantworten könne. Ich gebe das Anliegen an Oberbürgermeister Wendt weiter, der gerade an unserem Tisch Platz genommen hat und der von Haus aus Jurist ist. Er nennt den Namen des Rechtsanwalts Rolf Metzmaier. Auf dem Weg zur Bushaltestelle am Leo verspreche ich dem jüdischen Gast, mich noch an diesem Nachmittag mit Herrn Metzmaier Verbindung aufzunehmen. Wir steigen in den Bus der Baden-Baden Linie 1, Richtung Lichtental, ein. An der russischen Kirche steige ich aus, während Kahn bis zur Aubrücke weiterfährt.

Zu Hause angekommen, schreibe ich folgende Briefe:

"Liebe Frau Schlapper,

heute am ersten Tag der Begegnung mit jüdischen Auswanderern machte ich u.a. die Bekanntschaft mit Frau Ilse Stutman geb. Bühler. Im gemeinsamen Gespräch in der Bel Etage (habe ich da nicht auch einmal von der Ihnen bekannten und befreundeten Doris Oberst ein Farbfoto gemacht, für das Sie sich interessierten und mit dem ich Ihnen dienen konnte?) erwähnte die charmante und gutaussehende Lady Stutman aus New York, daß ihr ein Besuch bei Felicitas Schläpper angenehm wäre. Sie erinnert sich an Sie aus der Kinder- oder Jugendzeit.

Da ich Zeuge dieses Augenblickes in der Bel Etage war, möchte ich diesen Wunsch sofort an Sie weitergeben. In dieser Woche der Begegnung und Versöhnung muß einer für den anderen da sein. Unter Umständen würde ich Frau Stutman in Ihr Studio begleiten, da ich mich auch sehr lange nicht mehr mit Ihnen unterhalten habe.

In Eile, aber mit freundlichen Grüßen: MS."

"Sehr geehrter Herr Metzmaier,

heute, am ersten Tag der Begegnung mit jüdischen Auswanderern, machte ich u.a. die Bekanntschaft von Herrn Karl Kahn aus Dallas. Im Gespräch erzählte mir dieser, daß er sich 1936 Baden-Baden als 17-jähriger Schüler genötigt sah, Baden-Baden zu verlassen und nach England - und später nach den Vereinigten Staaten - auszuwandern. Sein Vater war Rechtsanwalt und hatte sein Büro in der Lichtentaler Straße 3, erste Etage. Seine Eltern kamen nach Dachau. Von dort gelang ihnen später die Ausreise nach Großbritannien. Heute leben sie nicht mehr.

Nun interessiert sich Karl Kahn für die Auslegung eines neueren Gesetzes, das Emigranten, die 1939 nach England auswandern mußten, eine Pension zubilligt. Herr Kahn fragte mich nach einem Baden-Badener Rechtsanwalt, der ihm hierüber auf unkomplizierte und unbürokratische Weise Auskunft erteilen könne. Von Herrn Oberbürgermeister Wendt, der wenig später an unseren Tisch kam, wurde mir Ihr Name genannt.

Falls Herr Kahn sich in den nächsten Tagen an Sie wenden sollte, habe ich Ihnen vorab in groben und laienhaften Zügen den Sachverhalt umrissen. Sehen Sie mir bitte mein Schreiben nach. Aber im Dienste der Woche der Begegnung sollte jeder für den anderen da sein.

Mit freundlichen Grüßen: MS."

#### JISKORLICHTER IN DER SYNAGOGE

"Nein, in mir schreit alles . . . !"

Gegen 17 Uhr mache ich mich wieder auf den Weg zum Badhotel zum Hirsch, um interessierte Gäste in die Werderstraße zu begleiten, wo in der Synagoge ein Gedenkgottesdienst mit Jiskorlichtern für die verstorbenen Familienangehörigen stattfindet. Beatrice Newmann erzählt mir beim Gang durch die Kaiserallee, daß sie mit acht Jahren aus der Heimstraße fort mußte. Ihre heute 84 Jahre alte Mutter habe wegen ihrer kranken Beine "die Reise nach Germany" nicht antreten können.

Zum ersten Mal betrete ich ein jüdisches Gebetshaus. Ich nehme auf der Empore Platz, die in traditionellen Synagogen für die Frauen bestimmt ist.

(Nach dem Buch "Der verbrannte Traum" von Angelika Schindler fand am 21. Mai 1992 die erneute Einweihung des inzwischen renovierten Betsaals in der Werderstraße statt. Der Betsaal wurde lange Zeit nicht genutzt, da die für einen Gottesdienst erforderliche Zahl von mindestens zehn Männern fehlte. Heute zählt die jüdische Kultusgemeinde in Baden-Baden 25 Mitglieder).

An der östlichen Wand befindet sich der Thoraschrank. Der Gedenkgottesdienst beginnt um 18 Uhr. Es wird ein Hisko-Gebet für die Verstorbenen gesprochen. Der Betende wendet sich nach Osten. Landesrabbiner Soussan: "Wir haben von Ferna Kaufmann aus New Jersey ein Geschenk bekommen". Im Blickfeld ist ein siebenarmiger Leuchter, vergoldet oder aus Messing. Ich zähle von der Empore aus 33 brennende Kerzen. Da die Fenster geöffnet sind, werden die weißen und roten Autos sichtbar, die entlang der Straße parken. Während des Gebetsmurmels fährt eines der weißen Autos weg. Neben einem weinroten steht ein tomatenroter Pkw. Die Stimme eines Kindes wird vernehmbar. Innen- und Außenwelt vermischen sich. Die Anwesenden werden aufgerufen, "Adon Olam" (Herr der Welt) mitzusingen. Gebet, daß alle unsere Schmerzen getilgt werden. Es wird der Monat September auf Hebräisch genannt. Im mit Wehmut vorgetragenen Gesang des Kantors Leo Roth aus Berlin kommen die Worte "Auschwitz" und "Treblinka" vor.

Es fällt mir auf, daß sich während des Gesangsvortrags die Besucher miteinander unterhalten.

Beim Verlassen der Synagoge sehe ich, wie Pressesprecher Seiter in gewohnt fürsorglicher Weise Besucher des Gedenkgottesdienstes über die Treppenstufen hinab zur Werderstraße geleitet. An meine Pflicht erinnert, wende ich mich Ruth Grebenau zu, die auf ihre Krückstöcke gestützt, zu Boden schaut. Ich frage, ob ich sie zu ihrem Hotel "Kleiner Prinz" begleiten darf. Wortlos willigt sie

ein. Der Straßenrand der Wendenstraße ist von den Resten einer Baustelle "verwüstet". Der Maßnahme der Erweiterung der Kurhaustiefgarage ist ein Baum zum Opfer gefallen, der auf dem "Meßmer-Gelände" gestanden und dessen Äste bis zu den hohen Fenstern des Anwesens Wendenstraße 1 gereicht hatten. Ich kenne eine Flötistin, die in diesem Gebäude wohnt und bei ihrem täglichen Flötenspiel nun kein Grün mehr vor Augen hat. Wir passieren die schmutzig Stelle. "Was empfindet die alte Frau?" frage ich mich in Gedanken. "Leidet sie? Soll ich mich nach ihrem Befinden erkundigen? Muß ich das tun? Genügt es nicht, daß ich einfach neben der zu Boden Blickenden hergehe und meine Hand in ihrer Armhöhle ruhen lasse?". Rechts vor uns befindet sich die zweite Baustelle: Das Theater am Goetheplatz. Linkerhand sind die Kurhauskolonnaden mit den prächtigen Schmuckauslagen. Ich nehme mir vor, eine Frage an meine Begleiterin zu richten. "In Ihnen ist es ganz still?" provoziere ich. Die Stockbehaftete hält augenblicklich an, bleibt sekundenlang stehen, richtet sich auf, blickt mich mit ihren trüben Augen eindringlich an und sagt mit aufbäumender Stimme: "Nein, in mir schreit alles!"

Nun scheint Schweigen geboten. Unter der Tür des Hotels Kleiner Prinz wünsche ich ihr leise eine gute Nacht.

DAS HEIMWEH NACH DEN FAMILIENANGEHÖRIGEN  
BEHÄLT BEI ALLEM WOHLSTAND DIE OBERHAND

Carl und Ferna Kaufmann haben mich zu einer Tasse Kaffee ins Kurhausrestaurant eingeladen. Sie machen sich durch Winken bemerkbar, als ich durch die Glastüre trete. Ferna begrüßt mich mit den Worten, daß sie jetzt keinen Kaffee mehr brauchen könne und sich lieber eine Tomatensuppe bestellen werde. Ob ich auf dem Kaffee beharren wolle, oder auch lieber eine Tomatensuppe haben wolle, fragt sie mich. Ich nehme ihr geändertes Angebot gerne an. Ferna hat Tränen in den Augen, weil vor wenigen Minuten im Gottesdienst ihres Vaters, Simon Ackerman, gedacht wurde. Ich erkundige mich nach seinem Sterbedatum, das sie mir auf Englisch nennt: "He died May 30, 1988." Ihre Mutter hieß Johanna und starb nur wenige Tage vor dem Vater. Der Vater folgte der Mutter. Ihre Eltern bildeten eine innige Lebensgemeinschaft. Während Ferna redet, hört Carl schweigend zu. Er blickt unverwandt in die Ferne. Er ist gebürtiger Pole und hat während des Zweiten Weltkriegs alle seine Familienangehörigen verloren. Auffallend sind seine roten Augen. In seinem Gesicht deutet nichts auf Eile hin, er bewahrt stoische Ruhe. Fernas Monolog gibt auch über sein Leben Auskunft. "He worked in a Butcher Store in Long Island" teilt Ferna mit. Vor wenigen Jahren hat er das Geschäft aufgegeben. Dann sind sie beide von New York nach New Jersey gezogen. Es geht ihnen wirtschaftlich gut. Aber immer ist das Heimweh nach dem Vater, nach der Mutter, das Heimweh nach den Familienangehörigen, gegenwärtig. Es behält unabhängig vom erreichten angenehmen Lebensstandard die Oberhand.

Ferna Kaufmann blickt in ihre Kindheit zurück: Mit fünf Jahren hatte sie Baden-Baden verlassen müssen. Eines Tages hatte jemand zu ihrer Mutter gesagt: "Frau Ackerman, Sie dürfen Ihr Kind nicht mehr in den Kindergarten bringen!" Ob ich das verstehen könne, fragt Ferna. Ja, entgegne ich. Fotografien fallen mir ein, die ich von der Scheiberstraße und den Kindern, die entlang des Trottoirs zum Kindergarten gehen, gemacht habe.

Der Vater von Ferna war Synagogendiener, Verwalter der Synagoge, Stephaniensstraße 5. Er befand sich am 10. November 1938 in der brennenden Synagoge von Baden-Baden und wurde vom Chef der Feuerwehr, Gustav Müller, gerettet. Diese Angaben hat er vor seinem Tod niedergeschrieben und damit für die Nachwelt dokumentarisch festgehalten, erklärt Ferna.

Ferna bekennet, daß sie sich vom Ort ihrer frühen Kindheit unwiderstehlich angezogen fühle. In all den Jahren tat sie nichts, um dieses Gefühl zu unterdrücken. Das Heimweh führte sie in der Vergangenheit oft an die Oos zurück. Die Wiederbegegnung mit der

veränderten Stadt festigte ihr Gemüt, festigte die Bereitschaft zur Versöhnung, auch wenn sie nach der allerersten Nacht im Jahre 1967 wieder abreiste, weil sie das Bild des Druckereigebäudes, das an der Stelle der alten Synagoge errichtet worden war, nicht ertragen konnte. Inzwischen hat sie sich an das Unabänderliche gewöhnt. Sie hat herzliche Kontakte mit dem Hotelpersonal und mit der einheimischen Bevölkerung geschlossen. In diesem Augenblick erwartet sie eine Bedienstete der Kurhausgaststätten, mit der sie in Freundschaft verbunden ist. Als O.D. endlich auftaucht liegen sich die beiden Frauen vor Freude in den Armen und tauschen ihre heiteren und traurigen Erinnerungen aus.

Nach dem Zusammensein zeigen mir Carl und Ferna Kaufmann ihre Suite im Hotel Reichert in der Kreuzstraße. Sie fühlen sich dort so herzlich aufgenommen und zu Hause, daß sie, als ich mich von ihnen mit einem Kuß verabschiede, ein Wiederkommen für den Sommer 1993 ankündigen.

\*

Zur Zeit des Brandes befand sich die dreijährige Ferna in dem von der Familie Ackerman bewohnten Anbau der Synagoge. Ein SS-Mann habe sie aus dem Fenster stürzen wollen.  
(Ferna erzählte diese S. 1. ebeheit während des Dinars im "Brenners Parkhotel" am Samstag, 19. September 1990. Zu den Tischgästen gehörten Stadtrat Joachim Knöpfel, Michael Leopold Frick-Cohen und Zipora Frick, Elisabeth Frietsch und Carl Kaufmann).

\*

Während der Zeit unseres Gesprächs im Kurhausrestaurant fand im Luisensaal des Alten Bahnhofes, beginnend um 20.15 Uhr, eine Veranstaltung der Volkshochschule und der Arbeitsgemeinschaft christlicher Gemeinden statt. Schauspieler des Theaters Baden-Baden lasen unter dem Motto "Heilige Texte aus dem Alten Israel" aus den Psalmen und dem Hohelied. (Grünes Informationsblatt, das in der Stadtverwaltung, bei der VHS und im Alten Bahnhof auslag)

Zur „Woche der Begegnung“  
veranstaltet von der VHS  
und der Arbeitsgemeinschaft  
christlicher Gemeinden

**Heilige Texte  
aus dem  
Alten Israel**

Schauspieler des Theaters Baden-Baden  
lesen aus den Psalmen und dem Hohelied

Montag, 14. September 1992, 20.15 Uhr,  
Alter Bahnhof, Luisensaal - Eintritt frei

AUSSTELLUNG "JUDEN IN BADEN-BADEN"

Dienstag, 15. September 1992

Über Nacht sind auf den Gehsteig der Vincentistraße Haselnüsse gefallen, für deren Einsammeln mir, der Eilenden, keine Zeit bleibt. Dennoch nehme ich es in Kauf, wegen der Früchte des Herbstes zu spät zu kommen, wegen der Tafelfrische, die nicht manipulierbar ist. Ich verstaue die Straßenernte in einem Seitenfach der Tragetasche meiner Video-Camera und komme gegen 9 Uhr rechtzeitig im Badhotel zum Hirsch an. Auf dem Weg in den Jesuitensaal höre ich Kritik an dem von Oberbürgermeister Ulrich Wendt bei der gestrigen Begrüßung angewandten Terminus: "jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger". Richtig müsse es heißen: "jüdische Bürgerinnen und Bürger" ist die einhellige Meinung der jüdischen Gäste.

Ausstellungseröffnung durch Bürgermeister Zwosta.  
Begrüßungsansprache (auszugsweise):

"Darf ich das angeregte Gespräch, das ich sehr gut verstehen kann, für einen kurzen Moment unterbrechen, damit ich die Ausstellung 'Juden in Baden' eröffnen kann. Ich darf mich vorstellen. Mein Name ist Jörg Zwosta, ich bin Bürgermeister von Baden-Baden und vertrete Oberbürgermeister Wendt, der heute nicht da sein kann. Ich möchte Sie als ehemalige jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger von Baden-Baden in diesem Jesuitensaal, in dem diese Ausstellung nun stattfindet, sehr herzlich begrüßen und willkommen heißen und in diesem Willkommengruß binde ich ein die Dame, die diese Ausstellung gemeinsam mit den Stadtgeschichtlichen Sammlungen der Stadt Baden-Baden konzipiert, entwickelt, recherchiert und zusammengestellt hat, die Dame in dem roten Lederjacket, Frau Angelika Schindler. Ich binde auch mit ein, Frau Lauck, die Leiterin der Stadtgeschichtlichen Sammlungen, mit ihrem Team, das mitgewirkt hat, und auch die Vorsitzende der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, die gerade noch neben mir gestanden hat, ja, da ist sie, Frau Hoffa. Und ganz besonders begrüße ich auch die jungen Damen mit ihrer Lehrerin, Frau Leppen. Es ist schön, daß auch die junge Generation an der Woche der Begegnung, die wir jetzt gemeinsam feiern in diesen Tagen, Anteil nimmt.

Meine Damen und Herren, Sie befinden sich nun im Rathaus der Stadt Baden-Baden, an einem Platz, der eine große historische Tradition hat. Sie haben vorher schon einen Blick auf diese Bilder werfen können und bei einer oder anderen von ihnen, fühlte sich schmerzlich zurückverwandert, an eine Zeit, an eine dunkle Zeit. Aber er hat auch Freunde wieder zurückbeobachtet und Erinnerungen sind wachgerufen werden.

in Ihnen, Dinge, die vielleicht die junge Generation so gar nicht nachempfinden kann.

Ein kurzer Überblick auf die Geschichte des Mittelalters führt dann über in die Zeit der nationalsozialistischen Machtergreifung ab 1933 bis zum Ende des Krieges 1945 und auf diese Ausstellung 'Der verbrannte Traum'.

Ich glaube, Sie konnten ein bißchen nachvollziehen, weshalb. Es geht uns darum, daß wir uns selbst - ich persönlich gehöre dem Jahrgang 1941 an, ich habe das alles so nicht mehr erlebt, sondern nur erfahren aus den Schilderungen meiner Eltern und Verwandten - daß wir uns selbst schlüssig darüber werden, was gewesen ist, daß die junge Generation eine Vorstellung von dem bekommt, was geschehen ist. Eine Vorstellung, die im Grunde genommen gar nicht begreifbar ist - ja es ist kaum fassbar, was sich damals abgespielt hat - und daß wir auf diese Weise eine Brücke schlagen zu Ihnen, denen wir uns ja verpflichtet fühlen, weil Sie unsere ehemaligen Mitbürgerinnen und Mitbürger gewesen waren. Und ich erinnere mich an eine große Stunde, so darf ich sagen, die im Jahr 1988 stattgefunden hat, als wir - die Bürgerschaft der Stadt Baden-Baden - uns der 50. Wiederkehr der Reichskristallnacht erinnerten. Es war am 9. November 1938 gewesen, als vor der Alten Polizeidirektion die jüdischen Mitbürger zusammengetrieben wurden. Und dort haben wir, die Bürgerschaft der Stadt Baden-Baden, einen Stein aufgestellt mit einer wie ich meine sehr wichtigen Inschrift. Elie Wiesel, der heute, wenn ich es richtig weiß, in New York lebt, hat sie geschrieben und diese Worte haben wir in den Stein meißeln lassen: 'Das Geheimnis der Versöhnung liegt in der Erinnerung.' Ich persönlich bin davon überzeugt, daß dies wahre Worte sind, weil sie die Seele und das Gemüt des Menschen erkennen und ansprechen und damit die Voraussetzungen für Menschlichkeit schaffen. Und darauf kommt es mir an, wenn wir heute diese Ausstellung eröffnen, meine Damen und Herren, daß wir aufeinander zugehen können, daß wir offen sind füreinander und nicht vergessen, was gewesen ist, aber trotz dieser Vorkommnisse den Weg zueinander finden, miteinander ins Gespräch kommen und auf die Art und Weise wieder uns allen gemeinsam eine Zukunft geben und nicht in Verbitterung auseinander gehen. Das ist nicht einfach, ich weiß dies, aber Sie sollen wissen, daß Sie in eine Stadt kommen, die sich ihrer Verantwortung Ihnen gegenüber bewußt ist, in eine Stadt, die sehr wohl weiß, was geschehen ist in der Schreckenszeit von 1933 bis 1945 (Klicken von Blitzlichtern). Sie befinden sich aber auch an einem Ort, der sich seiner großen Tradition bewußt geblieben ist und der geistig anknüpft an das friedliche Miteinander der Religionen in dieser Stadt. Durch Ihr Kommen haben Sie diese Erinnerung möglich gemacht.

Nehmen Sie sich die Zeit, die Dinge sehr sorgfältig durchzugehen und ich hoffe und wünsche vor allen Dingen auch für unsere Bürgerschaft, für die junge Generation, daß wir das, wovon wir alle träumen, wirklich träumen, nämlich zueinander zu finden, wahr machen können. In diesem Sinne alles Gute, auch für Sie!"

Pressesprecher Roland Seiter:

"Das klingt jetzt wieder sehr profan (Lachen um ihn herum): Viele von Ihnen haben den Wunsch geäußert, daß Sie einen Raum haben wollen, wo Sie sich ungestört treffen können zu jeder Tageszeit, auch abends! Den Raum haben wir gefunden. Er ist im Hotel Romantik Hotel Kleiner Prinz - es ist die Penthouse Suite. Ein anderer Raum war in der Kürze der Zeit nicht zu bekommen."

Ruth Grebenau setzt sich auf einen Stuhl und erzählt von ihrer Wahlheimat Kfar Saba bei Tel Aviv in Israel.:

"Dieses Jahr war so, daß es eben übergelaufen ist. Nachdem man die Talsperre aufgemacht hat, ist viel Wasser ins Tote Meer geflossen und dort ist der Meeresspiegel dann auch gestiegen. Das Tote Meer ist geteilt in der Mitte. Die eine Hälfte gehört Israel, die andere Hälfte Jordanien. Und dann hat man dort viel Salz, Salze, Kalium und alle möglichen anderen Sachen, - die werden exportiert. Das ist ein gutes Exportgeschäft, nicht nur von unserer Seite, sondern auch von der jordanischen Seite."

Die Kamera bringt Ilse Stutman aus New York und Mr. R. A. Sack aus Manchester ins Bild und hält folgende Worte von Frau Stutman fest: "Als ich Ihres Vaters Namen auf einem Bild las, da sagte ich: 'Das ist Dr. Sack!'. Der Mathematikprofessor notiert sich während dieses Gesprächs mit Mrs. Stutman etwas in ein mitgebrachtes Schreibbuch."

Wieder Ruth Grebenau:

"Die Gedenkstätte für den Holocaust in Israel heißt Yad Vashem. Da steht im Eingang ein riesiges Bild von einer Synagoge, die brennt. Es ist der 9. November 1938, als ich dort zum ersten Mal hin kam, bin ich zurückgeschreckt, denn ich habe gesehen, daß es unsere Synagoge aus Baden-Baden war. Dieses Bild wurde von einem Freund meiner Familie, darum weiß ich das so genau, er ist Christ, selbst aufgenommen. Er nahm das Bild unter - ich nehme an unter sehr großer Gefahr auf einer Auslandsreise mit und dadurch ist dieses Bild ins Ausland gekommen. Das war natürlich streng verboten, ein

Bild von einer brennenden Synagoge zu jener Zeit zu veröffentlichen im Ausland, im Inland schon gar nicht. Aber dadurch ist dieses Bild gerettet worden."

Chronistin:

"Und das Bild ziert die im November 1988 herausgekommene Briefmarke?"

Grebenau:

"Ja"

Chronistin:

"Es gibt keine Briefmarke, die ein Baden-Badener Gebäude oder einen Baden-Badener Landschaftsteil zeigt. Nur diese eine. Sie war schnell vergriffen."

Grebenau:

"Das wußte ich nicht. Es tut mir leid, daß man das (Feuer) gar nicht sehr genau sieht. Ich habe sie mir von einem Verwandten in Amerika, von dem ich immer Briefmarken bekomme, für meine Enkelkinder schicken lassen. Er hat sie auf meinen Wunsch hin gesucht und gefunden. Es ist kein gutes Bild (sie meint die Schärfe der Aufnahme)".

Chronistin:

"Aber unter dem abgebildeten Judenstern steht der Spruch: 'Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.'"

Grebenau:

"Ja, das Motto dieser Ausstellung!"

#### EINKREISUNG VON GESICHTERN DER JUNGEN GENERATION

Grebenau auf ein Bild an der Stallwand zeigend:

"Das war das Hotel meiner Eltern. Meine Mutter hat, als sie noch ein junges Mädchen war, dieses Hotel - das heutige Hotel 'Nest' - gegründet und geführt und erst im Jahr 1913 geheiratet. Ich bin dort geboren. 1929 hat mein Vater das Hotel verkauft, hat das Haus am Sonnenplatz I erworben und hat dort das Hotel 'Tannhäuser' aufgemacht. Und dieses Haus hat bestanden bis zum Jahr - - - 1939, denn mußten sie es zwangsverkaufen. Aber der, der es gekauft hat, ein Herr Hofale, ein guter Freund meines Vaters, hat mir nach dem Krieg wieder etwas Geld zurückgegeben, denn mein Eltern hatten das 'Tannhäuser', das 1938 in den Namen 'Köhler-Stern' (Köhler war der Name ihres Vaters Theodor David und Stern der Mädchenname ihrer Mutter Auguste Gittel) hatte umbenannt werden müssen, zu einem Schandpreis veräußern müssen. Und der Herr Hofale hat noch etwas getan, er war ein wunderbarer Mensch und ein guter Freund, er hat

meinen Eltern, die bis zur Vertreibung in dem Haus gegenüber, an der Ecke im 'Kaiserhof', gewohnt haben, geholfen. Er hat ihnen noch Geld und auch Essen zugesteckt bis zum Jahr 1940 . . . .".

In diesem Augenblick ist es schwer, die Video-Camera still zu halten. Nur unzulänglich gelingt es, Ruth Grebenaus Gesicht, das sich in groben Punkten auflöst, mit der Camera festzuhalten.

Es ist genau fünfzig Jahre her, daß ihre Eltern Hungers starben, ihre Mutter auf dem Weg von Gurs nach Auschwitz und ihr Vater im Viehwagen nach Drancy in Frankreich.

Im Kontrast dazu Moshe Marcel Grebenau, der an einer anderen Stelle des Jesuitensaals schweigend und in sich gekehrt vor sich hinblickt.

Kunsterzieherin Elisabeth Frietsch hat sich unaufdringlich den im Gespräch befindlichen Herren Bürgermeister Zwosta und Jack Hauser genähert und wendet sich in einem ihr geeignet erscheinenden Augenblick an Herrn Hauser. DIE CAMERA RECORDER NIMMT DIE SZENE AUF:

"Herr Hauser, darf ich Sie etwas fragen. Haben Sie die Weills gekannt? Die haben eine Schuhfabrik gehabt. Die Marion Weill war bei mir in der Klasse. Haben Sie eine Marion Weill gekannt? Die ist nach Amerika ausgewandert . . . ."

Jack Hauser denkt nach, weiß aber keine Antwort.

Ich bitte Carol Wine und Carl Flesch, in die Nähe der Fotografie, die den Vater Carl Flesch im Gespräch mit Wilhelm Furtwängler zeigt, zu treten. Das Foto befindet sich unter der Rubrik "Jüdische Musiker in den 20er Jahren". Carl Flesch kommt meiner Bitte mit dem Lächeln eines Grandseigneurs und Gentleman nach.

Mrs. Effi Hauser zu Petra Heuber:

" . . . mein Vater hat als die Haarnadeln auf der Straße aufgehoben (Griff zu ihren Haaren) und hat sie dann zum Desinfizieren gegeben. - - - Aber man hat niemanden fragen können. Man hat es selber machen müssen."

Petra Heuber zu Mrs. Effi Hauser:

"Ich verabschiede mich."

Elfi Hauser:  
"Also, ich sehe Sie wieder - "

Petra Heuber:  
"Kommen Sie heute abend?"

Elfi Hauser:  
"Ich weiß es nicht. (Leise) Die blöden Witze. Mein Mann hat gesagt, ich soll hingehen, aber - - -"

Petra Heuber:  
"Überlegen Sie es sich!"

(Um 19 Uhr findet im Runden Saal des Kurhauses die Veranstaltung "Jiddische Lieder - Jüdische Witze" mit Salscia Landmann und Oksana Sowiak statt)

Karl Kahn (früher Karl-Heinz Kahn) hat auf der Ausstellung seinen früheren Schulkameraden Walter Wittemann wiedergefunden. Beide treten in sichtlicher Erregung vor die Kamera.

Kahn:  
"Ich kenne ihn vom Gymnasium. (Zu Wittemann gewandt): Sie können mehr erzählen als ich!"

Wittemann:  
"Vom Gymnasium Hohenbaden. Da habe ich Abitur gemacht."

Chronistin:  
"Sie haben sich richtig erinnert, wann Karl-Heinz Kahn wegging?"

Wittemann:  
"Ich erinnerte mich noch, daß er sehr früh weggegangen ist. Genau das Jahr konnte ich nicht mehr sagen."

Kahn:  
"Es war Ende 1936."

Chronistin:  
"Es ist hochinteressant, daß Sie sich gefunden haben. Wie haben Sie sich denn entdeckt, erkannt?"

Kahn:  
"Er hat mich erkannt."  
Verlegenheit. Lächeln. Lachen.

Wittemann:

"Es ist so, den Herrn Grunfeld, den habe ich gefunden gehabt und über den bin ich zu ihm (Kahn) gekommen. - Zur Kamera gewandt - Sie sind - - - ?"

Chronistin:  
"Bei der Stadtverwaltung bin ich tätig".

Wittemann:  
"Ich habe viele Erinnerungen an damals. Ich habe mich sehr gefreut, daß er (Kahn) am Leben ist und daß ich ihn wiedergesehen habe."

Chronistin:  
"Haben Sie irgend eine Erinnerung an früher oder nein?"

Wittemann:  
"Da ja, ich habe sehr viele Erinnerungen. Ich weiß die ganze Reichskristallnacht und alles. Ich weiß das sehr genau und ich habe das sogar mit Emotionen miterlebt."

Chronistin:  
"Es war unvorstellbar."

Wittemann:  
"Ich habe so Anteil genommen an dem Schicksal von einigen Leuten, die ich gekannt habe und die in meiner Nachbarschaft waren. Auch gegenüber von uns, das möchte ich Ihnen noch sagen, hat Herr Professor Stern gewohnt - an Herrn Kahn gewandt - : Kennen Sie den? Professor Stern war früher Lehrer an unserem Gymnasium gewesen, aber als wir ins Hohenbeden kamen, war er schon im Ruhestand. Und er hat gegenüber von uns gewohnt, ein Jude, mit Frau, bescheidene Leute, gegenüber von uns. Als damals die Kristallnacht kam, als sie die Juden abgeholt haben, da waren die (Sterns) krank, dann wurde der (Professor) nicht abgeholt damals, zu jener Zeit gerade. Und dann sind sie immer noch da gewesen, sind nicht mehr fortgegangen, haben aber ihren Judenstern (Wittemann zeigt mit der linken Hand die Stelle über seinem Herzen und bewegt die Hand dort für Sekunden hin und her) getragen. Sie sind ums Haus herum spazieren gegangen. Ihr Garten grenzte an ein Grundstück der Weinbergstraße, unten. Und das Grundstück in der Weinbergstraße gehörte Herrn Sulzer. Die Grundstücke gingen zusammen, von der Weinbergstraße zur Hardäckerstraße. Und da konnte, ohne daß es von außen jemand sah, Frau Sulzer, die eine sehr nette Frau war, die Sterns immer etwas mitversorgen. Und eines Tages hat Frau Stern gesagt: "Sie wollen uns wieder holen. Aber wir gehen hier nicht lebend raus!" - - - Und sie haben dann Schlaftabletten genommen."

Kahn:

"Furchtbar - - -, ich war ja um die Zeit schon weggegangen gewesen."

Wittemann:

"Das waren so nette, bescheidene Leute. Der Professor Wohleb hat mir einmal einen Brief mitgegeben für den Herrn Professor Stern, denn mit der Post konnte man ihn nicht schicken, sonst . . . wäre er vielleicht aufgemacht worden, das weiß ich. Aber nur weil Professor Wohleb gewußt hat, daß wir keine Nazis waren, hat er mir den Brief mitgegeben. Er konnte mir also vertrauen."

Kahn:

"Von Herrn Professor Wohleb habe ich ja noch die Preise bekommen, sonst, wenn er die Nazi-Gedanken gehabt hätte, hätte ich bestimmt keinen Preis bekommen."

Lachen.

Chronistin:

"Herzlichen Dank für diesen interessanten Beitrag!"<sup>8</sup>

Wittemann:

"Die meisten haben gemeint, sie müßten in der Partei sein, damit sie keine Nachteile, keine beruflichen Nachteile, haben. Mein Vater hat einmal gesagt: 'Was wird aus den Kindern?' Aber er hat es trotzdem nicht über's Herz gebracht, gegen seine Überzeugung in die Partei zu gehen."

Chronistin:

"Er ist nicht in der Partei gewesen?"

Wittemann:

"Er ist nicht in der Partei gewesen."

Chronistin:

"Jas war er von Beruf."

Wittemann:

"Beamter bei der Stadt. Und das ist in Baden-Baden vielleicht, das sind auch die Leute gewesen, die Beamten, die zusagen - - "  
(Satz geht im allgemeinen Stimmengewirr unter)

Lotte Mandel tritt mit ihrer Pocketkamera herzu und sagt:

"Es war mehr möglich in Baden-Baden wie in einer anderen Stadt. So wie ich mich erinnere - - an Herrn Wittemann gewandt - - Sie sind von Baden-Baden?"

Wittemann:

"Ja".

Lotte Mandel:

"Ich habe zwei Freundinnen, die mit mir in die Schule gegangen sind, die sind nicht hier, aber gestern abend haben sie mich besucht und die waren, eine von denen war in der SPD, das haben wir gewußt. Wir haben Angst gehabt für d i e , mehr wie die für uns, because wir haben gewußt, daß da wird sich was losgehen."

Kahn:

"Wolf-Dieter Schlöwe, mit dem ich so gut bekannt war, da mußte ich sehr vorsichtig sein, wenn ich mit dem zusammen war. Der hat da hinten gewohnt, wo die Gaskessel waren."

Lotte Mandel:

"Wir sind am Abend gegangen, zu sie besuchen, nicht mehr am Tag, because wir haben Angst gehabt für d i e ! Und dann am Abend sind wir auch hingegangen, um good by zu sagen. Das waren schwere Zeiten, wenn man sich das überdenkt."

Christina:

"Ganz unvorstellbar. Und jetzt gibt es noch Zeugen. Jetzt müßte man Tag und Nacht die Zeugen interviewen, denn später glaubt es kein Mensch mehr."

Lotte Mandel:

"Ja, das ist nämlich das. Deshalb müssen wir mit der Jugend sprechen. Die einzige Zukunft für uns ist die Jugend. Was wir machen, was der macht und was der tut - - , das ist eine andere Sache. Aber die Zukunft ist für uns die Jugend, die Jugend! Die Jugend muß das hören, was wir erlebt haben, und darf es nicht vergessen. Das ist die Sache. Ich hoffe, daß da wird sein eine Zukunft, because die deutsche Jugend und die Jugend von der Welt muß helfen, daß so etwas nie wieder vorkommt. That's the history."

(zu Herrn Wittemann gewandt, der aufmerksam zugehört hat): Wie alt sind Sie jetzt?"

Wittemann:

"Eundsiebzig"

BEGEGNUNG . B. - BADEN 1992

Kunsterzieherin Elisabeth Frietsch, mit der ich ins Gespräch gekommen bin, lädt mich in der Mittagspause zu sich nach Hause ein. Sie wohnt an den Hardstaffeln. Da sie kein Auto hat, gehen wir zu Fuß. Im Geschäft Müller & Veith am Sonnenplatz kauft sie belegte Brötchen. Während ich außen warte, wird mir bewußt, daß ich vor dem Gebäude stehe, das vor wenigen Minuten in der Rückblende der Ruth Grebenau als einstiges Hotel "Tannhäuser" aufgetaucht ist. Unser Weg führt über die Stephaniestraße. Ins Gespräch vertieft, schenken wir dem am Gebäude Nummer 5 angebrachten Gedenkstein, der an den einstigen Bau der Synagoge erinnert, keine Beachtung. Das Zuhause meiner Gastgeberin befindet sich auf halber Höhe der Hardstaffeln. Ein Bilderbuchhäuschen steht in einem blühenden Garten. Rechts des Erschließungsweges reckt eine malerische Birke ihr grün lodernendes Haar in den Himmel. Meine Blicke nisten sich in ihm fest. Elisabeth Frietsch erweist sich als gesprächig: "Ein böser Nachbar wollte die Birke fällen" beginnt sie und fährt fort: "er hatte mit der Axt bereits auf den weißen Stamm eingeschlagen, der Rinde Hiebe versetzt, als ich ihn wütend angefahren und unter Drohungen gebeten habe, den Baum leben zu lassen."

"Wir müssen um das Gute und Schöne kämpfen" danke ich "und wie diese Frau Zivilcourage an den Tag legen". - - Das Häuschen ist fliederfarben getüncht. Statt eines emaillierten Nummernschildes grüßt eine Keramiktafel, in die die Nummer 6 a. von Blumenranken umgeben, eingebrannt ist. Flur, Treppenhaus und Wohnzume sind mit Aquarellen und Seidenteppichen geschmückt, die das Werk der für die Wirklichkeiten des Lebens aufgeschlossenen Bewohnerin sind. Mit Stift, Pinsel und Farbe hat sie ihre Gefühle umgesetzt und ihren Gedanken Ausdruck verliehen. Ihre Kindheit wurde von der Erzählkunst ihrer Großmutter mütterlicherseits und ihres Großvaters durchwirkt und geprägt. In den atmosphärischen Erzählungen am Feuerherd wurden die Geschehnisse der Belle Époque in die nächste Generation hinübergerettet. Mutter und Großmutter hat Elisabeth Frietsch ihre Erinnerungsleidenschaft und ihre Liebe zur Stadtgeschichte, die sie in Bildern festgehalten hat, zu verdanken. Sie bezeichnet sich selbst als malende Chronistin. In Erinnerung an die Zeit der Russen in Baden-Baden schuf sie großflächige Bild-Impressionen: Fürst Menschikoff in der Lichtentaler Allee, Dostojewskij am Spieltisch u.a. Sechs Jahre neigte sie sich über die Seide in Erinnerung an die Belle Époque. "Alles, was Sie sehen, ist unverkäuflich!" sagt sie ohne Hochmut. Die Motive der Kacheln in Küche und Bad entstammen ihrem Schöpfergeist, ihre häufig auf dem Krankenlager entstandenen Skizzen hat sie später in graziöse Grafiken umgesetzt, diese mit Pinsel oder Stift in Schmelzfarben auf Porzellan gemalt und bei 830 Grad Celsius gebrannt. Wenn sie der Farbe Gold auf der Kachel

Dauer verleihen wollte, waren drei Brennvorgänge erforderlich. Kein Quadrat gleicht dem anderen. In den Kreisen und Sternen, Quadraten und Rauten, in den Linien und Punkten ist mathematische Genauigkeit zu bewundern. Was der Phantasie entsprang, wurde Boden, betretbare Wirklichkeit.

Plötzlich wird mir bewußt, daß Elisabeth Frietsch die Künstlerin ist, der ich vor genau drei Jahren auf der Spur war. Auf einer Bank in der Fußgängerzone hatte ich eines Augustnachmittags nach einer Straßenkünstlerin Ausschau gehalten, mit der ich ein Interview zu führen beabsichtigte. Von vornherein war in Frage gestellt gewesen, ob die junge Mutter einer Straßenkünstlerfamilie zu dem Zeitpunkt, zu dem wir uns verabredet hatten, abkömmlich war, weil "der Vater das Tagesprogramm gestaltete". Ich wartete vergeblich. Eine neben mir sitzende ältere einheimische Dame, der ich im Gespräch mein Anliegen kundgetan hatte, empfahl mir bei Nichtzustandekommen des Interviews die Kontaktnahme mit einer Baden-Badener Künstlerin, deren Namen und Anschrift sie mir in mein mitgeführtes Tagebuch diktierte. Obwohl ich mich gedanklich mit der mir unbekanntem Frau an den Hardstaffeln 5 a intensiv befaßte, und obwohl der kalligraphisch schöne Diariumeintrag in himmelblauer Tinte wie eine ständige Mahnung und Verpflichtung wirkte, war ich dem sommerlichen Bankauftrag aus unerfindlichen Gründen nicht nachgekommen.

Die Woche der Begegnung hatte Elisabeth Frietsch und mich endlich zusammengeführt.

Während wir an den beiden Enden des großen Wohnzimmerisches Platz nehmen und uns den belegten Brötchen und dem Kaffee zuwenden, läßt die Gastgeberin ihren Worten freien Lauf:

"An dem Ort, an dem wir uns befinden, war vor vielen Jahren ein gepachteter Garten mit einem Gartenhäuschen aus der Belle Époque und einem großen Pfirsichbaum. Mein Elternhaus stand vorne an den Staffeln und es hatte uns Kindern Vergnügen bereitet, zum schönen Kaffeetrinken mit dem echten Meißner, der Tischdecke und den Kissen ins wind- und regengeschützte Elysium aus Holz und Draht zu gehen. Unter dem Pfirsichbaum hörte ich meine Mutter sagen: 'O wäre das herrlich, wenn wir an dieser Stelle unser Häuschen hätten.' Diesen Ausspruch habe ich nie vergessen und ich nahm mir vor, um die Stimme der Mutter ein Haus zu bauen. Am Ende einer Odyssee habe ich es geschafft und dieses Ziel in die Realität umgesetzt."

Niemand kann ihr heute den Blick zu der schönen Birke, hinter der die Türme der evangelischen Stadtkirche auftauchen, nehmen. Sie hat nicht nur diese eine Kirche vor Augen. Als Vision von friedlichen Nebeneinander der Religionen der Welt hat sie die Kirchtürme der Stadt Baden-Baden ohne trennende Zwischenräume

gemalt. Die russische Kirche, die Stiftskirche, die Stourdzakapelle und die evangelische Stadtkirche befinden sich auf ihrer Tuschezeichnung in einer Zeile. Und darunter - wie um Versöhnung bittend - höher und breiter die 1938 von den Nazis niedergebrannte Synagoge Baden-Baden. Je eine Buchstabenzeile links und rechts der Kirchen fügt sich zu dem eindringlichen, das Herz anrührenden, Text:

BEGEGNUNG . B. - BADEN 1992

Die handkolorierte Tuschezeichnung hat Elisabeth Frietsch eigens für die Woche der Begegnung geschaffen!

DIE ZORNIGE GROSSMUTTER UND DIE DURCH DIE  
EISENRINGE HINDURCHZÜNGELNDEN HERDFLAMMEN

Ich frage.

"Können Sie sich persönlich noch an den Brand der Synagoge erinnern?"

"Ja" setzt Frau Frietsch zur Erzählung an und läßt ihre Tasse Kaffee unangastet: "An dem Tag hatten meine Schwester und ich die Großmutter gebeten, unsere einjährige Cousine Doris im Kinderwagen spazierenführen zu dürfen. Die Großmutter erlaubte es uns, die Kleine im Wägelchen auf dem Bürgersteig der Stephaniestraße auf und ab zu führen und gab einen Zeitpunkt an, an dem wir wieder zu Hause sein mußten. Als wir auf die Straße kamen, riefen uns Kinder zu: 'Rennt da vor, d'Synagoge brennt!' Als wir die brennende Synagoge sahen, waren wir entsetzt, rannten zu den am Straßenrand versammelten Menschen und starrten wie gebannt in die emporzüngelnden Flammen. Ich war damals elf Jahre alt. Ich erinnerte mich an das Gebot der Großmutter und rannte wie besessen nach Hause, meine zehnjährige Schwester Gabriele blieb verbotswidrig mit dem Kleinkind stehen und kam erst später heim. Über der Ungehorsam meiner Schwester in ihrer Funktion als Kindsmagd war meine Großmutter so erbost, daß sie, was sie sonst nie tat, Gabriele (die wir Gaby nannten) bei ihrem endlichen Eintreffen eine schallende Ohrfeige verpaßte.

Albertine Durm, so hieß meine Großmutter, war über das Geschehen so tief erschüttert, daß sie aus ihrem Abscheu keinen Hehl machte. Und ihrem rasenden Zorn machte sie dadurch Luft, daß sie mit klagender Stimme ausrief, es werde Unheil bringen, wenn man die Hand gegen die Gotteshäuser der anderen erhebe. Sie prophezeite, es werde Feuer vom Himmel regnen.

Meine Großmutter wohnte im Haus meiner Eltern, im Dachstock. Beim Schüren ihres Herdfeuers am Abend geriet ihre Selbstbeherrschung außer Kontrolle. Den rußschwarzen Schürhaken in der zitternden

Hand, verwechselte sie die Reihenfolge der eisernen Ringe, so daß das Feuer durch die klaffenden Spalten zischte und wild gegen ihr Gesicht schlug. Von der Glut der Flammen hatten sich ihre Haare aufgelöst. Ich war entsetzt und verwirrt und weinte. Ich dachte: 'Sie sieht wie eine Hexe aus und niemand ist mehr gut zu mir'. Das war die bittere Erfahrung dieses schlimmen Tages. Als Kind konnte ich die Bedeutung des Brandes nicht ermessen. Die brennende Synagoge, die Schelte der Großmutter und ihr zorniges Gesicht über den Herdflammen, das waren die Eindrücke des schrecklichen 10. November 1938."

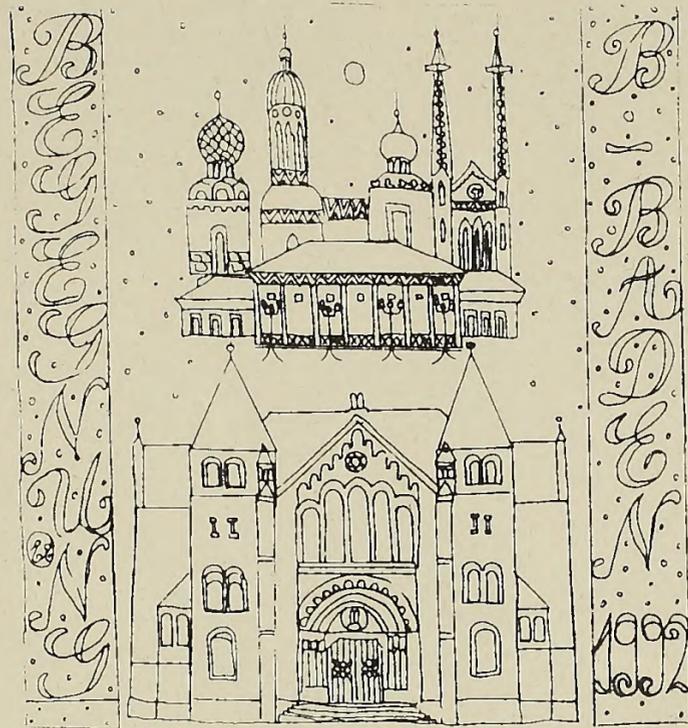
"Hatten Sie so etwas wie eine persönliche Beziehung zu der Synagoge gehabt?"

"Ja, ich hatte dieses Haus lieb" fährt Elisabeth Frietsch fort, "es war ein wunderschönes Gebäude, an dem ich täglich vorbei zur Schule ging. Zur Synagogentür führte ein Treppchen, das zu beiden Seiten von schweren Eisenketten gesäumt war. In die Buchten, die die beweglichen Ketten bildeten, hatte ich mich oft hineingesetzt und darin geschaukelt. Der Synagogendiener Weill hatte nie geschimpft, wenn er mich in der 'Kettenschaukel' sitzen sah. Weill und seine Frau waren sehr kinderlieb. Der Weill hatte Matze gehabt und mir und meinen Schulkameradinnen davon gegeben, wenn wir ihn darum baten."

Als ich gehe, schenkt mir Elisabeth Frietsch die handkolorierte Tuschezeichnung von den friedlich nebeneinander stehenden Kirchen Baden-Badens - als Zeichen des Dankes für die Woche der Begegnung und als Symbol für die Unzerstörbarkeit der Konfessionen (Abbildung).

Mehrfertigungen dieser Tuschezeichnung hatte die Urheberin einigen Gästen der Woche der Begegnung schon in den vergangenen Tagen geschenkt und die Rückseite mit persönlichen Zeilen der Widmung versehen. Beim Gehen drückt mir Frau Frietsch eine weitere Zeichnung in die Hand mit der Bitte, diese bei nächster Gelegenheit Frau Edith Buehler (geb. Silberstein) auszuhändigen. Frau Frietsch erlaubt mir, die auf die Rückseite mit Bleistift angebrachte Widmung für die betagte Jüdin, die in Begleitung ihrer Betswardin Friedel Schendel nach Baden-Baden gekommen ist, zu lesen:

"Musik im Kurgarten zu Baden-Baden. Danke für die Gespräche, die ich mit Ihnen führen durfte. Mich hat das sehr glücklich gemacht und ich hoffe, wir werden wieder voneinander hören. In Zärtlichkeit E. P. Hardstaffeln 6 a. Tel. 271166."



Elisabeth Fritsch

"AUF MEINEM GRABSTEIN SOLLEN DIE NAMEN MEINER ELTERN STEHEN"

Das Programm sieht um 14 Uhr die Besichtigung des jüdischen Friedhofs in Lichtenal vor. Der Omnibus kommt pünktlich auf dem Parkplatz vor dem Eingang an. Nach dem Durchschreiten des Tores sehe ich Moshe Grebenau sich von seiner Frau entfernen. Dies nehme ich zum Anlaß, mich ihr zu nähern. Ein Rückenleiden und Arthrose in den Knien machen ihr zu schaffen. Alle paar Meter bleibt sie stehen, stützt sich auf ihren Krückstock und läßt inner Rede freien Lauf. Dabei schaut sie mich an, um in meinen Augen Bestätigung zu finden. Sie ist in Gedanken bei ihren Eltern. Weil diese kein Grab bekommen hatten, wolle sie einmal in ihrem Grabstein in Kfar Saba (einer Kleinstadt, "bei guten Zeiten" eine halbe Autostunde von Tel Aviv entfernt) statt ihres eigenen Namens die Namen ihrer Eltern eingemeißelt haben. Während des beschwerlichen Anstiegs erinnert sich das einstige Baden-Badener Schulmädchen auch an den Golfkrieg 1991 und an die Angst, mit der die israelische Bevölkerung konfrontiert worden war. Worte wie "Plasticsheet" = "Plastikstreifen" drängen an mein Ohr - - - "Man mußte Plastikstreifen unter der Tür der Wohnungen anbringen, falls Gas ausströmte . . ." höre ich Frau Grebenau sagen. Ich merke mir die Worte, weil sie unwiderruflich zu diesem Tag und zu dieser Stunde gehören. Ich will den Tag mit den ihm zugeordneten Worten festhalten. "Und es sind Unfälle passiert" fährt die Jüdin fort "weil vergessen wurde, den 'plug' aus den Autos rauszunehmen."

An der Gedenkstätte auf der Höhe des Friedhofes legt Bürgermeister Klein einen wunderschönen Kranz mit einer Vielzahl rosaroter Blüten nieder. Auf der Schleife sind die Worte: "Wir gedenken unseren Brüdern und Schwestern". Der Dezernent sagt: "Ich bin tief bewegt, daß ich mit Ihnen zusammen diese Feierstunde erleben kann und den Kranz aus Blumen niederlegen darf."

Das Auge fällt auf symmetrisch angeordnete Steinplatten mit der Aufschrift: "Bodenplatten aus der Synagoge Baden-Baden, z. stört am 10.11.1938." Weiter lautet die Inschrift: "Denn Tag und Nacht beweine ich die Erschlagenen der Tochter meines Volkes. Jeremia 8, 23."

Links den Knopf ihres Krückstockes, rechts die Pocket umklammernd, gelingt der tiefgrobigen Jüdin Grebenau bei unvergleichlich goldenen Sonnenstrahlen ein Foto vom Gottesacker oberhalb Lichtenals. Auch die Bodenplatte der 1938 in Brand gesetzter Synagoge nichtet die von Schmerz Gezeichnete überand ab.

Jetzt ist mir die Akteurin weit voraus. Sie scheute keine Mühe, diesen Augenblick im Bild festzuhalten, während ich es absichtlich unterließ, eine neue Cassette zu erwerben und die Video-Camera den Berg heraufzuschleppen. Mit schlafwandlerischer Sicherheit führt die Frau, die mir zur Freundin und zum Vorbild geworden ist, einen Troß freiwilliger Helfer zu dem mit Efeu völlig überwucherten Grab ihres Onkels, den sie innig geliebt hatte. Ein hinzugekommener Journalist bedient sich ihres Krückstockes, reißt mit diesem ein Loch in die grüne Efeudecke, schiebt die widespernstigen Ranken zur Seite und läßt langsam den Namen Loucian Weill (gestorben 1935) ans Licht treten. Ruth Grebenaus Gesichtszüge erhellen sich, die Augen beginnen zu leuchten. Er habe schräg gegenüber vom Hotel "Tannhäuser" gewohnt und sei einst Sekretär im Reitklub gewesen, erinnert sich die von weither an seine Grabeserde Zurückgekommene. Bei Onkel Loucian sei sie mindestens genau so oft gewesen wie bei den Eltern, entschuldigt sie ihr langes Verweilen an dieser Einfassung unter traumhaft schönen Bäumen. Sie nimmt Abschied.

Beim langsamen Abstieg erklärt sie mir, in Israel nenne man den Gottesacker den "guten Ort".

"Wie war noch einmal der Name Ihrer Eltern?" frage ich.  
"Theodor David mein Vater. Meine Mutter Auguste (nach der Kaiserin) Gittel (die Gute). Der Name 'Tannhäuser' durfte im Dritten Reich nicht mehr benutzt werden, weil dies der Name einer Oper von Richard Wagner war, den die Nazis auf ihr Banner gesetzt hatten. Meine Mutter starb, wie schon erwähnt, im Juli 1942 während des Transports von Gurs nach Auschwitz. Und ein paar Tage später endete mein Vater während des Transports nach Drancy in Frankreich, vermutlich in einem Viehwagen. Man erfuhr vom Tod aufgrund der Aufzeichnungen, die gefunden worden waren. Beim Einstieg in die Transportmittel wurden die Namen der Deportierten notiert und beim Ausstieg nicht mehr erwähnt. Höchstwahrscheinlich sind sie während der Fahrt elendiglich verhungert."

Als wir am Parkplatz zurück sind, atmet Frau Grebenauf auf. Die Strapaze des Anstiegs hat alle ihre Kräfte herausgefordert. Aber "der gute Ort" hat sich ihr nicht verweigert. Nun läßt der Fahrer den Motor an und steuert den Bus zur Alten Polizeidirektion. Dort kommen wir um 15.50 Uhr an. Bis zum Beginn der Gedenkstunde bleiben uns zehn Minuten. Ich frage mich, ob ich es in dieser Zeit schaffen werde, bei Radio Freytag am Augustplatz eine neue Videocassette zu kaufen. Ich müßte unverzüglich losrennen. Aber wie stets in solchen Augenblicken lasse ich kostbare Minuten ergebnislos verstreichen. Endlich raffte ich mich auf, drückte Ferna meine schwarze Schultertasche mit der Camera in die Hand und bitte sie, bis zu meiner Rückkehr darauf achtzugeben. Im Radiofachgeschäft ist zum Glück kein Kunde anwesend, was mich

hoffen läßt, daß der ein Telefonat führende Verkäufer bald den Hörer auflegt. Aber der Graubemantelte denkt nicht daran, sich vom Hörer, den er in der Hand hat, abzuwenden. Er freut sich, daß seine Stimme den Raum beherrscht. Zur gleichen Zeit bewegen sich über die Bildschirme der im Verkaufsraum ans Stromnetz angeschlossenen TV-Geräte tonlose Bilder. Ich frage mich, ob der OB mit seiner Rede pünktlich sein wird. "Zeitachse" ist eines seiner Lieblingsworte. Also wird er diese Zeitachse einhalten.

Ohnmächtig bin ich den Gegebenheiten ausgeliefert. In diesem Raum der funktionierenden elektrotechnischen Anschlüsse werde ich nicht wahrgenommen, bleibe ich ohne Ansprache. Die Sekunden des Wartens werden zur Ewigkeit. Ich fürchte, zur Kranzniederlegung des Oberbürgermeisters am Gedenkstein in der Sophienstraße zu spät zu kommen. Ich male mir aus, wie Ulrich Wendt auf den Stein zugeht, der an die Reichskristallnacht erinnert und in den die Worte eingemeißelt sind: "... es fand sich niemand, der diesem Geschehen Einhalt geboten hätte." Sind es die ans Netz geschlossenen gleichgeschalteten TV-Geräte in diesem Raum oder sind es jene mahnenden Worte, die mich in Schach halten und bewegungsunfähig werden lassen. "Es fand sich niemand, der diesem Geschehen Einhalt geboten hätte..."! Nun, da ich mich an den Boden dieses Verkaufsraumes festgenagelt fühle, beschäftige diese Worte meine Gedanken viel stärker, als sie es vorher getan hatten.

Wenn davon die Rede ist, daß sich niemand gefunden hat, muß jemand gesucht worden sein! Aber wer hat auf dem Höhepunkt des Naziterrors Menschen gesucht? Wer war das, der nach Menschen gesucht hat, nach Menschen, die dem fürchtbaren Geschehen Einhalt gebieten sollten? Gott hat gesucht, Gott, den wir nicht sehen können und der doch gegenwärtig ist.

Ich frage mich angesichts der Gegenwart des unsichtbaren Gottes, ob es sinnvoll ist, die sichtbaren Bilder des offiziellen Aktes der Versöhnung zwischen den einstigen jüdischen Bürgern der Stadt und ihren heutigen Repräsentanten festzuhalten. "Ist es richtig?" reflektiere ich, "die Gedenkstunde an der Alten Polizeidirektion für die Nachwelt aufzuzeichnen, wenn alles Wesentliche sich im unsichtbaren Bereich ereignet, wenn das Wesentliche der unsichtbare Gott ist?"

Endlich hängt der Verkäufenden Hörer in die Gabel und fragt, was ich haben wolle.

"Eigentlich sollte ich schon längst am Gedenkstein sein, der an die Reichskristallnacht erinnert" müßte ich hinausschreiben und den Verkäufer auf diese Weise mit der politischen Aktualität dieser Stunde konfrontieren.

Aber ich bin feige und gleichgeschaltet wie die Televisions-Empfänger neben mir.

Siebenundsiebzig Juden aus aller Welt sind in ihre alte Heimat, an die Stätte ihrer Entrechtung, zurückgekehrt und ich tue nichts, aber auch gar nichts, um diesen historischen Augenblick in das Bewußtsein des TV-Verkäufers zu transportieren. Nichts. Die Überlebenden eines Verfolgungsregimes sind zurückgekehrt aus allen Herren Länder, aus Australien, England, USA und Israel! Das ist ein historischer Moment und ich habe nichts getan, um ihn vorzubereiten, um ihn würdig zu gestalten. Ich entweihe die Stunde, in dem ich mich der Hektik ausgeliefert habe.

"Eine Videokassette. Aber ich muß gleich los - -" kommt es angepaßt über meine Lippen und ich ärgere mich, daß ich nicht mit mehr Mut und Gerechtigkeitssinn ausgestattet bin. "Eine Cassette mit hundertachtzig Minuten Dauer?" fragt der Verkäufer seelenruhig. "Ja" entgegne ich.

Auf meiner Haut sammeln sich Schweißperlen. Der Fünfundzwanzigmarkschein fliegt auf die Geldschale. (Heute wollte ich kein Geld ausgeben) Der junge Mann öffnet die Kasse, die ein Klingelzeichen von sich gibt, derweil ich die Cellophanhülle der Cassette aufzureißen versuche. Es geht nicht. Ich ertappe mich bei den Gefühlen von Wut und Zorn, befähle meinem Fingernagel, zum Stahlhaken zu werden, der die Cellophanverschweißung aufreißen soll. Der Befehl hat Wirkung. Die Fetzen fliegen. "Wenn ich jetzt am 'Goldenen Kreuz' wäre, müßte es noch reichen" danke ich. "Darf ich das da dalassen?" frage ich tonlos.

"Was?" fragt der Verkäufer. Ich deute auf den von mir produzierten Cellophanmüll, der sich wie eine Qualle ausdehnt. Der Gefragte tut, als verstünde er nicht. "Übernehmen Sie ausnahmsweise die Entsorgung?" formuliere ich langsam, um der Disziplin dieser Stunde willen. Ich weiß genau, daß mich diese Höflichkeit die rechtzeitige Ankunft am Gedenkstein kosten kann. Das Cellophan beginnt in der Faust des Mannes zu knistern, dann fliegt es in den Papierkorb und ich jage hinaus, das Rausedel unkontrolliert in meine Manteltasche fallen lassend, an verdutzt dreinblickenden Passanten vorbeirasend. Das "Goldene Kreuz" habe ich geschafft. Vom Leo bis zur Alten Polizeidirektion ist es nur ein Katzensprung, rede ich mir ein.

Außer Atem komme ich am Ende der Allee an. Es ist noch nicht zu spät. Mein Ruf: "Wo ist Fenna?" geht im Lärm der Stimmen der um den Stein versammelten Menschen unter. Aber Fenna sieht mich, wirft die Arme in die Höhe und zeigt auf die schwarze Tasche. Ich zwänge mich die Menge zu Fenna HIN, nehme die Video-Camera entgegen. Die Zeit hat auf mich gewartet. Oberbürgermeister Ulrich Wendt geht in diesem Augenblick auf den Gedenkstein zu.

Die betagte Mathilde Greenbaum steht vor mir, raubt mir mit ihrem Samthut die Sicht zum Geschehen. Jemand sagt: "Gehen Sie doch nach vorne!" Aber ich bin hilflos und fühle: Mathilde ist die Hauptperson. Sie ist es, die an dieser Stelle bleiben muß. Sie hat das Recht, in der ersten Reihe zu stehen. Als filmende Chronistin bleibt mir die Pflicht, dabei zu sein. Nun schickt sich der Oberbürgermeister an, die ersten Worte zu sprechen. Sein Gesicht wird ernst.

#### ERINNERUNG AN DIE REICHSKRISTALLNACHT

"Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, liebe Gäste" beginnt er "ich hoffe, daß ich für die Stadt am Ende auch sagen darf: 'liebe Freunde'! Wir sind hier schon öfters gestanden, wir: die Damen und Herren Stadträte, die jetzt hier sind und andere Bürgerinnen und Bürger der Stadt, wir versammeln uns hier im November jeden Jahres, es sind zwar nicht sehr viele, aber die, die kommen, kommen immer wieder und tragen die Botschaft dann in die Stadt und jedes Jahr erinnern wir uns daran, was in dieser Reichskristallnacht geschehen ist, und vor allen Dingen, was darunter steht. Und jetzt aber zum ersten Mal, jetzt zum ersten Mal nach vielen Jahrzehnten, dürfen wir Sie sehen und da sind die Gesichter derjenigen, die einst hier gestanden haben - ob nun Sie persönlich oder Ihre Familienangehörigen, Ihre Brüder und Schwestern - und zusammengetrieben worden sind. Von diesem Platz aus nahm das Unheil seinen Lauf. Und deswegen stehe ich jetzt hier für die Stadt Baden-Baden, um Sie noch einmal in aller Form um Verständnis zu bitten und ich möchte Ihnen sagen dürfen für den Gemeinderat der Stadt und für die übergroße Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger von Baden-Baden, daß wir uns immer an diese Zeit erinnern wollen, daß wir uns immer erinnern wollen, wenn wir die Freundschaft mit Ihnen und unsere gemeinsame Zukunft ernst nehmen.

Ich habe gestern von dem Stein gesprochen, den wir niederlegen wollen für alle, die heute nicht hier sein können und ich möchte das noch einmal in unsere gemeinsame Erinnerung rufen. Ein großes Dankeschön, daß Sie zu uns gekommen sind."

Zwei städtische Arbeiter mit schwarzen Mützen legen einen Kranz aus gelben und roten Blüten an dem Gedenkstein nieder, auf dem die schon erwähnten Worte stehen:



alte Polizeidirektion mit Altkatholischer Kirche und zitem in zwischen abgerissenen Gebäude

"... es fand sich niemand, der diesem Treiben Einhalt geboten hätte".

Man hört das Geräusch des Klickens von Fotoapparaten und den lauten Straßenverkehr, der für die Dauer dieser Stunde vielleicht hätte umgelenkt werden sollen.

Ein weiblicher jüdischer Gast legt im "Namen der früheren jüdischen Mitbürger, die heute in Israel leben" ein Blumenbouquet am Mahnmal nieder.

JACK HAUSER: "LIEBER STRASSENKEHRER VON SAN FRANCISCO  
ALS OBERBÜRGERMEISTER VON BADEN-BADEN"

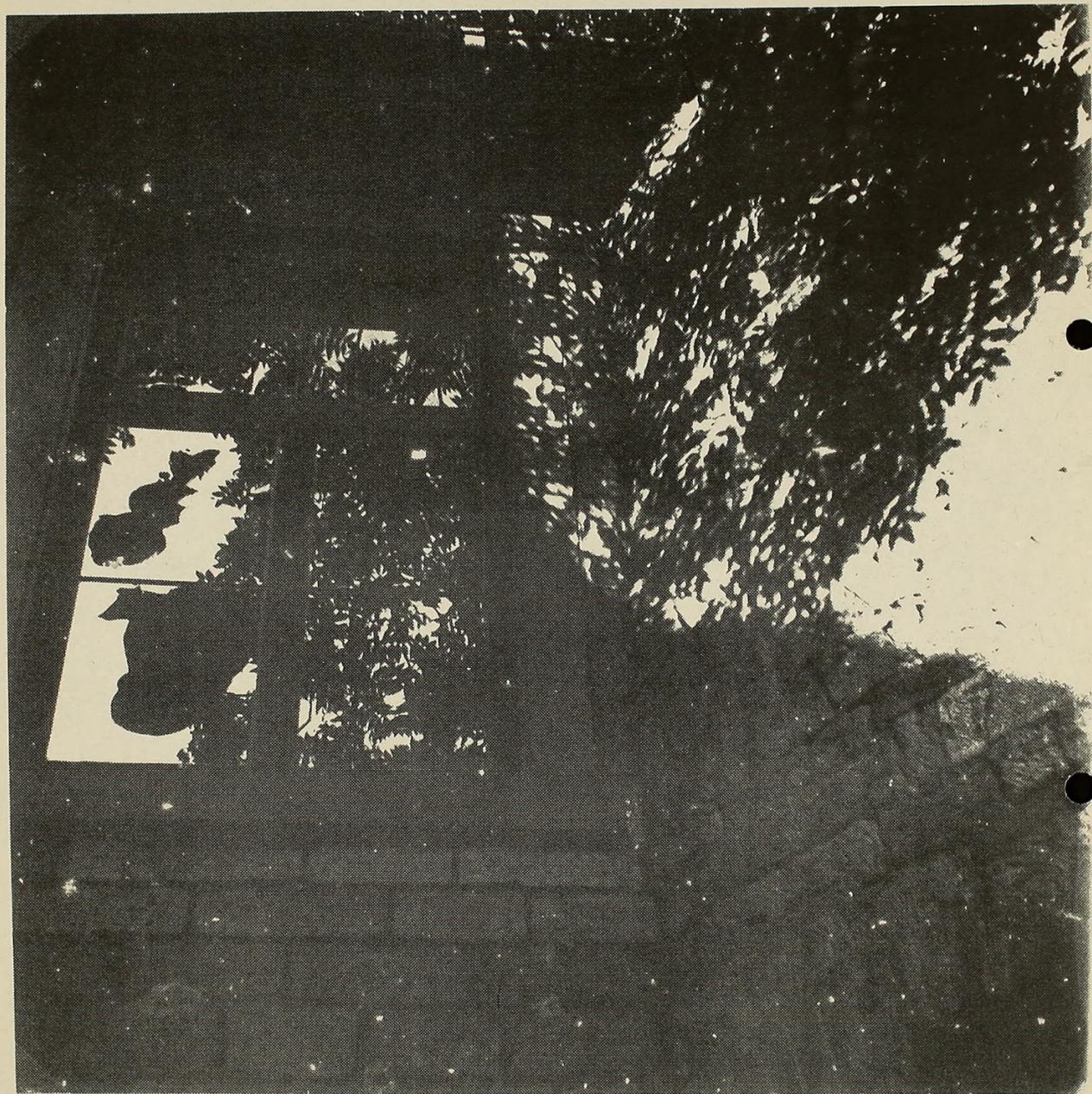
Nach Gedenkstunde und Kranzniederlegung kommen Unterhaltungen in Gang. Ich lenke das Auge der Video-Camera auf die mir bekannten Stadträte Dr. Jürgen Müller und Hubert Falk, Lichtental, die sich im Gespräch mit Jack Hauser befinden. Mich der Gruppe nähernd, höre ich, wie der heute in Mill Valley wohnende Hauser den ersten Tag nach seiner Ankunft als Sergeant der amerikanischen Armee im Jahr 1945 schildert, nachdem Baden-Baden von den Franzosen besetzt worden war.

Er habe ein von vielen Allensgenossen verehrtes Mädchen, in das auch er einst verliebt gewesen sei, aufsuchen wollen. Zu seinem jähen Entsetzen habe er erfahren, daß die Angebetete an diesem Tag von vier Marokkanern vergewaltigt worden sei. Wie gerührt habe er seine Schritte zu seinem "besten Freund Leo, dem Sohn von Doktor Müller", gelenkt. Fassunglos habe er dort vernommen, daß Leo acht Tage zuvor als Flieger über Würzburg abgestürzt sei. Bald am selben Tag habe er sich unter dem Fenster seines Hotels einer Gruppe von Lauten gestellt, die ihn aufforderten, Oberbürgermeister von Baden-Baden werden. Wörtlich habe er geantwortet, was Oberbürgermeister sei: "Lieber Straßenkehrer von San Francisco, als Oberbürgermeister von Baden-Baden".

Stadtrat Dr. Müller bemerkt, daß er die Wiedergabe dieser Episode in der Zeitung gelesen habe. Mit Blick auf den Stadtrat der CDU-Fraktion lasse ich Jack Hauser wissen: "Er heißt zufällig auch Dr. Müller".

"Sie verhalten sich ganz reizend!" spricht mich in einer Aufnahmepause eine blonde Jüdin an.  
Ich erkundige mich nach ihrem Namen.

"Gloria Beiswenger" antwortet sie und legt mich meine Hand. Die konzentrische Anspannung hat eine Unterhaltung in Gang kommen, halb in Englisch, halb in Deutsch. Für die Verbrecher in der



111. Polizeidirektion, St. Gallen, 1976.

nationalsozialistischen Vergangenheit könne es keine Entschuldigung, keine Erklärung geben, stelle ich fest. Aber ein Wort Goethes könne hier vielleicht zu Ehren kommen, erkläre ich in der Hoffnung, richtig verstanden zu werden. Ich sage es zunächst auf Deutsch, und versuche es anschließend zu übersetzen: "Nichts Ewiges ist hier auf Erden, als der Wandel, als die Flucht!" Das englische Wort für "Wandel" fällt mir nicht ein. Claire weiß es auch nicht. Wir schauen uns ratlos an und einigen uns darauf, andere Teilnehmer der Woche der Begegnung zu fragen und uns das Ergebnis bei der nächsten Gelegenheit mitzuteilen. Es dauert nicht lange, dann kommt Claire auf mich zu und sagt heiter: "Wandel heißt change. The change is ever!" Wir haben Freundschaft geschlossen.

Unter der Akazie beim Café Beeg unerwartete  
Wiedererkennungsszenen. Liesel Gilbert: "Ich kann nicht sprechen!  
Das ist fate. Schicksal."

Im Hof des Café Beeg, unweit einer schattenspendenden Akazie,  
nimmt eine Gruppe der Gäste an weiß gedeckten Cafétischen Platz.  
Es sind dies Liesel Gilbert, David Gilbert alias David Götzel,  
Ferna Kaufmann und Carl Kaufmann, Michael Leopold Frick-Cohen und  
seine Gattin, Tzipora Frick-Cohen, Herr Marelus, Landesrabbiner  
Soussan und ich.

Stadträtin Almuth Dinkelaker bittet mich, sie mit einer jüdischen  
Personengruppe oder mit einer Einzelperson ins Gespräch zu  
bringen. Da ich selbst Mühe habe, in der Gruppe, in der ich mich  
befinde, heimisch zu werden, reagiere ich nicht sehr freundlich  
auf diese Bitte und schlage der GRÜNEN-Vertreterin, auch unter dem  
Aspekt des Zeitverlustes, vor, sich selbst um Kontakte zu bemühen.  
Später tut mir mein Verhalten leid.  
Ich hätte Stadträtin Dinkelaker in die Tischrunde einbinden  
sollen.

Im Laufe der Unterhaltung bei Kaffee, Fruchtsaft und Bier  
vollzieht sich zwischen Liesel Gilbert und Ferna Kaufmann eine  
Erkennungsszene, von der alle Augen- und Ohrenzeugen wünschen, daß  
sie durch die Video-Camera aufgenommen, vor ihr festgehalten wird.  
Wortlos steht Herr Marelus auf, damit die beiden Frauen  
nebeneinander sitzen können.  
O-Ton der Kamera:

In Klammern die deutsche Übersetzung.

Liesel Gilbert:  
"I remember, when she (Ferna Kaufmann) was born."  
("Ich erinnere mich an Fernas Geburt")

- Ironie des Schicksals. In diesem Augenblick schreit ein  
Säugling. -

Liesel steht von ihrem Platz auf und geht auf Ferna zu.  
Die beiden Frauen umarmen sich und blicken sich dann lange stumm  
an.

Chronistin:  
"Sprechen Sie! Was hat sich ereignet?"

Liesel Gilbert (bewegt die Tränen zurückdrängend):  
"I can't say anything. Fate. Schicksal."  
("Ich kann nicht sprechen. Das ist Schicksal.")

Durch Knopfdruck am Camera-Recorder wird die Zeit eingeblendet. Es ist 16.49 Uhr. Da wir Sommerzeit haben, ist es in Wirklichkeit eine Stunde später, also 17.49 Uhr.  
Michael Frick gibt Regieanweisung: "Jetzt gleich in die Totale, Stimmung!"

Michael Frick:  
"Sie sitzen drei Stunden jetzt zusammen und - - -"

Die Video-Camera gerät für ein paar Sekunden außer Kontrolle und fängt automatisch die nebensächlichen Dinge der Umgebung ein.

Ferna Kaufmann:  
"Zufall".

Männliche Stimme hinter der Kamera, vermutlich Herr Marellus:  
"Nein! Der Herr Seiter hat es uns gesagt, prophezeit: Am letzten Abend werden sich noch Leute finden, die sich an gemeinsame Erlebnisse erinnern. In der letzten Stunde wird das möglich sein - - -"

Liesel Gilbert, noch immer fassunglos, daß sie einem Mädchen aus ihrem Heimatort St. Goar am Rhein begegnet ist:  
"I thought, she was a girl from Israel".  
("Ich dachte, es handle sich bei ihr um ein Mädchen aus Israel".)

Männliche Stimme hinter der Kamera:  
"Sie sind etwas älter als Ferna, ja? . . . . Sie haben gehört, als sie geboren wurde?"

Liesel Gilbert:  
"Ich weiß . . . ., als ihre Eltern geheiratet haben und als das Kind geboren wurde, da kam ihr Vater ganz begeistert in unser Haus und hat gesagt: 'Wir haben ein Mädchen. Es heißt Ferna'".

Männliche Stimme hinter der Kamera:  
"Zeigen Sie ein Bild von Ihrem Vater."

Liesel Gilbert:  
"Of course. I recognized her father, before he was married. He organized the big food in Germany, he was charged to deliver the potatoes for winter. And my grandfather was complaining: 'They are not big enough.' That is the food of the German chose. And he said to my grandfather: 'Well I can always bring you only charled potatoes, potatoes charled. This was the food, for years.'  
("Natürlich. Ich kannte ihren Vater, bevor er verheiratet war. Er organisierte die große Nahrung in Deutschland, er war beauftragt, die Kartoffeln für den Winter zu liefern. Und mein Großvater klagte: 'Sie sind nicht groß genug.' Das ist die Nahrung der

Deutschen. Und mein Vater sagte zu meinem Großvater: 'Gut, ich kann Dir nur kleine (sinngemäß) Kartoffeln bringen. Das war die Nahrung über Jahre hinweg.'

Ferna Kaufmann:

"Sie haben meinen Vater später in Amerika gesehen?"

Liesel Gilbert:

"Of course, I met him in New York, often. I grew up in Israel. We left 1946. I remember, that I met your father just the same, I was walking on somewhere in Washington hides americans - -"  
("Natürlich, ich begegnete ihm oft in New York. Ich wuchs auf in Israel, das wir 1946 verließen. . . .")

Herr Marellus hinter der Kamera:

"Wissen Sie, komischerweise vor einer Stunde standen wir da und ich habe Sie gefragt: 'Haben Sie hier Leute erkannt?' Erinnern Sie sich?"

Ferna Kaufmann:

"Ich habe gesagt, jetzt sind Leute zu mir gekommen und haben erzählt - - -"

Herr Marilus:

"Ich hatte da so eine Vorahnung. Ich habe gesagt: 'Haben Sie hier vielleicht Leute gesehen, die Sie von früher kennen?'. Vor einer Stunde ist das passiert!"

Liesel Gilbert zu Ferna Kaufmann gewandt:

"When the nazis started accusing the Jews in 1934, Rassenschande, you remember, and her uncle was brought to prison in our town and we had to bring him meals - he did nothing, they claimed, that he touched the maid, daß er die Haushaltshilfe angerührt hat und das war Rassenschande, that's how they started. He was lucky, to come in a small town prison near my home"

("Als die Nazis mit der Judenverfolgung im Jahre 1934 begonnen hatten, Ihr erinnert Euch, und ihr Onkel in ein Gefängnis in unserer Stadt gebracht worden war, wohin wir ihm Essen brachten - er tat nichts Verwerfliches, sie behaupteten, er habe die Haushaltshilfe angerührt und das war Rassenschande, das war ihre Methode vorzugehen - - Ihr Onkel war glücklich, in ein kleines Gefängnis in unserer Nähe gekommen zu sein.")

Ferna Kaufmann:

"Der Onkel Sally ist tot. Der Onkel ist gestorben und die Lotte ist in einem Heim. Und die Ursula und die Rita sind verheiratet."

FAMILIENFOTOS WERDEN GEZEIGT

Michael Frick bittet mich, am späten Nachmittag des morgigen, Mittwoch zu einer von ihm vorgesehenen Überraschungsbegegnung ins Haus Sonnenplatz 1 zu kommen und meine Filmausrüstung mitzubringen. Er beabsichtige, in Gegenwart der Presse und bei laufender Video-Camera Ruth Grebenau einer früheren Nachbarin gegenüberstellen. Er rechne mit einem großen Überraschungseffekt und wolle diesen der Öffentlichkeit zugänglich machen. Um 17.30 Uhr werde er Ruth Grebenau im Hotel Kleiner Prinz abholen. Ich möge mich kurz nach halb sechs wie vorgesehen am Sonnenplatz einfinden. Ich sage mein Kommen zu und notiere den Termin auf meinem Notizblock.

Langsam brechen die Gäste von den Tischen auf und ich bleibe nachdenklich zurück. Die Strapazen des hastigen Einkaufes und der konzentrierten Aufnahmen sind vorbei. Die Dialoge des Wiedersehens klingen nach. Ich habe keine Lust mehr, vor dem Beginn der Veranstaltung im Kurhaus nach Hause zu gehen und meine Kleidung zu wechseln. Dennoch rufe ich die Bedienung und bezahle. In diesem Augenblick passieren Miriam und Frederick Kolm den Platz und ich frage, ob ich sie zum Badhotel zum Hirsch begleiten dürfe. Man nimmt mich mit einem Kopfnicken in die Mitte.

In der Hotelhalle signiert David Gilbert das von ihm und Kathy Rose in englischer Sprache geschriebene Buch "Nightmare in Germany". Ich stelle mich an und erwerbe die Publikation mit Dank.

Anschließend begleite ich einige interessierte Gäste zum Runden Saal, wo der Abend "Jüdische Witze - Jiddische Lieder" mit Dr. Salcia Landmann, Lesung - Oskana Sawiak, Gesang - Fritz Mühlhölzer, Gitarre - stattfindet.

Roland Seiler kommt uns auf dem grünen Läufer der Kurhaustreppe entgegen und stellt fest, daß wir zu spät kommen. So leise wir auch die Scharte auszuwetzen versuchen, die Tür öffnet sich knarrend. Das Geschehen auf der Bühne hat bereits begonnen und unser Eintreten wirkt störend. Zum Filmen suche ich eine strategisch günstige Position und setze mich in der äußersten Reihe der wenig frequentierten linken Saalhälfte ab. Jede Bewegung des Körpers und der Video-Camera überträgt sich hörbar in den Raum, weshalb ich mein Handwerkszeug still auf meinen Knien festhalte und eine Pause zwischen zwei Liedern abwarte, um den Mitschnitt zu starten. Meine Absicht wird vom Duo bemerkt. Kulturamtsangestellte Ute Reimann wird in augenfälliger Weise durch den Saal geschickt, um mir ausrichten zu lassen: "Die Künstler wollen sich nicht videofilmen lassen."

Unter den Zuhörern befinden sich Pfarrer Dieter Schneider mit Gattin sowie Bernd Hans Mehl.

Dienstag, 15. September 1992, 19:00 Uhr  
Runder-Saal, Kurhaus Baden-Baden

JÜDISCHER WITZ - JIDDISCHE LIEDER

Dr. Salcia Landmann, Lesung  
Oksana Sowiak, Gesang  
Fritz Mühlhölzer, Gitarre

Di Mame is gegangen  
Gibn dir, majn Tochter  
Gej ich mir schpazirn  
Ojfn Ojwn sitzt a Mejdl  
Un as der Rebe singt

Salcia Landmann liest aus ihrem Buch  
"Der jüdische Witz"

P A U S E

Di Mesinke  
Jome, Jome  
A Genejwe  
Doss Kelbl  
Der Rebe Elimelech

**Salcia Landmann**

wurde 1911 im Osten der Donaumonarchie geboren. Sie ist in St. Gallen aufgewachsen, besuchte dort das humanistische Gymnasium, studierte Psychologie, Jurisprudenz, Kunstgeschichte, Philosophie und promovierte in Basel. Salcia Landmann lebt in St. Gallen.

Von ihren zahlreichen Veröffentlichungen seien genannt: "Der jüdische Witz", "Jiddisch, Abenteuer einer Sprache" und "Gepfeffert und gesalzen".

**Oksana Sowiak**

Gesangsstudium am Curtis Institute of Music in Philadelphia/USA. Studium der Germanistik an der University of Pennsylvania, Fulbright- und Rockefeller-Stipendium für Deutschland. Fortsetzung des Gesangsstudiums an der Staatlichen Hochschule für Musik in Freiburg i.Br.

Rege Konzerttätigkeit: Liederabende, Volkslied- und Orchesterkonzerte. Preisträgerin beim Genfer Musikwettbewerb. Langspielplatten (harmonia mundi/Elektrola) und zahlreiche Auftritte in Rundfunk und Fernsehen (Europa, USA).

Oksana Sowiak ist ukrainischer Abstammung, in Philadelphia aufgewachsen und lebt seit mehreren Jahren in Freiburg, wo sie als Gesangslehrerin tätig ist.

**Fritz Mühlhölzer**

Geboren 1952 in Simbach/Inn. Studium der Gitarre bei Prof. Anton Stingl an der Staatlichen Hochschule für Musik in Freiburg i.Br. Künstlerische Reifeprüfung in den Fächern Gitarre und Laute; anschließend Gitarrenstudium bei Betho Davezac in Paris. Meisterkurse bei Prof. Karl Scheit und Narciso Yepes, Gitarre.

Konzerte im In- und Ausland, sowohl solistisch als auch im Ensemble, u.a. beim Internationalen Gitarrenfestival in München und beim Festival Estival de Paris.

Rundfunk- und Schallplattenaufnahmen. Mitglied mehrerer Ensembles für alte Musik. Seit 1985 unterrichtet er an der Staatlichen Hochschule für Musik in Freiburg.

#### ANNÄHERUNG BEI NUSSEISBECHERN

Trotz später Stunde komme ich zum Ausklang in die Paddock-Bar mit. An der Seite der mütterlichen Freundin Mathilde Greenbaum ist der veränderte Licht- und Lärmpegel und die Beimischung von Rauchschwaden auszuhalten. Als Zeichen ihrer Sympathie entscheidet sich Mathilde für die Nummer des Eisbechers, die ich gewählt habe. Ich erzähle ein wenig aus meinem Leben. Zum ersten Mal seit langer Zeit wähne ich einen Menschen an meiner Seite, dem ich meine Gedanken anvertrauen kann und der mich versteht. Aus Dankbarkeit nehme ich trotz fortschreitender Müdigkeit auf, was Mathilde mitzuteilen hat:

"Wir wohnten zuerst in der Stephaniestraße 28 und dann in der Büttenstraße 5. Maria Lorenz war meine beste Freundin gewesen. Sie ist eines Tages nach Karlsruhe gezogen. Als wir in Bedrängnis durch die Nazis gerieten, sagte sie mir: 'Lauf', so weit dich die Augen tragen".

Mathilde heiratete nach Pforzheim, wo ihr Mann eine "Grosserie" aufbaute. Dort wurde Modeschmuck hergestellt. Die trotz ihres Alters jugendlich wirkende Dame, deren Silberhaupt von einer schwarzen Samtmütze vortrefflich gekrönt wird, erinnert sich mit von einem Lächeln überzuckerten Ingrimms an jene barbarische Zeit: "Ein Nazifriseur hat einmal über seine jüdischen Kunden geäußert: 'Wenn's erlaubt wär', würde ich denen die Köpfe abschneiden!'" "Als ich mit meinem Mann und meinem boy, der five war, und dem Mädels, das drei Jahre zählte, nach Amerika auswanderte, fand in Kehl eine Kontrolle statt. Mein Mann wurde in eine Baracke mitgenommen und als er längere Zeit nicht mehr herauskam, ging ich kurzerhand an die Barackentür und versuchte, durch einen Spalt hineinzuschauen. Da sah ich, daß mein Mann entkleidet war. Im selben Augenblick wurde ich von einem Nazi, der mich beobachtet hatte, zurückgepfiffen: 'Gehen Sie weg! Was mit Ihrem Mann passiert, kann nicht Ihre Sache sein!' Nach längerer Zeit kam mein Mann unversehrt wieder heraus. Ich war erleichtert. Der Beamte rief uns hinterher: 'Geht schon raus, you Saujuden!'"

Unter der Tür des Hotels Der Kleine Prinz küsst mich Mathilde auf beide Wangen und sagt: "Du bist sehr klug!"

Gegen 23 Uhr komme ich nach Hause und zähle die am Morgen auf der Straße gefundenen Haselnüsse. Es sind 53. Die Zahl entspricht meinem Lebensalter. Wir vergessen zuweilen, daß das All-Tägliche von einem großen Zauber umgeben ist.

Die Erlebnisse des Tages trage ich noch zu später Stunde in mein Tagebuch ein.

EINE KETTE VON FEHLERN - ABER D.S GUTE GEHT NICHT VERLOREN

Mittwoch, 16. September 1992

Beim vormittäglichen Besuch meiner Tochter, die sich unter Sturmläuten ankündigt, schenke ich ihr das gestern vom Autor signierte Buch "Nightmare in Germany. By Kathy Rose and David Gilbert". Während ich der in wenigen Tagen ihren siebenundzwanzigsten Geburtstag feiernden Tochter den Videofilm von der Begrüßung der Juden im Alten Bahnhof zeige, klingelt das Telefon. Fee Schlapper ist am Apparat, sie bedankt sich für meinen Brief und fragt, in welchem Hotel Mrs. Stutman untergebracht ist. Zu meinem Schrecken fällt mir ein, daß ich vergessen habe, dem gestrigen Schreiben diese wichtige Angabe hinzuzufügen. Ich bitte um Entschuldigung und nenne das Hotel: Kleiner Prinz. Vom Video und von der Anwesenheit meiner Tochter abgelenkt, versäume ich es, die Telefonnummer des Hotels hinzuzufügen. Wenig später schrillt wieder das Telefon. Fee Schlapper reklamiert, daß sie weder unter "H" (Hotel), noch unter "D" (Der), noch unter "K" (Kleiner), noch unter "P" (Prinz) das Hotel im Telefonbuch finden könne. Sie sei wie vor den Kopf gestoßen. Zu allem Unglück werde bei der Pressestelle der Stadtverwaltung das Telefon nicht abgenommen. Es sei ihr völlig unverständlich, warum ein solch bekanntes Hotel nicht im Telefonbuch stehe.

Ich bin aufgelöst, weil die verworrene Situation die Folge meiner Ungenauigkeit ist. Als allererstes hätte ich die Erreichbarkeit des Gastes, der um ein Wiedersehen bittet, sicherzustellen müssen. Mein Brief an Fee Schlapper war ein schlechtes Debüt gewesen. Und die Chance, nach langer Zeit mit meiner Tochter wieder einmal zusammensitzen zu können, ist nun auch vertan. Meine chaotische Stimmung ist das Produkt meines Fehlverhaltens. Ich habe nichts zu beschönigen und sage Frau Schlapper zu, die Sache sofort zu klären. Bevor ich den Hörer auflege, bedanke ich mich für den Anruf und bitte noch einmal um Verzeihung. Die Pressestelle muß mir helfen. Aber es nimmt niemand ab. Rasch ziehe ich das örtliche Telefonbuch aus dem Sekretär und gehe unter der Rubrik "H" alle Namenseinträge durch. Nach langem Suchen finde ich endlich heraus, daß der gesuchte Gaststättenbetrieb unter der Bezeichnung "Romantik-Hotel Der kleine Prinz" eingetragen ist. Mit geöffnetem Buch wähle ich die Nummer von Fee Schlapper an.

Noch bevor ich etwas sagen kann, erklärt mir die genervte Fotografin, daß das Hotel im örtlichen Telefonbuch unter dem Buchstaben "R" zu finden ist. Genau dies hätte ich ihr auch mitteilen wollen, sage ich und bedanke mich noch einmal für das Verständnis und die unter Beweis gestellte Geduld. Dann lehne ich mich in den Sessel zurück und betrachte teilnahmslos die laufenden Bilder, die ich gestern unter Höhen verewigt habe. Was gestern eine Peßkur für mich bedeutete, ist nun ein laß zum Relaxen. Doch

die Ruhe ist trügerisch. Erneut schrillt der Apparat. Bevor ich mich erhebe, bereite ich mich auf eine weitere Niederlage vor. Die bekannte Stimme ertönt aus der Muschel des Hörers:

"Fee Schlapper hier!"

"... hat es geklappt?" frage ich mit gestellter Sorglosigkeit.

"Diesmal a u c h nicht", höre ich die rebellische Stimme. "Ilse Stutman ist nicht im 'Romantik-Hotel Der kleine Prinz' untergebracht, sondern im Allee Hotel Bären."

Mir wird schwindlig. Eine Kette selbstverursachter Fehler schnürt mich ein, raubt mir den Atem.

"Ich weiß gar nicht, wie mir das passieren konnte - - -" stottere ich. Die Telefonpartnerin kommt mir entgegen.

"Nun ist wenigstens die Aufregung vorbei. Und Frau Stutmann geht mir nicht durch die Maschen. Ich verstehe, daß Sie unendlich viel zu tun hatten. Solch eine Verwechslung ist schnell passiert. Es kommt nur immer alles zusammen und ich habe eben auch wenig Zeit. Aber nun habe ich sie mir nehmen müssen und gerne genommen."

"Es tut mir leid - - -"

Bei ihrem Anruf im "Romantik-Hotel Der kleine Prinz" habe man ihr gesagt: 'Eine Frau Ilse Stutmann ist bei uns nicht gemeldet!'

Sofort habe sie dann bei der Stadtverwaltung angerufen und von dort das Allee Hotel Bären als Unterkunft genannt bekommen.

Das Zusammenkommen all der Unzuträglichkeiten stellt mir das denkbar schlechteste Zeugnis aus. Ich bin zerknirscht und es bleibt mir nichts anderes übrig, als noch einmal darum zu bitten, meine Versäumnisse zu entschuldigen.

Vielleicht haben sie mir selbst am meisten geschadet. Denn das morgendliche Zusammensein mit meiner Tochter wurde durch sie gestört und belastet. Oder irre ich mich? Kann es nicht sein, daß Astrid weiterdenkt, weiterfühlt und mein aktives Eingebundensein in die Woche der Begegnung als positiv empfindet? Wir müssen alle umdenken. Wo gehobelt wird, fallen Späne.

Meine Tochter hat in dieser Morgenstunde hautnah mitbekommen, daß Kommunikation mit Schwierigkeiten verladen ist und sie hat ein Stück kommunaler Wirklichkeit, die Versöhnung zum Ziel hat, miterlebt. Die Erziehungswerte werden wir in ihrer vollen Bedeutung erst erkennen, wenn wir auf das Alter zugehen.

Als es zum vierten Mal klingelt, zucke ich zusammen und blicke Astrid an. Wie oft hat allein ihr Anblick meine innere Unruhe besänftigt, den Sturm meines Zornes niedergeschlagen. Ihr Blick verrät diesmal Spannung, sie erwartet den Anruf ihres Mannes. Ich gehe an den Apparat. Es ist Michael, der sich von der Pförtnerloge der DRK-Klinik in der Lilienmattstraße meldet. Die fachärztliche Untersuchung sei beendet. Astrid möge ihn abholen, bittet er. Die groß gewordene Tochter erhebt sich und nimmt die Brille ab. Der Videofilm ist bei der Erkennungsszene zwischen Ferna und

Liesel angekommen. Die Scheidende klemmt das Buch "Nightmare in Germany" unter den Arm. Nun hält sie nichts mehr in diesem Raum. "Tschüs" sage ich lachend, meine Trauer über ihr rasches Gehen verbergend. Es war eine im Flug zerronnene Zeit gewesen. Während wir uns unter der Haustüre verabschieden, läuft das Videoband in der Stube weiter.

Beim Zurückkommen ahne ich: Nichts von all unserer Zeit, nichts von all unserem Tun und Handeln geht jemals verloren.

"GROSSHERZOG LEOPOLD WAR EIN BELIEBTER LANDESVATER,  
ER STAND HIER STEHEND!"

14 Uhr Stadtrundfahrt mit Bürgermeister Klein und der Leiterin der Stadtgeschichtlichen Sammlungen und des Stadtarchives, Ingrid Lauck.

Videoaufnahmen zeigen die jüdischen Gäste bei der Weinprobe in der Winzergenossenschaft Neuweier in heiterer Stimmung. Herr Bürgermeister Klein verabschiedet sich vorzeitig, weil er am späten Nachmittag noch einen anderen Termin wahrnehmen muß. Winzergenossenschaft-Verkaufsleiter Markus Volk umschreibt in blendendem Englisch die insgesamt sechs kredenzten Weinsorten. Mein Kompliment entlockt ihm den Hinweis, daß er sein in Amerika erlerntes Englisch öfters anwenden müßte. Frau Lauck hat eine Übersetzerin, Frau Barella, mitgebracht, die im Bedarfsfall in die Bresche springt. Auf der Rückfahrt übernimmt Frau Ingrid Lauck die ortsgeschichtlichen und historischen Erläuterungen.

Während der Führung durch die Kellerräume der Winzergenossenschaft Neuweier bittet mich David Gilbert, die Idee einer dauerhaften Ausstellung "Juden in Baden-Baden" an die Verwaltungsspitze weiterzuleiten. Die nach Baden-Baden Eingeladenen wollten sich diese Sache etwas kosten lassen und einen Fonds oder etwas ähnliches bilden, um daraus einen Teil der Kosten für die Maßnahme bestreiten zu können. Die Hauptfrage lautet, welche Institutionen oder Privatpersonen die Räumlichkeiten zu einem erschwinglichen Preis zur Verfügung stellen könnten.

Die Leiterin der Stadtgeschichtlichen Sammlungen und des Stadtarchivs, die ich wenig später daraufhin hin anspreche, hat bereits von der Anregung erfahren und wird diese der Verwaltungsspitze zur Prüfung übergeben.

Als der Omnibus Neuweier auf der Mauerbergstraße in Richtung Zimmerplatz verläßt, führt Frau Lauck folgendes aus: "Die Stollenanlage des ehemaligen Westwalls, nach dem Krieg von den Franzosen weiterverwendet, ist erst vor ein paar Monaten freigegeben worden. Die Stadt überlegt sich, wie sie die Anlage künftig nützen kann. Wo kann man Kulturgut besser unterbringen, als in einem solch sicheren Stollen, der 300 qm bis 400 qm groß ist?" fragt sie am Ende.

Weiterfahrt über Zimmerplatz zum Leopoldplatz (Ingrid Lauck: "Großherzog Leopold war ein beliebter Landesvater. Er stand hier stehend". Allgemeines Lachen. Die Führerin verbessert sich: "Hier stand ein Denkmal von ihm!") und Ebersteinburg zum Alten Schloß

Als der Bus gegen 17 Uhr unterhalb der Ruine des Alten Schlosses ankommt, wird den Fahrgästen empfohlen, der fortgeschrittenen Zeit wegen aufs Aussteigen zu verzichten und die Schloßruinensilhouette durch die Fensterscheibe abzulichten. Jemand pflichtet enthusiastisch bei und ruft: "Wir fotografieren vom Bus aus". Aber dann ist die Führung des Busses gehalten, dem Prängen einiger weniger nachzugeben und eine kleine Standpause zu erlauben. In Gedanken bin ich bereits bei dem von Michael Frick arrangierten Presseinterview, das in wenigen Augenblicken stattfinden soll. Wenn wir jetzt nicht sofort zum Hotel Kleiner Prinz aufbrechen, überlege ich, können wir den Termin nicht einhalten. Roland Seiter denkt dasselbe, denn in diesem Augenblick bittet er Frau Grebenau und mich, in den Kleinbus umzusteigen, der, von ihm gesteuert, zur Lichtentaler Straße 36 fährt. Der Wagen kommt eine halbe Minute nach 17.30 Uhr dort an. Und von Herrn Frick ist nichts mehr zu sehen.

#### RÜCKBLENDE: DIE SCHEINEHE DER RUTH KÖHLER ✓

Da kommt mir der Gedanke, auf eigene Faust ein Porträt über Ruth Grebenau zu schreiben. Der Pressesprecher findet die Idee nicht schlecht. "Nur zu!" sagt er. Mit seinem Markenzeichen, dem Lächeln, verabschiedet er sich.

Nun bin ich mit der Grebenau allein. Sie könne nicht mehr länger stehen, klagt sie und bewegt sich schlappend vom Trottoir in den B.t. in dem, entlang von an der Hauswand angebrachten Scherengittern, Sitzgruppen angeordnet sind. Auf den nächstbesten Stuhl läßt sie sich fallen, während ich neben ihr stehen bleibe. Ich lasse der Erschöpften Zeit, sich zu sammeln und bitte sie dann, mir noch einmal aus ihrem Leben zu erzählen.

Ohne Zeichen der Veränderung formuliert sie ihre lebendig gebildenen Erinnerungen und blickt dabei an mir vorbei in die Ferne.  
Ich notiere ihre Worte:

"1935 verlangten die Nazis die Umbenennung des Hotels 'Tannhäuser', das sich am Sonnenplatz befindet, in den Namen 'Köhler-Stern'. Stern war der Mädchenname meiner Mutter Augusta

(benannt nach der Kaiserin) Gittel (die Gute) Köhler. Die Mutter ist 1878, der Vater Theodor David 1879 geboren."

Als die Erzählende bei diesen Worten angekommen ist, tritt ein älteres, mir vom Sehen bekanntes einheimisches Ehepaar in den Hof, geht zielgerade auf meine Schutzperson zu und äußert in bewegten Worten Freude darüber, daß sie in dem Gast schon beim ersten Anblick Ruth Köhler von einst erkannt zu haben. Ich höre die Frau sagen:

"... von meiner Tochter die Schwiegermutter, das ist Hilde Fleischhauer. Sie heißt heute Glattfelder. Sie ist zu Ihnen in die Schulklasse gegangen. Vielleicht können Sie morgen abend ab 18 Uhr bei ihr in der Lichtentaler Straße 44 vorbeikommen! Hilde lädt Sie ein!"

✓ Ruth Grebenau dankt für die Einladung.

Der bodenständige Herr mit den weißen Haaren war jahrelang Hausmeister im Anwesen Scheibenstraße 12 gewesen! Und seine Ehefrau erkenne ich als die mütterliche Begleiterin der an einem Wintermorgen auf dem Weg in den Kindergarten abgerichteten Kinder wieder.

Die Art und Weise, wie das Baden-Badener Ehepaar auf die Jüdin Ruth Grebenau zuschritt, das ist ein Augenblick der Geschichte gewesen!

✓ Ein Baden-Badener Ehepaar hatte sich auf den Weg gemacht und weder Mühe noch Zeit gescheut, um die für acht Tage im Hotel untergebrachte Jüdin Grebenau zu besuchen.

Nach dem Besuch des freundlichen, fast zum Stadtbild gehörenden Paares, höre ich Ruth Grebenau über die Hitze des Tages, über die Vielfalt der Eindrücke und die Fülle der Geschehnisse klagen. Heute vormittag sei sie in ein Gespräch mit Lehrern der Oberrealschule eingebunden gewesen. Sie wisse nicht, ob sie morgen die Kraft zu dem Besuch haben werde. Ihr Kräfte seien bedrenzt, sie wolle nicht ein Opfer des Stresses werden. Durch meine Insistieren finden wir in ihre Vergangenheit zurück.

"Sind Sie seit Ihrer Ausreise nach Palästina im Jahr 1935 jetzt zum ersten Mal nach Deutschland zurückgekommen?"

"Nein, schon vor fünf Jahren kam ich zum ersten Mal nach langer, langer Zeit wieder in die Bundesrepublik Deutschland. - Aber damals im November 1935 wagte ich es, als Touristin nach Palästina zu reisen, nachdem ich in Fraiburg und Würzburg Zahnmedizin studiert hatte. Ich wollte in Palästina bleiben, hatte aber keine Aufenthaltserlaubnis, keinen Paß. Diesen gab es nur, wenn man mit einem jüdischen Mann eine Ehe einging. Über Nacht habe ich mich entschlossen, mit einem fremden Mann eine fiktive Ehe einzugehen.

Bei der englischen Regierung reichte ich den Antrag dazu ein. Die Hochzeit erfolgte traditionell über das religiöse Gericht. Danach habe ich einen palästinischen Paß bekommen. Ich hatte also einen fremden Mann geheiratet, natürlich gegen Geld. Ein bekannter Rabbiner hat das Unterfangen sehr erleichtert. Nachdem der fremde Mann, den ich durch Freunde gefunden hatte und dessen Vorfahren seit Generationen im Heiligen Land angesiedelt waren, sein Geld bekommen hatte, verschwand er. Aus Angst, daß man bei derjenigen Person nachsieht, die den Antrag gestellt hat, hatte ich nicht meinen Namen, sondern den einer Bekannten angegeben, deren Angehörige gute Freunde meiner Eltern waren. Das Ganze hatte ein Jahr gedauert. Nach einem weiteren Jahr bat der fremde junge Mann, den nach den religiösen Dokumenten mein Ehemann war, um Rückgabe des Ehepasses, da er nun wirklich heiraten wollte. Wir reichten die Scheidung ein. Die Vertreter des religiösen Gerichts forderten mich auf, zum Interview zu kommen. Die Nacht vor dem Termin habe ich nicht geschlafen. Dann ging alles viel leichter als erwartet. Ein sympathischer Offizier interviewte mich und stellte am Ende lakonisch fest: 'Blau-grüne Augen. Hier hast Du Deinen Paß!'. Das Manöver hatte fünfzehn englische Pfund gekostet. Das war für mich sehr viel Geld. Aber der aus Baden-Oos stammende nichtjüdische Küchenchef des elterlichen Hauses hatte mir ein solch gutes Kochzeugnis ausgestellt, daß ich in einem Hotel eine Anstellung als Köchin fand und meine Existenz sichern konnte. Ich hatte jeden Tag das Essen frei. Das war gut, denn für das Zimmer ging fast mein ganzes Geld drauf. - Es war in Tel Aviv."

Ich bin konfrontiert mit den ins Unreine gesprochenen Sätzen der Zurückgekommenen, der Gebeugten und Aufrechten. "Soll ich die Worte sichten, ordnen, straffen, ein Porträt über die Sprechende schreiben? Was ist dabei gewonnen?" frage ich mich in Gedanken. Auch meine Zeit ist begrenzt und ich bin unendlich müde. Ich frage mich, mit welchen Kräften ich meine Trägheit überwinden soll.

"Ich muß Ihnen noch etwas sagen" hält mich Ruth Grebenau am Arm fest und gibt mir dabei unwissend die Antwort auf meine Frage: "Ich sah meinen Vater zum ersten Mal mit vier Jahren, als der Erste Weltkrieg zu Ende war. Meine Mutter sah nach einer List, um mein Entsetzen beim Anblick des an Ruhr erkrankten Soldaten zu mildern. Der bis auf die Knochen Abgemagerte, dem die Uniform in Fetzen vom Leib hing, sollte eine Puppe im Arm halten. Das Spielzeug wurde solange in der Schublade eines Schrecks verwahrt. 'Mach zu, mach zu, was da drin ist, das heißt!' mit diesen Worten hatte das Kindermädchen versucht, mich davon abgehalten, die Schublade zu öffnen. Aber wie Kinder sind, ich habe die Schublade heimlich geöffnet und das, was angeblich heißt, in Augenschein genommen. Als ich am Tag der Heimkehr den Vater dann mit der Puppe durch die Tür kommen sah, schrie ich laut und rannte davon. Die

Puppe, die (den Drohungen meiner Mutter zufolge) beißt, hatte ich in seinem Arm gesehen."

Die Erziehungsabsicht war in ihr Gegenteil verkehrt worden.

"Es sollte noch schlimmer in meinem Leben kommen" fährt die ihre Stimme nicht Schonende fort. "Siebzehn Jahre später reiste ich nach Palästina und wandte alle meine Künste an, um meinen Eltern das Nachkommen schmackhaft zu machen. Nach meiner Scheinehe lud ich sie zu meiner wirklichen Hochzeit mit Moshe Marcel Grebenau ein, bot ihnen das Beste aus Küche und Keller und ging anschließend vor ihnen in die Knie und flehte: 'Bleibt!' Dasselbe Wort hatte ihnen auf dem Baden-Ooser Bahnhof ein Bekannter ins Ohr geflüstert und hinzugefügt, er habe gehört, bald dürften die Juden nur noch mit einem Rucksack die Stadt verlassen. 'Soweit wird es nicht kommen!' hatte mein Vater gutgläubig versichert. Er wurde eines besseren belehrt. -

Vom Ende meiner Eltern habe ich Ihnen schon erzählt. Die Mutter starb auf dem Weg von Gurs nach Auschwitz, im Viehwagen nach Drancy der Vater. Auf meinem goldenen Schmuckanhänger stehen die hebräischen Worte 'Gott, erhöre Israel'. Es ist der Anfang eines Gebets. Der fromme Jude betet drei Mal am Tag, morgens, mittags und abends."

Ich bitte die Erzählende vor den Eingang des Hotels, damit ich im Licht der Abendsonne ein Foto von ihr machen könne. Ruth Grebenau kommt willig mit. Ihr heller Popelinemantel geöffnet, im Ausschnitt des hübschen Sommerkleides schimmert eine goldene Kette.

"Hat diese Kette auch eine Geschichte?" frage ich, keineswegs darauf bedacht, die Fragen künstlich in die Länge zu ziehen. Die Weinprobe, die schwülen Temperaturen, das Schreiben im Stehen haben mich müde werden lassen. Aber ich fühle, daß es meine Pflicht ist, mich von Frau Grebenau in aller Form zu verabschieden, das heißt auch, ihren letzten Worten aufmerksam zuzuhören.

"Ja" seufzt die Israelitin und schickt sich an, ihre Stimme zu verstärken, um gegen die Brandung des Straßenlärms anzukommen.

"Diese goldene Kette hat einen langen Weg hinter sich. Meine Eltern hatten diese Kette zusammen mit einer goldenen Uhr und einer mit Perlen besetzten Nadel im Lager Gurs einem Inhaftierten mitgegeben, der aus dem Lager über die Pyrenäen nach Frankreich floh. ..."

"Das klingt wie ein abenteuerlicher Bericht -"

"Die Uhr habe ich meinem ältesten Enkel geschenkt. Aber die Kette bleibt um meinen Hals, bis ich sterbe."

"Die Perlennadel haben Sie nicht dabei?"

"Natürlich. Diese werde sie bei der Festtafel im Brenner's Parkhotel am Samstagabend tragen."

Ich verabschiede mich. Das Warten an ihrer Seite hatte einen Sinn gehabt. Die an Arthrose und Asthma Leidende verteidigt in sich die Liebe zu ihren Eltern, die, wie das Gold der Kette, unversehrbar ist.

"Gestern bei der Begrüßung da war es das erste Mal, daß mir so richtig aufgefallen ist, wo ich bin." ruft mir Frau Grebenau nach. Ich drehe mich noch einmal nach ihr um. Sie hat Recht. Es kann nicht anders sein. Die alte Frau ist an den Brennpunkt ihres Schicksals zurückgekehrt. Am Ufer dieses Wassers, dieses murmelnden Baches, erinnert sie sich an die gewesene Einheit mit den Eltern. Im Ohr ist das Murmeln der Fluten mit Einheit identisch. Die wenigstens wissen es, daß die Wiederkehr von Farben und Klängen Heilungsprozesse in uns auslösen. In diesem Augenblick merke ich vielleicht absonderlichen Gedanken geht Ruth Grebenau in ihr Hotelappartement zurück und betet.

An der Kreuzung Lichtentaler Straße/Du-Russel-Straße bin ich mir noch nicht darüber im Klaren, ob ich die Redaktion des Badischen Tagblatts in der Stephaniensstraße 3-5 ansteuern und dort einen Artikel über die Jüdin Grebenau anbieten oder ob ich gleich nach Hause gehen soll. Der Autolärm dröhnt, bricht den Wunsch nach schönen Worten entzwei. Dennoch wähle ich den Weg über die Stephaniensstraße. Am "Schlößlesberg" kann ich dann immer noch nach rechts abbiegen und über die Scheibenstraße den Heimweg einschlagen. Doch dann entscheide ich mich für die Verwirklichung meines Vorhabens und überquere den von Personenkraftwagen bestendene Hausvorplatz, der zu den Redaktionen des "Badischen Tagblatts" führt. Es ist derselbe Platz, über den einst die Synagoge Baden-Baden erreicht wurde. Als ich die Tür zur Lokalredaktion öffne, sitzt Michael Scheibe hinterm Schreibtisch. In staksigen Worten unterbreite ich meinen Vorschlag. "Wir haben zwar schon viel von der Grebenau gebracht, aber Sie können das Porträt schreiben!" antwortet er freundlich.

Bis spät in die Nacht sitze ich vor meinem Personalcomputer (PC) und schreibe.

'BILD'-AUFMACHER: "DIE JAGD NACH HITLERS LEICHE"

Donnerstag, 17. September 1992.  
Omnibusfahrt in den Schwarzwald.  
Der Busfahrer stellt sich vor: "Ich bin der Lieber Wolfgang".  
Und nach einer Weile: "Sie kommen vier Wochen zu früh. Später  
sehen Sie dann die schöne Laubfärbung! - Der Omnibus ist leider  
nicht klimatisiert. Wir haben keine Klimaanlage wie die anderen  
Wagen, die alle unterwegs sind."

Walter Grundfeld sitzt in meiner Nähe. Er hielt seit 1988 neunzig  
Vorträge über die Reichskristallnacht. Er hatte lange Jahre eine  
Zeitschrift herausgegeben und besitzt heute noch eine Druckerei.  
Gestern war er privat eingeladen im Anwesen Hirschstraße 3, das  
"zauberhaft und idyllisch gelegen ist." Das Gebäude stamme aus dem  
Jahr 1709. Grundfeld wendet sich mir zu, da er mein Interesse  
bemerkt.

"Reiner Haehling von Lanzenauer. Er ist ein Aristokrat. Er denkt  
wie ein Aristokrat. Er handelt wie ein Aristokrat. Ich war mit  
meiner Freundin Phyllis Rand zum Nachtessen bei Herr und Frau  
Haehling von Lanzenauer eingeladen. Er hat in Sachen  
Synagogenbrand Prozeß geführt. Die SS-Leute, die da mitgemacht  
haben, sind zu einem Prozeß gekommen. Der Prozeß war im Saal vom  
Gerichtsgebäude."

Ich erwähne, den Gerichtsprozeß nicht kommentierend, daß im Sommer  
rote Rosen am Zaun und an der Wand des Hauses von Haehling von  
Lanzenauer hinaufklettern.

"Lanzenauer hat mir die von ihm selbst verfaßten Bücher geschenkt.  
Er ist ein ausnehmend feiner und hochgebildeter Mensch. Auch seine  
Frau, die Französin ist, strahlt diese anziehend Geistigkeit und  
vornehme gastliche Gesinnung aus. Sie ist ganz reizend. Können Sie  
den Vornamen von ihr herausbekommen, ohne daß Sie im Hause des  
Leitenden Oberstaatsanwaltes anfragen müssen?"

Walter Grundfeld weiter:  
"Es ist wirklich schön in Baden-Baden, kolossal schön. - Sie  
schreiben 'shorthand'? - Kurzschrift? Ja?"  
Blick zu den Schwarzwaldhöhen:  
"There is nothing like this. That is paradise!"  
"Es gibt nichts Vergleichbares. Das ist paradiesisch schön!"

Manfred und Ruth Kirschner, Florida:  
"Wir haben nicht so schöne Wälder, Aber Palmen."

Walter Grundfeld:  
"Der Aufenthalt in Baden-Baden ist gut vorbereitet. Das müssen wir  
sagen."

SCHWARZENBACHTALSPERRE. ES WIRD VIEL FOTOGRAFIERT.

Englische Vokabeln werden erläutert:

dam = Staumauer, acid rain = saurer Regen.

Jüdische Mitreisende lesen die "Bild"-Zeitung.

Eine dicke Headline mit Unterzeile springt in die Augen:

"Die Jagd nach Hitlers Leiche".

"Überraschende Wahrheit aus dem Krem1."

Wir sind auf dem Freiplatz beim Restaurant-Café "Bärenschlöble" in Christophstal, einem Weiler links der Murg, angekommen und blicken zur gegenüberliegenden Anhöhe. Jemand sagt: "Freudenstadt ist im Zweiten Weltkrieg völlig zerstört worden." Unter tiefblauem Sommerhimmel und bei strahlender Sonne haben wir die landschaftsprägende Silhouette der wiederaufgebauten Stadt vor Augen.

Das Mittagessen nehmen wir im Freien ein. Bunte Sonnenschirme spenden Schatten. Ich habe neben Cecilia und Manfred Kirschner Platz genommen und nütze die Nähe für ein Gespräch, das ich mit der Video-Camera aufzeichne. Zuvor bitte ich um Erlaubnis, die Unterhaltung aufnehmen zu dürfen. Manfred Kirschners Gesicht ist freundlich, aber undurchdringlich, als er, gegen die Sonne blinzeln, von jener Zeit berichtet, in der er zusammen mit seinen Eltern Albert und Renate Kirschner und den Schwestern Inge und Margot noch in der Kronprinzenstraße 4, Baden-Baden wohnte:

"Mein Vater war Oberfinanzrat in Würzburg. Er wurde entlassen. Aber es wurde kein kompetenter Nachfolger gefunden und man holte ihn wieder für zwei Jahre zurück und bat ihn, in dieser Zeit seinen Nachfolger einzuarbeiten. Dies geschah. Danach zogen wir nach Baden-Baden. Wir führten ein ruhiges Leben und hatten Freunde. Man hatte uns wirklich nichts angetan. Das Schlimmste war das Jahr 1938, als mein Vater nach Sachau geschickt wurde. Aber er kam wieder zurück. Dann konnte ich nicht mehr zur Schule gehen. Mein Vater stellte eine Privatlehrerin ein.

1940. Jemand hatte an die Türe geklopft. Ich befand mich mit meiner Lehrerin im oberen Stockwerk unseres Hauses. Meine Schwester kam und sagte: "Die Gestapo ist da und wir müssen weggehen!". Ich bin runter gegangen und wir haben ein paar Sachen in den Koffer gesteckt. Jedes Mitglied unserer Familie hat einen kleinen Koffer genommen. Dann sind wir alle zur Stadthalle geführt worden - auf einem Lastwagen. Ich glaube, wir sind über Nacht dort geblieben und am anderen Tag zum Zug gebracht worden. Die Stadthalle fasste etwa 150 Menschen. Mein Vater sagte immer: "Bleibt zusammen, damit niemand verloren geht". Scheußlich und

geschrien hat niemand. Ich habe meine Mutter nie weinen oder schreien sehen. Sie war diszipliniert. Sie hatte im Ersten Weltkrieg vier Jahre lang als Krankenschwester gearbeitet. Sie hatte alles in ihren Kräften mögliche getan, damit wir geschützt waren.

Im Oktober 1940, nach drei Tagen und drei Nächten Fahrt, kam ich mit meinen Eltern und den älteren Schwestern im Konzentrationslager Gurs in Frankreich an. Von da ging es im Juni oder Juli 1941 weiter in das Lager Rivesaltes und ein Jahr später, 1942, in das Konzentrationslager Les Milles im Süden Frankreich, um zu warten, bis die Züge nach Auschwitz fahren. Als jüngstes Kind und als der einzige Sohn besprach ich mich mit meinen Eltern über die Frage einer möglichen Flucht. Ich war damals vierzehn Jahre alt. In den französischen Lagern waren die meisten Kinder unter vierzehn Jahren und die Eltern über 55. Viele Insassen starben an Schwäche, Durchfall oder sie sind ertrunken im Schlamm. Es war ein ständiges Kommen und Gehen im Lager. Unzählige Menschen kamen und gingen, viele starben. Es wurde vermutlich keine Bestandsliste geführt und der Abgang wurde nicht kontrolliert. Es wurden nicht die Namen genommen, sondern nur die Zahl." beendet Manfred Kirschner den ersten Teil seiner Erinnerungen.

So zog die Familie insgeheim die Flucht des einzigen Sohnes in Erwägung.

#### FLUCHT IM KINDESALTER: "ICH WAR ACHTZIG NÄHER ALS VIERZEHN!"

Wie konnte Manfred das Lager unbemerkt verlassen?

Zu welcher Tageszeit verließ er seine Eltern und Schwestern und wagte den entscheidenden, sein Leben verändernden Schritt in die Ungewissheit? Ging er im Morgengrauen?

Manfred Kirschner fährt in seinem Bericht fort.

"Am frühen Morgen, wir haben es besprochen. An die genauen Abschiedsworte erinnere ich mich nicht mehr. Es war nicht einfach. Ich war vierzehn, aber achtzig näher, nachdem was ich alles gesehen hatte. Man konnte nicht ins Krankenhaus gehen, die Krankenhäuser waren überwacht. Die Ärzte durften nicht operieren. Ins Krankenhaus kommen war gleichbedeutend mit verhaftet werden. Für den Fall, daß ich verhaftet werden sollte, hatte ich folgende Erklärung vorbereitet:

"Ich bin der Schweiz geboren und habe französische Eltern". Die Flucht gelang, aber ich war ziemlich schlecht dran, mein Körper war so verwundet, daß ich selbst nicht daran glaubte, länger am Leben zu bleiben."

"Aber ich habe es doch geschafft. Ein Arzt hat mich gesehen in der Nacht. Er konnte natürlich nicht operieren und anästhesieren, das konnte nur in einem Krankenhaus gemacht werden. Die Doktors dürften das nicht tun. Denn wenn solche Patienten zum Krankenhaus geschickt werden, hätte der Arzt dafür verhaftet werden können. Wenn man zum Krankenhaus ging, wurde man beobachtet und wurde auch wieder ins Lager zurückgeschickt. Der Arzt, der mich fand, hat getan, was er konnte. Und nach vielen qual- und schmerzvollen Wochen habe ich mich versteckt in einem französischen Waisenhaus."

1942 Vichy. Manfred Kirschner ist der Organisation de secours aux enfants (OSE) beigetreten. Außerdem wurde eine Organisation L'AMITE CHRETIEN in Holland gegründet. Mit dem Gedanken, den englischen Piloten zu helfen, Kinder nach der Schweiz und nach Spanien zu bringen, hat Kirschner innerhalb dieser Organisationen direkt mit England zusammengearbeitet.

Er ging in die RESISTANCE und hatte nur einen Gedanken, den Leuten, die Hilfe brauchten, zu helfen. Innerhalb der OSE hat er mitgeholfen, falsche Papiere herzustellen.

Kirschner:

"Du muß Papiere haben für alles. Wenn wir essen wollten, mußten wir eine Essenskarte haben. Das war nicht so einfach. Es war schwierig, die richtigen Papiere zu haben. Sonst ging es ins Gefängnis. Ich habe Tag und Nacht gearbeitet, um falsche Papiere zu machen.

Ungefähr fünfzig Mitarbeiter waren über ganz Frankreich verstreut. Das Geld für die Organisation kam aus England.

Manchmal wurde es von Fallschirmen heruntengelassen und manchmal erhielten wir es mit kleinen Flugzeugen. Wir benötigten das Geld, um es geschädigten Menschen zu geben und um so schnell wie möglich den Krieg zu beenden.

Ich bin in Frankreich geblieben bis zum Ende des Krieges und habe dort auch - 1942 - meine Frau gefunden. Wir waren beide Kinder, als wir uns kennenlernten. 1949 ging es nach Amerika."

Cecilia Ruth Kirschner geb. Fichtenholz hat dem Bericht ihres Mannes schweigend zugehört und gewährt am Ende Einblick auch in ihr Leben, das vergleichbaren Katastrophen ausgesetzt war. Aus dem Lager, in das man sie brachte, riß sie aus, ihr Leben aufs Spiel setzend. In VIC SUR CERRE (Cantal) lernte sie Manfred kennen. Die Flucht aus dem Lager ist ein Trauma geblieben, das sie bis zur Geburt ihres einzigen Kindes verfolgte. In der Nacht der Entbindung träumte sie, sie flüchte mit dem Kind im Arm aus einem Konzentrationslager.

Nach der Aufzeichnung der in tiefste Lebensschluchten hinabführenden Monologe, die den Gegensatz zum heutigen Ausflugstag spürbar werden lassen, entferne ich mich zu einem kleinen Aussichtspunkt und nehme mit der Video-Camera die im gleißenden Licht vor mir liegende Schwarzwaldlandschaft mit der Silhouette Freudenstadts auf. Die unter Sonnenschirmen plaudernde Ausflugsgesellschaft, die sich unbeobachtet glaubt, wird zu meinem Bildgegenstand. Durch den Sucher visiere ich sie an und zoome sie zu mir her.

Lisa Monaster, die auf einer nahen Bank die Sonne genießt, lobt meinen Eifer: "Sie strengen sich aber an!"

Bei meiner Rückkehr fragt Manfred Kirschner:

"Sie haben wieder Bilder genommen?"

"Wenige - - " antworte ich und werde nachdenklich. In der Tat, ich habe Bilder genommen, Landschaftsaufnahmen geraubt, Menschen, die sich unbeobachtet fühlten, auf Videoband gebannt und im Gehäuse meines Apparates eingefangen.

Ich komme auf das Auswanderungsland Amerika zu sprechen und möchte wissen, wie Manfred Kirschner sich dort durchgeschlagen hat.

"Sie haben . . . nach und nach englisch gelernt?" frage ich.

"Ich habe Zeitung gelesen. Gewöhnlich bringt eine Zeitung 1200 Wörter. Und so habe ich langsam die Sprache des Landes gelernt."

Das Lager geht mir nicht aus dem Sinn. Kirschner mußte fliehen, die Familie verlassen, die Nabelschnur durchtrennen, ist daran fast verblutet, darüber zum alten Mann geworden. Seine Haut wirkt jung und alt, wächsern und ledern, wie Plastik und lebendig zugleich. Ob er sich an das letzte Wort seiner Mutter erinnern könne?

"Wir haben darüber gesprochen die ganze Nacht. Ob wir zusammen bleiben sollen. Das ist eine lange politische Geschichte, die ich jetzt nicht ausbreiten kann. Meine Eltern sahen in mir eine kleine Möglichkeit, ihnen zu helfen. Ein Kind, das so viel durchgemacht hat, das so viele Menschen umkommen sieht, hat keine Angst zu sterben. Da macht der Tod nichts mehr aus. Man weiß, daß man das Richtige machen muß, um zu überleben und um anderen Menschen dann das Leben zu retten oder sie am Leben zu erhalten. Das eigene Leben erscheint nicht mehr so wichtig.

Die Mutter hat getan, was sie tun konnte.

Am Morgen habe ich das Lager verlassen. An die genauen Abschiedsworte erinnere ich mich nicht mehr. Es war nicht einfach. Ich war vierzehn, aber achtzig näher als vierzehn, nachdem was ich alles gesehen hatte."

Ruth Kirschner:

"Als ich Manfred kennengelernt habe, war ich fünfzehn und er ein alter Mann. Er hat nie gelacht". Und in nahtlosem Übergang zum Heute:

"Die Wohnung ist gekühlt mit air condition. Alles ist bei uns in Florida feucht. Das können viele Leute nicht ertragen". Ich verhalte mich still, damit der Erinnerungsfluß der Sprechenden nicht unterbrochen wird. "Als Schülerin habe ich mein Pausenbrot nicht gegessen" fährt sie fort "und es immer wieder nach Hause gebracht, wo ich es zum Leidwesen meiner Mutter an einer bestimmten Stelle unserer Wohnung 'ablegte'. "Da sagte meine Mutter: 'Cecilia, eines Tages wirst du Hunger haben'. Im Konzentrationslager habe ich mich oft an die Worte meiner Mutter erinnert".

Elfi Hauser hört den Dialog mit und sagt:  
"Wenn ich als Kind Suppe schöpfte, hatte ich gewöhnlich einen Rand gemacht, daß es so aussah, als ob ich die Suppe gegessen hatte. Ich hatte sie aber in den Schüttstein geworfen."

Manfred Kirschner:  
"Sie wollen mehr wissen, ich kann es nicht beschreiben! - - - Eine Woche oder zehn Tage nach meiner Flucht wurden meine Eltern und Schwestern nach Auschwitz deportiert, wo sie gestorben sind. Meine Frau und ich sind 1949 nach den Vereinigten Staaten ausgezogen und jetzt sind wir zum ersten Mal zurück nach Baden-Baden gekommen."

Das Sprechen fällt schwer, aber ich frage trotzdem:  
"Wie war Ihr Gefühl?"

Manfred Kirschner:  
"Die Gefühle sind vermischt. Die guten Erinnerungen gingen bis zu der Zeit, als ich zehn Jahre alt war und als wir alle zusammen waren. Da kam dann 1938, da wurde mein Vater verhaftet mit anderen, in der Reichskristallnacht. Da haben wir wirklich gemerkt, was passieren kann. Mein Vater kam wieder und wir haben versucht, wegzugehen, aber wir haben keine Papiere bekommen. Die letzten beiden Jahre in Baden-Baden waren nicht so gut. Wir sind meistens nur zu Hause geblieben. Natürlich konnten wir nicht in Kinos, Restaurants oder Sportvereine gehen. Das einzige, was wir machen konnten, waren Ausflüge in den Schwarzwald, das haben wir immer sehr gerne gehabt. Zu Hause zu sein, war nicht so schlecht, wir haben zusammen Musik gemacht. Das ist 'daheim', wo die Familie ist."

"Kennen Sie das Buch von Anna Seghers 'Das siebte Kreuz'?"  
frage ich.

Manfred Kirschner:  
"Nein".

"Vielleicht können Sie es einmal lesen. Es ist ein unvergleichliches Buch. Der Inhalt erinnert mich an Ihr Schicksal!"

Über den Tisch, von dem das Geschirr abgetragen wird, fluten goldene Sonnenstrahlen. Die in unserer Nähe befindlichen Mittagsgäste haben dem Interview keine Aufmerksamkeit geschenkt, haben es nicht beachtet. Niemand lächelt zu uns herüber. Aber ich habe mich um die Unterhaltungen der anderen Tischnachbarn auch nicht gekümmert. Wie Frau Ehrhardt mit Vornamen heiße, werde ich in diesem Augenblick gefragt. Betroffen muß ich die Antwort schuldig bleiben. Mein Gewissen plagt mich und ich gehe so lange auf Wanderschaft, bis ich den Namen herausgefunden habe. Karin heißt sie. Ich rufe diesen Namen laut in die Runde. Die Kirschners wollen meinen Vornamen wissen. "Margarete", antworte ich. Die Kurzform von Margarete, erklärt mir Frau Kirchner, heiße in America 'Marge', man spreche dies aber 'Mäggi' aus.

Beim Aufbruch bedanke ich mich bei Herrn Kirchner für die Preisgabe seiner Erinnerungen. Der Ausflug in den Schwarzwald habe ihn vielleicht unbeabsichtigt an die einst erlebte Familienharmonie erinnert. Denn wie hatte er es ausgedrückt: "Das ist 'daheim', wo die Familie ist."

"DIE ZUWENDUNG DER MENSCHEN AUS BADEN-BADEN  
IST EIN HEILMITTEL!"

Weiterfahrt nach Wolfach.

Liesel Gilbert geb. Hirsch im Café in Oberwolfach (KEIN VIDEO):

"Ich hatte gestern ein solch starkes Erlebnis . . ."

Ich fordere Liesel auf, mir ihr Vertrauen zu schenken und bitte mein zerstreutes Wesen zu entschuldigen. Ich versuche ihr mein sprunghaftes Verhalten zu erklären.

"Bislang war ich mit anderen jüdischen Gästen beschäftigt. Erst jetzt kann ich mich Ihnen widmen. Sind Sie mir böse?"

Liesel Gilbert:

"Nein, böse kann ich Ihnen nicht sein. Also fangen wir an: Gestern kam ich von der Bank, bei der ich Geld wechselte, und war auf dem Weg ins Hotel, als mir Ferna und Carl Kaufmann in Begleitung dreier freundlicher Leute begegneten. Ferna sagte: 'Hier sind die Herrschaften von Koblenz, von der christlich-jüdischen Gesellschaft' und sie stellte mir diese Leute vor und ich fragte die Gruppe, ob sie im Juni meine Cousine, Madame Helene Boiron aus St. Goar, getroffen habe. Da fragte die eine Dame: 'Woher sind Sie denn gebürtig?' Ich erwiderte: 'Aus St. Goarshausen'. Die Dame, eine pensionierte Richterin, stellte fest: 'Meine Familie kommt auch aus St. Goarshausen. Sie hatte eine Mühle.' - Ich wußte sofort, dies war die Familie Maus. Diese Familie war anständig bis zum Schluß. Mit den Kindern Elebeth und Ernst Maus bin ich in die Schule gegangen. Der Ernst ist in Rußland umgekommen. Ich habe unter vielen Gemeinheiten leiden müssen, aber die beiden Maus-

Kinder sind bis zum Schluß anständig mit mir gewesen. Von 1933 bis 1936 waren wir in einer gemeinsamen Klasse. Unsere Geschäft wurde zerstört. Wegen eines Boykotts. Es war ein Touristenplatz. Meine Eltern hatten drei Verkaufsstellen mit Reiseandenken und jedesmal, wenn ein Schiff an Land ging, haben wir gehört, wie ausgerufen wurde: 'In diesen drei Verkaufsstellen dürft ihr nicht kaufen. Das Geschäft gehört einem Vollblutjuden!'. An Pfingsten hat stets die Saison begonnen. Sie haben einmal ein großes, zwei mal zwei Meter großes Schild mit der Aufschrift: 'Deutsche, kauft nicht bei Juden!' vorbeigetragen. Ich hatte damals ein schlimmes Gefühl. Und so wurden wir systematisch ruiniert. Wir hatten kein Einkommen mehr. Mein Vater hat versucht, sich umzustellen und mit koscherer Wurst über Land in die kleineren Ortschaften zu fahren, in denen die Juden wohnten. Er hat versucht, uns zu retten. Aber immer spürten wir die Bedrohung durch die übrige Bevölkerung. Diese hat förmlich gelauret, ob wir etwas falsch machten, ob sie meinem Vater etwas anhaben könnten. Meinem Bruder wurde das Glas, womit er für Papa etwas Bier holen ging, auf dem Kopf zerschlagen. Er erlitt Schnittwunden.

Ich war Schülerin des Instituts Hoffmann, das eine Privatschule war. Wenn ich am Unterricht teilnahm, wurde der "Stürmer" vorgelesen. Zum Schluß ließ mich die Sportlehrerin gar nicht mehr zum Unterricht zu, weil ich angeblich keine Deutsche sei. Es hieß: 'Juden dürfen nicht mitmachen!' Zum Schluß wurde ich aus dem Institut ausgewiesen.

Alle sechs Brüder meines Vaters Siegmund Rirsch und er selbst haben im Ersten Weltkrieg gekämpft. Ich besitze heute noch Medaillen, die mein Vater bei seinem tapferen Einsatz bei Verdun bekommen hat. Einer seiner Brüder, er hieß Willi, ertrank im Alter von sieben Jahren im Rhein. Das muß ungefähr um die Jahrhundertwende gewesen sein. Die anderen Brüder hießen Josef (ausgewandert), Leo, Julius, Hugo, Gustav (umgekommen beim Straßenbau).

Wir hatten dann unsere Auswanderung geplant. Mein Großvater war schon in den Achtzigern, den mußten wir nach KSia bringen. Am Vorabend unserer Abreise kam ein Nachbar, Wilhelm Menges, und sagte zu meinem Großvater: 'Herr Rirsch, mein Gewissen drückt mich. Bevor Sie gehen, muß ich Ihnen etwas sagen. Ich habe den Willi in den Rhein gestoßen, weil er ein Jude war und ich habe gesehen, wie er ertrunken ist'. - - Dies ereignete sich vor fast hundert Jahren. Vier Jahre später ist sein eigener Sohn ertrunken im Rhein. Er hatte drei Kinder. - - -

- und die eine Dame fragte mich dann: 'Hat man Sie schon einmal eingeladen nach St. Quershausen?' Ich antwortete: 'Nicht ein einziges Mal. Und ich bin zu stolz, um mich an die Stadt zu wenden wegen einer Einladung -'. Da sagte die Dame, die Richterin in Ruher: 'Wir laden Sie ein! Im nächsten Sommer kommen Sie mit der Ferne (Kaufmann) zu uns.' -

Die Richterin heißt Hildegard Hunschede, sie ist von der Gruppe, die meine Cousine nach Koblenz eingeladen hat. Ich muß sie von Bonn aus anrufen. Die Ferna kann mir da helfen. Hier ist die Visitenkarte der edlen Frau!" Ich lese die folgenden Angaben:

Hildegard Hunschede, Richterin i.R. am Oberlandesgericht,  
Bismackstraße 19, 5400 Koblenz. Telefon (0261)36524.

Liesel Gilbert fährt nach geraumer Zeit fort:

"Das kam mir vor, als wäre es ein Plan vom Schicksal. Frau Hunschede bestätigte, daß ihre Cousine, Elisabeth Maus, mit mir ins Institut Hoffmann, Oberrealschule, gegangen war. Ich bin noch so benommen. Sechsfünfzig (56) Jahre liegen nun dazwischen. Sechsfünfzig Jahre sind eine lange Zeit. Meine Eltern sind 1952 von Tel Aviv zurück nach Bonn umgesiedelt. Da bekam mein Vater zur Zeit der Regierung Adenauer eine Position im Archivwesen. Mein Vater ist leider schon mit siebzig Jahren gestorben. Meine Mutter hat ihn um fast zwanzig Jahre überlebt. Ich mußte sie zwei Mal im Jahr besuchen, weil sie senil wurde. Ich konnte ihr nicht helfen. Sie war im 'Augustinum', dort waren sie nicht sehr hilfsbereit."

"Sind Sie nie mehr nach St. Goarshausen zurückgekehrt?"  
interessiert es mich.

"Nein. Ich machte die Bekanntschaft eines befreundeten Paares, als ich im Restaurant 'Zur Lese' weilte. Sie war Engländerin. Er kam aus einem Gebiet in Ostpreußen, das früher zu Polen gehörte. Ich schenkte ihnen mein Vertrauen und wir haben uns bis in die Nacht hinein unterhalten. Nach dem Tod meiner Mutter, hat der Freund gesagt: 'Wir müssen dich ablenken. Laßt uns ein bißchen rausfahren. Überraschend fahren wir über die Autobahn weg - -

Doch . . . einmal war ich in St. Goarshausen, als mein Vater krank wurde. Da mußte ich zurück nach neunundzwanzig Jahren. Die Lina hat noch in St. Goarshausen gewohnt, die hatte mich erzogen, die hatte auf mich gewartet. Sie hatte gewartet, am Fenster gewartet. Sie sagte: 'Du hast gar keinen Koffer. Du mußt doch zur Nacht bleiben!'

Ich war so versteinert, so erschüttert. Niemand mehr da. Als wir den Bahnhof verlassen mußten, war ich dreizehn Jahre alt gewesen. Wir haben uns umarmt. Lina hat nicht gewußt, daß viele so brutal umgekommen sind. Die haben uns damals wie beim Circus an die Bahn gejagt. All das war im Nachhinein kaum zu ertragen und der Gedanke, daß das alles dort passiert war, war kaum zu ertragen.

Die Lina fuhr mit mir über den Rhein zum Bahnhof, damit ich dort meinen Koffer abholte.

Ich habe ein einziges Mal dort in meiner alten Heimat übernachtet.

Die Zuwendung all der freundlichen Menschen in Baden-Baden und die Unterstützung durch die freiwilligen Helfer ist für mich ein Heilmittel."

Um es festzuhalten, wiederhole ich das Wort Heilmittel, indem ich es ausspreche.

Liesel Gilbert nimmt einen Schluck Kaffee und fährt in ihrer Erinnerung fort:

"Ja, Heilmittel. Ich kenne keinen einzigen Juden, der nicht belastet ist durch das, was geschah. Es ist keiner da, der nicht Opfer des Naziterrors wurde, auch wenn er nicht ins Konzentrationslager kam. Man begegnete uns ohne Würde. Wir mußten Beleidigungen hinnehmen und man mutete uns Lügen zu.

Als meine Großmutter gestorben ist, sagte man zu mir: 'Nicht wahr, wenn ein Jude stirbt, stellt man die Leiche hinter die Tür und jeder, der kommt, stoßt sie an?' Der Jude war immer ausgestoßen und beschuldigt und verdammt und beneidet, denn meistens stellten die Juden die guten Schöner. Alles war für uns schwer und deshalb hat sich das Gehirn entwickelt. Die Schwestern meines Großvaters kamen ins KZ und da hat man ihnen Jauche in die Adern gespritzt! Mein Urgroßvater war sehr anständig. Er wohnte in der Nähe eines Klosters und er hat, so lange er dazu in der Lage war, die dort lebenden Nonnen unterstützt.

Meine Cousine erinnerte mich an die großen Eichen, unter denen wir gespielt haben und die der Urgroßvater gepflanzt hat, als er aus dem Krieg gegen Napoleon heimgekommen war. Der Stammbaum ging zurück bis ins 16. Jahrhundert.

Als ich ausgewiesen wurde von der Oberrealschule, habe ich das Baby (Han Georg) von der Lina spazierenführen dürfen. Und als meine Mutter gestorben ist, war das die einzige Familie an meiner Seite.

(Gedankensprung zum Gotteshaus und Kinderspielplatz in San Diego)

Synagoge und Kinderspielplatz in San Diego wurden mit Hakenkreuzen besudelt, beschmiert. Man hörte: 'Das sind Faulenzen und Rowdies'. Ein christlicher Pfarrer sagte:

'Wenn man ein Gotteshaus beschmiert, beschmiert man alle Gotteshäuser.'

Der Chef der Polizei, ein Schwarzer, sagte: 'Das sind einfach Halunken.'

In Amerika haben die Überlebenden der Konzentrationslager den 'New Live Club' gegründet. Jeder einzelne der Überlebenden könnte eine Chronik schreiben! Sonderbarerweise haben viele von den Überlebenden Nachkommensprobleme!"

Auf der Rückfahrt durch das Schapbachtal, an Ruhestein und Mummelsee vorbei und über die Schwarzwaldhochstraße überwindet Petra Heuber ihre anfängliche Scheu und versucht sich als Reiseführerin in englischer Sprache. Sie geht dabei sehr ruhig und freundlich vor und greift zielsicher in einen beachtlichen Fundus passender Worte. Es ist angenehm, ihr zuzuhören.

#### GEBET VOR DEM LIFT DES KONGRESSHAUSES

Freitag, 18. September 1992

Im Kongreßhaus, dritter Stock, findet um 18 Uhr der jüdische Sabbat-Gottesdienst statt. Auf dem Vorplatz warten Elisabeth Frietsch, Mathilde Greenbaum und Klaus Fischer auf mich. Frau Frietsch stellt mir den Baden-Badener Schriftsteller vor. Mathilde Greenbaum an die Hand nehmend, informiert sie: "Mathilde war einst mit der Mutter von Klaus Fischer, Lieselotte geb. Walter, in einer Klasse." Mathildes Stimme ist ohne Triumph, als sie mit Blick auf den Sohn der einstigen Mitschülerin Lieselotte feststellt: "Der Vater war Nazi". Da die hell wirkende Männergestalt die Bemerkung nicht kontext, fügt die Jüdin hinzu: "Nichts für ungut. So war's halt". "Ja" entgegnet Fischer nach einer Weile, um durch sein Schweigen nicht zu provozieren. Er ist der Situation nicht ausgewichen. Auf keinen Fall nimmt er der alten aus den USA an den Ort der Demütigung zurückgekommenen Dame die Bemerkung übel. Er könnte sich persönlich rechtfertigen, aber er kann so schnell nicht darlegen, was er erlebt und was seine Erinnerung in minutiösen Details aufbewahrt hat.

Als er bei Wintersdorf "schanzen" mußte, war er vierzehn Jahre alt. Im Zuge des "totalen Krieges" hatte die Ortskommandantur die gesamte Bevölkerung im August 1944 im Alter von vierzehn bis sechzig Jahren zum Herstellen von Gräben für die Soldaten von der Ortskommandantur aufgerufen. Den Erdaushub, das Schaufeln der Gräben, nannte man im Volksmund "schanzen". Als Mann des Wortes, als Meister der Feder weiß er um die Kraft des Geistes und der Versöhnung, die die durch einen Graben voneinander getrennten Religionen und Weltanschauungen zeitlos zu überbrücken vermag. Sein Vater war als Oberstudiendirektor an einem Gymnasium in Worms angestellt gewesen und mußte nach Rußland an die Front. Dann zog seine Mama mit ihm und dem drei Jahre jüngeren Bruder Hardy (zehn Jahre) nach Baden-Baden ins Haus der Großmutter in die Stephaniestraße. Einer Verordnung zufolge mußte Frau Fischer als Zugezogene einer Beschäftigung nachgehen. Sie fand Anstellung als Fallschirmnäherin in der Firma Seidenstücker in der Lichtentaler Straße, im Gebäude des "Goldenen Kreuzes". Dem aufgeweckten und schnellzüngigen dreizehnjährigen Klaus schien in Baden-Baden die Luft liberaler und unbedachter als im naziregimetreuen Worms. Er wagte beim "schanzen" manch lockere Bemerkung über Adolf Hitler, so daß ein mithürender Erdarbeiter einmal entsetzt zuschrie: "Bevor dem s Schnurrbüttl wächst, isch dem der Kopf ab!". Elisabeth Frietsch, drei Jahre älter als Klaus, genoß dessen Vertrauen, ohne es zu mißbrauchen. In Gespräche versunken, legten sie am Abend den langen Weg von Wintersdorf nach Baden-Baden zu Fuß zurück. An der Freilichtbühne obliquem las er der Freundin erste Verses vor und widmete ihr das aus seiner Feder geflossene und später von

Schülern aufgeführt. Theaterstück "Die Liebe der Westfalin". Der Umgang mit Dichtung machte sie beide unbefangen und frei.

"Kinder geht in den Wald und erzählt euch dort all die Sachen." wurde ihnen empfohlen, wenn sie beim "schanzen" kein Blatt vor den Mund nahmen. Nicht selten hatten die arbeitenden Mütter auch ihre eigenen Kinder dabei, so daß sich am Wall ganze Familien einfanden. Die Erwachsenen hatten Erbarmen mit den Vierzehn- bis Sechzehnjährigen und konnten nicht einsehen, warum diese Gräben schaufeln mußten, und so empfahlen sie ihren Kindern, "spazierenzugehen". Als der grimmige Winter einzog und die Kinder bei klirrendem Frost vor Kälte weinten, zog man ihnen die Schuhe aus und rieb mit den Händen die blaugefrorenen Füße warm. Wenn die acht "Jabos" (Jagdbomber) am Himmel auftauchten, jagte alles, was Beine hatte, in die Gräben, um sich unsichtbar zu machen (weshalb das Tragen weißer Blusen und weißer Hemden verboten war).

Vera von Waldenfels, die in Baden-Baden unter dem Namen "Tante Winke-Winke" bekannte und den Kindern sehr verbundene, in vorblunden Kleidern schillernde Dame, wurde von den ihr oft in Scharen folgenden Jugendlichen eigens mit besonderem Nachdruck auf die nahenden Jagdbomber aufmerksam gemacht. Mit ihrem grellen Charme und ihrem unvergleichlichen Elan, verstärkt durch die nackte Angst ums Überleben, setzte Tante Winke-Winke zum Entzücken der grölenden Kinder in dünnen Stöckelschuhen zum wagemutigen Sprung über den Graben an, um auf der anderen Seite unter einem Baum Schutz zu suchen. Aber der lehmige, rutschige Grund hielt Tante Winke-Winkes tänzerisch anmutendes Fesselwerk gewaltsam fest, so daß die um das Fersenwerk Beraubte mit bloßen Füßen über den Abgrund sauste und mit Schreien in den jenseitigen Erdschollen einsank, ebenso verängstigt nach oben zu den "Jabos" wie hilflos zurück zu den eingesunkenen Stöckeln blickend. Tante Winke-Winke hatte dem Schrecken der Stunde zur Pointe unfreiwilliger, unsterblicher Heiterkeit verholten!

Für Lieselotte Fischer war der vierzehnjährige Klaus aufgrund seiner ständigen Widerrede zu Hause ein Herz der Angst. Sie wußte keinen anderen Rat, als sich an Elisabeth zu wenden, die noch heute die inständige Bitte der besorgten Freundesmütter im Ohr hat: "Sag' dem Klaus, er soll nichts mehr gegen die Nazis sagen". Klaus Fischer war zur Zeit des Dritten Reiches Kind gewesen und hat eine weiße Weste. Deshalb hat er alles Recht zu lächeln und dennoch ist es für ihn nicht leicht, in jene Zeit zurückgeworfen zu werden. Seine Mutter war eine gute, fürsorgende Mutter, sie war im Grunde genommen eine unpolitische Frau gewesen. Und dennoch wehrt er sich nicht gegen den Satz: "Der Vater war Nazi. Nichts für ungut. So war's halt."

Als Autor von Büchern mit geschichtlichem Inhalt weiß er, daß nichts so schlimm ist wie Geschichtsklitterung.

"Ja" entgegnete er ohne Widerrede. Er ist dem Augenblick der Begegnung mit Mathilde Greenbaum nicht ausgewichen. Er hat der Erinnerung der alten Jüdin, die zu dem schräg aufgesetzten Samthut behutsam lächelt, Raum gegeben und ihr keine Barriere entgegengestellt.

Tanja Poschadel ist mit Moshe Marcel Grebenau zum dritten Stock unterwegs. Am Treppenaufgang bleibt Moshe stehen, weil er seine Gehstützen vergessen hat. Ohne diese kann er den Weg über zwei Stockwerke nicht nehmen! Die junge Begleiterin weist auf den nahen Aufzug. Grebenau schüttelt den Kopf. Nach dem Sonnenuntergang des heutigen Tages hat der Sabbat begonnen (der Sabbat beginnt freitags nach Sonnenuntergang und endet samstags nach Sonnenuntergang). Der strenge jüdische Glaube verbietet es, am Sabbat das Telefon abzunehmen oder eine Maschine zu benutzen. Dem gläubigen Juden ist es auch nicht erlaubt, am Sabbat in einen elektrischen Aufzug zu steigen.

"Nein!" sagt Grebenau, als Frau Poschadel noch einmal die Möglichkeit erwägt, den Lift zu benutzen. "Nicht mit dem Aufzug!" sagt er kategorisch. Die verdutzte Helferin blickt ratlos um sich! Daß der Gottesdienst ausgerechnet im dritten Stockwerk stattfinden muß!

Der unnehmere Alte nimmt etwas von sich hin. Dann, nach einer Weile, öffnet er den mitgebrachten kleinen braunen Koffer, der leer ist, legt seinen Hut hinein, klappt ihn wieder zu, zieht das Gebetskäppchen aus der Manteltasche, legt es auf sein Haupt und schaut sich nicht, vor der Tür des Aufzuges im Kongreßhaus Baden-Baden zu beten. Er betet drei Mal. Dann steigt er gefestigt wie ein Fels in die Aufzugskabine.

Am Eingang zu dem Saal, in dem der jüdische Sabbat-Gottesdienst stattfindet, erhalten die männlichen Besucher ein schwarzes Gebetskäppchen, auch Kipot genannt, das eigens für die 'Woche der Begegnung' angefertigt worden ist. In die weiße Innenseite sind die goldfarbenen Worte "Woche der Begegnung Baden-Baden September 1992" in deutscher und hebräischer Schrift eingedruckt. Eine ausreichende Menge dieser Kipots wurde nach Herstellung in 1265 Coney Island Ave, Brooklyn, N.Y. 11230, einem Piloten der US-Airforce auf seinem Flug Frankfurt a.M. mitgegeben. Auf Anweisung des Landesrabbinars wurden die Gebetskäppchen von Frankfurt nach Heidelberg, von dort nach Freiburg und von der Brenzgaumetropole zum Presseamt der Stadtverwaltung Baden-Baden weitergeleitet!

Der Gottesdienst zum Sabbat beginnt pünktlich mit dem Glockenschlag der wahren evangelischen Stadtkirche. Oberbürgermeister Ulrich Kendt und der erste Vorsitzende der israelitischen Religionsgemeinschaft Badens, Sidon Wassermann, wenden sich in feierlichen Ansprachen an die von der Stadt geladenen

Gottesdienstbesucher, an die jüdischen Gäste, an die Mitglieder des Gemeinderates und der Verwaltung sowie an die freiwilligen Helferinnen und Helfer und an die Bürgerinnen und Bürger der Stadt Baden-Baden.

Alle Besucher können am Ende der Sitzreihen eine blaue Gebetsbroschüre zur WOCHE DER BEGEGNUNG SEPTEMBER 1982 (Herausgeber Stadt Baden Baden) entnehmen. Das Heft im Format DIN A 4 enthält einige Erklärungen über die Synagoge, Morgen- und Abendgebete für Wochentage, Abendgebete für Sabbat, Gebete beim Beginn des Sabbats und die dreizehn Glaubensartikel in Hebräisch und die entsprechenden Übersetzungen ins Deutsche.

Vor Beginn des Sabbat-Gottesdienstes und während der Liturgie nehme ich die Gesichter einzelner Gottesdienstbesucher auf. Dann wird von offizieller Seite mitgeteilt, daß mit dem Entzünden der Kerzen das Fotografieren und Videofilmen untersagt ist. Oberkantor ist Raphael Polani aus Mannheim.

Während ein jüdischer Freiburger Chor den Sabbat-Gottesdienst mit einem Lied umrahmt, schlage ich die blaue Broschüre auf und lese folgende Worte:

"Und dies ist er:  
Ich bin der Schabat, die Krone des Gesetzes, des Kostlichen, das vierte der zehn Gebote.  
Zwischen dem Ewigen und seinen Kindern bin ich ein Zeichen des ewigen Bundes in alle Geschlechter und in Ewigkeit.  
Und jede Tat vollendete der Mächtige aller Mächtigen am sechsten Tag und so steht es geschrieben im allerersten meiner Bücher. So auch dann als das Man nicht herabfiel, damit ich zum Vorzeichen werde für die Geschlechter.  
Eine Wonne bin ich den auf Erden Lebenden und Ruhe dem Volke, der in Gräbern Wohnenden.  
Ich bin die Freude aller Weiber und Männer. Auch freuen sich in mir Greise samt Jünglingen und sich die Trauernden nicht in Trauer verhüllen und nicht vom Tod der Frommen erzählen."

Nach Beendigung des Gedenkgottesdienstes - der an diesem Abend zweckentfremdeter Konferenzraum hat sich rasch geleert - sehe ich Stadträtin Renate Daub und Angelika Schindler mit Kinderwagen in angeregter Unterhaltung zum Aufzug gehen. In einiger Distanz folge ich ihnen. Das sperrige Gefährt wegen will ich die Treppe wählen. Schon bin ich einige Schritte nach links abgebogen, als mich Frau Daub bemerkt und auffordert, "Joch mit in den Aufzug" zu kommen. Sie will sich von ihrer höflichen Seite zeigen und mich in

ihre Unterhaltung einbeziehen: "Der Kinderwagen wird sicher viel Platz beanspruchen. Aber probieren wir es, kommen Sie!" kommt sie mir entgegen, schränkt aber sogleich ein: "Wahrscheinlich geht es doch nicht!" Die Aufforderung enthält Widersprüche, weshalb ich mich endgültig für die Treppe entscheide. Ich teile dies in unmißverständlichen Worten mit, obwohl ich gerne die Nähe der vielgelobten Buchautorin, die der stille Mittelpunkt dieser Tage gewesen ist, geteilt hätte. Eine Frau, von der Leben ausgeht, in doppelter Weise. Nach Krankheit ist sie wieder genesen, so war zu hören. Nun ist sie wieder gesund. Ich bin fest davon überzeugt: Sie hatte mit dem Verfassen des Buches "Der verbrannte Traum" einen Auftrag erfüllt. Nicht nur für die Stadt und den Elster-Verlag. Auch für die schweigende Mehrheit der Opfer, die keine Stimme mehr haben.

Als ich im Foyer ankomme, sehe ich, daß das kaschere Buffet regen Zulauf hat. Ich stelle mich zu einer Gruppe, in der Eric Reissinger an der Seite seiner Frau Claire Frage beantwortet. Als er mich sieht, wendet er sich mir zu, damit ich seine Worte verstehen kann. Seine Erinnerungen haben folgenden Wortlaut:

"Mein Vater war dreißig Tage in Dachau. Es wurde in der Familie nicht darüber gesprochen. Vater schickte Mutter eine Karte aus dem Lager. Das war im Jahr 1936 - Wir wohnten im Gebäude Lange Straße 29, in dem sich heute das Kaufhaus Wagener befindet. Vermutlich befand sich unsere Wohnung im ersten Stock, da, wo einst ein Balkon angebracht war und wo man den Ansatz des Balkons noch heute sehen müßte - - Ein Brief meines Vaters befindet sich in der Ausstellung."

Es ist auffallend mit welcher großer, fast verbissener Konzentration sich Eric um eine korrekte deutsche Sprache bemüht. Beim Sprechen beißt er sich vor Anstrengung zuweilen fast auf die Zunge.

Ich werde Zeuge, wie Eric Reissinger ein junges Mädchen aus Baden-Baden, das neben ihm steht, für nächsten Sommer nach Baltimore einlädt.

Das Mädchen heißt Esther Deiters und wohnt in Gunzenbachtal. Es ist schon eine kleine junge Dame und sagt stöhnend: "This is a great invitation".

Eric Reissinger erklärt mir, daß er Übermorgen, am Sonntag, 20. September 1992, um 10 Uhr, die Familie Deiters, Gunzenbachstraße 41, besuchen wird.

Eine Baden-Badener Bürgerin sieht, daß ich Notizen mache. In einem ihr günstig erscheinenden Augenblick kommt sie auf mich zu und fragt, ob sie mich sprechen könne. "Selbstverständlich" antworte ich und wende mich der unbekannt, etwa 55 Jahre alten Frau zu. Sie heiße Inge Lorenz und verfüge über zwei Anschriften, erklärt

sie, falls ich sie je einmal zu sprechen wünschte: Lange Straße 26, Telefon 22756, und Schloßstraße 8, Telefon 24765. Meine Überraschung ist perfekt: "Schloßstraße 8 ist ein historisches Haus. Gustave Flaubert war dort zu Gast." Lange war ich auf der Suche nach diesem Haus. Inge Lorenz antwortet, daß sie dieses Haus in bewußter Kenntnis seiner Historie erworben habe. Jetzt gehe es aber um Ruth Grebenau.

"Kannten Sie sie?" frage ich verwundert.

"Hauptsächlich ihre Mutter, Auguste Gittel Grebenau, war eine mütterliche Freundin. Wir Kinder hatten einen gemeinsamen Hof. 'Matze' war ungesäuertes Brot. Am Laubhüttenfest habe ich davon kosten dürfen. Ruths Eltern waren ins Hotel 'Zentral' gebracht worden, bevor sie an einen unbekanntem Ort deportiert wurden. Es hieß in der Stadt: 'Die Juden kommen weg!' Das Ehepaar Köhler stand am Reiterbrunnen. Sie haben ihr Bündel bei sich gehabt. Ich näherte mich ihnen, um mich in ihr Blickfeld zu begeben, um sie wiederzusehen. Aber die Köhlers haben mich nicht erkannt. Wenn mich die Köhlers erkannt hätten, wäre ich auch mit deportiert worden. Das ist mir erst nach vielen Jahren aufgegangen und zum Bewußtsein gekommen."

Inge Lorenz ist jene einstige Nachbarin der Köhlers, mit der vor laufender Video-Camera ein spontanes Wiedersehen geplant gewesen war, eine Begegnung, die aus unerklärlichen Gründen ins Wasser fiel. In Gedanken frage ich mich: "Kann es sein, daß Inge Lorenz meinen Weg kreuzte, weil ich mich innerlich so sehr auf jene Begegnung, an der sie hatte teilnehmen sollen, vorbereitet und eingestimmt hatte? Meine Enttäuschung an jenem Mittwoch hatte ich umgesetzt in Schreibenergie und doch war noch etwas übriggeblieben von dieser geballten Kraft der Freude auf das Wiedersehen zweier Frauen, an dem ich teilhaben sollte. Was wir wünschen, ereignet sich."

Noch bevor ich mich über diesen Edelstein der Erinnerung bedanken kann, hat Elisabeth Frietsch eine neue Information für mich:

Henriette Joss geb. Bittmann, Rheinstraße 189, Baden-Baden, wurde 1937 mit Margot Kirschner (die zusammen mit ihren Geschwistern evangelisch getauft worden war, aber den jüdischen Glauben beibehalten hatte) konfirmiert und fühlte sich mit dieser während der gemeinsamen Schulzeit auf besonders herzliche Weise verbunden. Während der Woche der Begegnung hätte sie den Bruder ihrer Klassenkameradin und Mitkonfirmandin, Manfred Kirschner, gerne persönlich aufgesucht, um ihm ihre Betroffenheit über das schwere Schicksal seiner Familie auszudrücken, sie sah sich aber aufgrund einer vorausgegangenen schweren Erkrankung (Angina pectoris) dazu außerstande. Frau Joss bat Elisabeth Frietsch als Mittelsperson, Grüße an Herrn Kirschner auszurichten. Und nun erreicht Elisabeth Frietsch mich, an ihrer Stelle dieser Bitte nachkommen. Ich freue

mich über die mir zugedachte Vermittlerrolle. Lebendiger Kontakt mit den Juden, die auf diese Weise erfahren, daß die Bevölkerung der Stadt an ihrem Schicksal Anteil nimmt und sie nicht vergessen hat, geht spürbar durch meine Hände und durch meinen Körper. Das Gefühl der Trauer und des späten Mitleidens, das Henriette Joos über die Mittelspersonen Elisabeth Frietsch und mich Herrn Manfred Kirschner mitteilen läßt, ist ein unübersehbares Zeichen der Menschlichkeit. Ich erkenne, daß die Woche der Begegnung die Erinnerungen an die alte Zeit wachrüttelt, aber auch die Ohnmacht von damals spüren läßt, die Lähmung der Gefühle, die Unfähigkeit, zu helfen.

OB WENDT: "DER UNMITTLBARE MUSISCHE WESENSZUG EINES MENSCHEN IST SEINE STIMME, SEIN GESANG"

Koscheres Nachtessen im Spiegelsaal des Kurhauses um 20 UHR

"Sabbat Shalom" ist der Gruß des Abends.

Am Tisch, an dem das Ehepaar Kolm Platz nimmt, ist noch ein Stuhl frei. Die strahlende Miriam Kolm wünscht, daß ich neben ihr Platz nehme und sie mit dem Vornamen anspreche. Während wir auf das Essen warten, erzählt sie mir ihre Geschichte. Sie wohnt in der Albrecht-Dürer-Straße 6. Der Vater war Geschäftsmann. Sie hatten einen Chauffeur, eine Köchin, ein Kinderfräulein und ein Stubenmädchen.

"Ich habe mit den Bediensteten Kontakt gehabt. Die Köchin hatte eine uneheliche Tochter. Meine Eltern stellten die Köchin dennoch ein. Das war 1920 etwas besonderes."

Heute hatte Miriam Kolm aufgrund des in der Zeitung veröffentlichten Fotos (das am Montag, 14. September 1992 bereits einer Beschreibung unterzogen wurde) einen Telefonanruf von Tochter einer Köchin, Elisabeth Boehm-Müller, erhalten.

"Sie hat vor Freude laut 'Die Bessi!' ins Telefon gerufen. Dann sind vor lauter Rührung mir die Tränen gekommen" gesteht Miriam. "Das Gespräch dauerte eine halbe Stunde. Frau Boehm-Müller hat sich an die Namen Kahn und Seisinger und an manchen anderen Namen der Freunde meiner Eltern erinnert. Sie selbst hatte kein leichtes Leben, war während des Zweiten Weltkriegs in Lazarettlagern in Polen und Rußland tätig. Das letzte Kriegsjahr verbrachte sie in Ihöringen. Dort wohnte sie in der Nähe eines Lagers und legte jeden Tag ein Stück Brot und andere Nahrungsmittel, in Papier eingewickelt, an den Rand der Straße, an dem die Gefangenen vorbeikamen. Dabei wurde sie einmal von einem ukrainischen Wächter beobachtet, der ihr mit dem Gewehrkolben über den Kopf schlug. Sie erinnert sich mit Abscheu an jenen Augenblick, den sie antreffen ist, der aber in ihrer Psyche Wunden hinterließ. Von ein paar Jahren bekam sie einen Schlaganfall und ist seitdem halbseitig gelähmt."

Meine Eltern zogen schon 1929 von Baden-Baden nach Berlin. Der Vater konnte sich keine Bediensteten mehr leisten und wollte auch nicht mehr mit einer Jüdin verheiratet sein. Es kam zur Scheidung. Er heiratete wieder. Aber auch von seiner zweiten Frau trennte sich der Ruhelose. Nach der Reichskristallnacht flüchtete er von Berlin nach Frankreich. 1940 gelang ihm die Flucht nach Amerika.

Ich habe den Chauffeur meines Vaters sehr geliebt, er hieß Willi. Frau Boehm-Miller, die Tochter der Köchin, konnte sich nicht mehr erinnern, wie Willi mit Nachnamen geheißen hatte."

Miriam schiebt einen quadratischen blaugrünen Notizzettel mit der Anschrift der Telefonpartnerin unter meine Gabel. Mir fällt auf, daß die amerikanischen Gäste Namen und Adressen in Großbuchstaben schreiben:

ELIZABETH Boehm-Miller  
Gartenstraße 4  
7573 Sinzheim 4

Mit an unserem Tisch haben Lotte Klemperer, die Tochter des Klaviervirtuosen Otto Klemperer, sowie Oberkantor Raphael Polani und dessen ebenso geistvoll parlierende wie charmant aussehende Gattin Platz genommen.

Das Nachessen wird aufgetragen und Oberbürgermeister Wendt beginnt seine Rede mit den Worten "Ihr Gast und Ihr Gastgeber". Er kommt dann auf die Vergleichbarkeit der Religionen zu sprechen und führt aus: "Bei uns (im christlichen Glauben) sind es nicht zehn betende Personen, die zusammenkommen im Gottesdienst, sondern zwei oder drei. Es heißt in der Heiligen Schrift: 'Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.' Ich danke dem Oberkantor für seinen wunderbaren Gesang. Der unmittelbare musische Wesenszug eines Menschen ist seine Stimme und sein Gesang."

Gegen 23 Uhr komme ich nach Hause, werfe noch einmal einen Blick auf meinen Stenoblock, auf dem ich die Worte finde: "weiltragende Gemeinschaft". In der Eile habe ich versäumt, hinzuzufügen, wer sie gesprochen hat. So bleibt offen, wem sie zuzurechnen sind. Vielleicht sind sie noch in der Rede des Oberbürgermeisters enthalten gewesen. Vielleicht entstammen sie der Ansprache, die ein Mitglied des Zentralrats der Juden in Deutschland an die Gäste gerichtet hatte. Oder waren sie am Ende in die Dankesworte eingebettet gewesen, die Walter Brunfeld, im Licht des großen Lüsters von den Spiegelwänden reflektiert, dem Oberbürgermeister und den Gemeinschaft widmete. Gleichgültig, es sind schöne Worte.

Ich verahre eher gedankenlos als aufmerksam die blaue Broschüre  
mit den jüdischen Gebeten in meinem Bücherregal.

EINEN TAG NACH DEM SABBAT-GOTTESDIENST DIE ERINNERUNG AN  
DAS CHRISTLICHE GEBOT SOLLST DEN FEIERTAG HEILIGEN

Samstag, 19. September 1992

Unter der Headline "Das besondere Porträt: Ruth Grebenau geborene Köhler/Wunsch nach Versöhnung. Keine Zeit für Zorn" erscheint der von mir geschriebene Artikel im "Badischen Tagblatt".

Am späten Vormittag fahre ich mit dem Rad zum Kloster Lichtental, wo in einem der ebenerdigen Festräume Ursula Lazarus, die Tochter des Juden Hans Lazarus (der in Angelika Schindler's Buch "Der verbrannte Traum" Erwähnung findet), ihren fünfzigsten Geburtstag feiert. Sie ist Vorsitzende der CDU-Gemeinderatsfraktion und Mitglied des Landtags von Baden-Württemberg. Die Geburtstagerin freut sich über mein Kommen, weist mir einen Tisch zu und fordert mich zum Gang ans Kuchenbuffet auf, was sie nicht zweimal zu tun braucht. An meinem Tisch sitzen zwei Frauen, die sich über das christliche Gebot: "Du sollst den Feiertag heiligen" unterhalten. Nach selbstkritischer Reflektion stelle ich fest, daß ich im Laufe der Jahre dieses Gebot vergessen, ja mißachtet habe. Reumütig ob meiner Naschsucht und meiner geringen Religiösität schaue ich auf die Kuchenbrösel auf meinem Teller. Eigenartig ist, daß mir meine Unterlassungssünde einen Tag nach dem Sabbatgottesdienst der Juden bewußt wird. "Ich will das Gebot künftig beachten" nehme ich mir vor und bringe meinen Vorsatz deutlich zu Gehör. Die Dame zu meiner Linken nimmt davon Notiz. Ich erkundige mich nach ihrem Namen, den ich während der Vorstellung nur flüchtig wahrgenommen habe. Tauber heiße sie. Tauber. Ich will mir den Namen merken und dieser Name soll Signal für meine Umkehr sein. Der Name Tauber soll mich an mein Versprechen, das Gebot der Heiligung des Sonntags von nun an zu befolgen, erinnern.

Das besondere Porträt: Ruth Grebenau, geborene Köhler / Wunsch nach Versöhnung

## Keine Zeit für Zorn

Ihre Mutter hatte es gut gemeint, als sie die erste Begegnung der vierjährigen Ruth mit ihrem aus dem Ersten Weltkrieg heimkehrenden Vater durch den Anblick einer Puppe mildern wollte, die der völlig Abgemagerte bei seiner Ankunft im Arm halten sollte. Das Spielzeug wurde solange in der Schublade verwahrt. „Mach zu, mach zu, das beißt!“ hatte das Kindermädchen die neugierige Kleine gewarnt. Als Ruth den Vater dann mit der Puppe durch die Tür kommen sah, schrie sie laut und rannte davon. Verbotswidrig hatte sie das, was beißt, in Augenschein genommen und die Erziehungsabsicht war in ihr Gegenteil verkehrt worden. Es sollte noch schlimmer im Leben des jüdischen Mädchens kommen, das 17 Jahre später nach Israel reiste und alle Künste erwarb, um ihren Eltern Auguste Gittel und Theodor David Köhler, die mit Erfolg das Hotel „Tannhäuser“ in der Rettigstraße 1 führten, das Nachkommen schmackhaft zu machen. Zuerst schloß Ruth mit einem fremden Mann eine fiktive Hochzeit, damit sie im Land bleiben konnte, beantragte sofort danach die Scheidung und fand dann ihren wirklichen Ehemann, Moshe Marcel Grebenau, mit dem sie später zwei Söhne hatte. Zur Hochzeit 1937 kamen die Eltern und Ruth bot ihnen das Beste aus Küche und Keller, ging in die Knie und flehte unter Tränen: „Bleibt!“ Das selbe Wort hatte ihnen auf dem Baden-Ooser Bahnhof ein Bekannter flüsternd gesagt. Er habe gehört, bald dürften die Juden nur noch mit einem Rucksack die Stadt verlassen. „So

weit wird es nicht kommen!“ hatte Köhler gutgläubig beschwichtigt. Ein Jahr später verlangten die Nazis die Umbenennung des Hotels „Tannhäuser“ in „Köhler-Stern“ (Stern war der Mädchenname von Auguste Gittel) und vier Jahre später wurden die Köhlers deportiert. Die Mutter starb auf dem Weg von Gurs nach Auschwitz, im Viehwagen nach Drancy der Vater. Ein Rückenleiden und Arthrose in den Knien läßt Ruth Grebenau mühsam die Höhe des Lichtenfelder jüdischen Friedhofes erklimmen. Alle paar Meter stützt sie sich auf ihren Stock und atmet schwer. Sie ist in Gedanken bei ihren Eltern. Weil diese kein Grab bekommen hatten, wolle sie einmal in ihrem Grabstein in Kfar-Saba statt ihres eigenen die Namen ihrer Eltern eingemeißelt haben. Links den Krückknäuf, rechts die Pocket umklammernd, gelingt ihr bei unvergleichlich goldenen Sonnenstrahlen ein Foto vom Gottesacker, den man in Israel den „guten Ort“ nenne. Auch die Bodenplatte der 1938 in Brand gesetzten Synagoge leuchtet die alte Frau zitternd ab. Mitschlaflwanderlicher Sicherheit führt sie einen Troß von freiwilligen Helfern zu dem völlig mit Efeu überwucherten Grab ihres Onkels. Ein Journalist bedient sich ihres Stockes, reißt ein Loch in die grüne Decke, schiebt die widerspenstigen Ranken zur Seite und der Name Loucian“ eilt kommt ans Licht. Er sei einst Sekretär im Reitklub gewesen, erzählt Frau Grebenau. Bei Onkel Loucian war sie mindestens genau so oft wie bei den Eltern, entschuldigt sie ihr



Ruth Grebenau

Foto: Schick

Interesse an diesem Grab unter traumhaft schönen Bäumen. Sie nimmt Abschied. Im Hof ihres Hotels wirken die Schmerzen in ihrem Knie nach. Das Wiedersehen Baden-Badens, die Begegnung mit Menschen, ist für sie wunderbar gewesen. Der Wunsch nach Versöhnung steht in ihrem Gesicht geschrieben. Der fromme Jude bete drei Mal am Tag, erklärt sie. Der goldene Anhänger auf ihrer Brust hat die hebräischen Worte: „Gott erhöhe Israel“ eingegraben. Keine Zeit für Gram und Zorn, sondern Dankbarkeit für das Überleben. Die 78jährige erinnert sich: Der aus Baden-Oos stammende nichtjüdische Küchenchef des elterlichen Hotels habe ihr ein solch gutes Kochzeugnis ausgestellt, daß sie in Israel als Köchin Ar-

beit gefunden habe, denn das Studium der Zahnmedizin habe sie nicht zu Ende führen können. Ein Baden-Badener Ehepaar tritt unversehens in den Hof ein und geht strahlend auf die Gebogene zu. „Die Schwiegermutter unserer Tochter ist einst zu Ihnen in die Klasse gegangen!“ Dieser Zufall! Dieses Zusammentreffen sollte gefeiert werden, meinen die Beiden gerührt. „Es wäre nett, wenn Sie morgen zwischen 18 und 19 Uhr im Haus Lichtenfelder Straße 44 vorbeikommen könnten!“ Ruth Grebenau nimmt die Einladung an. Da fällt ihr ein, daß sie ihrer Enkelin eine Schwarzwaldpuppe versprochen hat und sie fragt, wo in der Nähe man so etwas kaufen könne. (Margarete Schick)

NOBLE GESTE FÜR DIE GÄSTE IM FÜNF-STERNE-HOTEL

Fare-Well-Diner im Brenner's Parkhotel um 18 Uhr

Oberbürgermeister Wendt zur Begrüßung der Gäste:

"Vornweg möchte ich im Beisein des Hausherrn, Direktor Schmitz, einige Worte an Sie alle richten: Wir sind heute Gäste, ich sage jetzt ganz bewußt Gäste 'unseres Brenner's Parkhotel' und dies ist eine ganz außergewöhnlich liebenswerte Geste und ich darf Ihnen, Herr Direktor Schmitz, dafür herzlich danken, auch dem Vater dieses Hauses, Herrn Rudolf August Oetker. Wir freuen uns, daß wir heute - es ist schwer in Baden-Baden zu sagen: 'am schönsten Platz' - eingeladen sind, weil wir ja noch ein Kurhaus und ein Casino (Heiterkeit) haben, aber auch im Himalaya gibt es mehrere Achttausender."

Herr Direktor Richard Schmitz (NACH VIDEO):

"Sehr verehrter Herr Oberbürgermeister, sehr verehrte Damen und Herren, ich will es sehr kurz machen und möchte Sie zunächst einmal ganz herzlich begrüßen und willkommen heißen. Ich finde die Idee, daß die Einladung zustande gekommen ist, schön und darf das Kompliment an Herrn Oberbürgermeister Wendt zurückgeben. Als wir von Herrn OB Werdt die Frage erhielten, ob wir, das Brenner's Parkhotel, bereit wären, heute Abend sozusagen zum Abschluß dieses Aufenthalts in Baden-Baden Sie zu einem Farewell-Diner einzuladen, gab es für uns überhaupt keine zwei Minuten, darüber nachzudenken. Einige sind schon abgereist, aber die meisten haben doch Zeit gefunden, hier den Abschluß im Brenner's Parkhotel zu begehen. Das Brenner's Parkhotel, wie sicher die meisten von Ihnen wissen, ist ein Hotel, das gar nicht aus Baden-Baden wegzudenken ist. Wir feiern in diesem Jahr unseren 120. Geburtstag und wir begehen zwar keine große Feier, aber wir haben zu diesem Anlaß eine Chronik herausgegeben, deren Erstellung ziemlich lange Zeit in Anspruch genommen hat. Es gab viel zusammenzutragen und das Städtische Museum war uns eine große Stütze beim Recherchieren, denn die Familie Brenner, die bis 1968 bzw. 1969 das Hotel geführt hat und auch als persönlich haftender Gesellschafter hier tätig war, hat keine Nachkommen. Es gibt eine Tochter von Herrn Kurt Brenner, die in Amerika lebt. Es gibt keine Namensträger mehr. Der Name des Gründers ist somit ausgelöscht und lebt nur noch im Hotelnamen weiter. 60 Prozent der Gäste kommen aus dem Ausland, 40 Prozent aus dem Inland. Was liegt näher, als eine internationale Gästeschar heute Abend hier sehr herzlich willkommen zu heißen. Ich hoffe, Sie haben ein paar schöne Stunden mit uns gemeinsam am Ende Ihres Aufenthalts und vielleicht haben wir die Freude, den einen oder anderen gelegentlich hier wiederzusehen. Herzlichen Dank. Ich wünsche Ihnen allen einen schönen Abend und Ihnen, verehrter Herr Oberbürgermeister, nochmals herzlichen Dank für die tolle Idee."

Oberbürgermeister Wendt (NACH VIDEO):

"Ich möchte jetzt doch ein paar Worte mehr sagen und dies zu Freunden. Zunächst einmal möchte ich Dank sagen Herrn Roland Seiter, stellvertretend für alle, die Hand angelegt haben, und auch noch vielleicht Frau Schindler, auf deren Buch wir alle gespannt sind. Aber dahinter steht die ganze Gemeinschaft. Es war wirklich so, daß sich viele Hände und Herzen gerührt haben, damit diese Begegnung zustandekommen konnte. Herzlichen Dank!

Das Buch 'Der verbrannte Traum' von Angelika Schindler, das demnächst erscheinen wird, soll auch ein Aufbruch werden. Ich glaube, es wird eine gute Idee sein, diese Dokumentation zu unserer Jugend zu tragen und ich würde mich freuen, wenn mich der Gemeinderat darin unterstützte und ich bin mir dessen nahezu sicher, daß wir dieses Buch in ausreichender Zahl drucken lassen und an unsere Schulen weitergeben und unsere Rektoren bitten werden, mit dem Inhalt zu arbeiten. Die Jugendlichen sollen in Seminaren mit den in diesem Werk dokumentierten Geschichtseignissen konfrontiert und auch die Eltern sollen eingeladen werden, an diesen Seminaren mitzuarbeiten. Und wir wollen eines nicht, daß mit dieser 'Woche der Begegnung' eine Dankespflicht erledigt, ein Schlußpunkt gesetzt, eine Verbeugung gemacht ist und damit hätte es sich. Das hieße alles, was wir haben gewinnen können in dieser Woche zunichte zu machen! Sondern wir haben ja gespürt, davon bin ich überzeugt, wenn auch zögernd, wenn auch langsam, was gut war, daß wir uns einander angenähert haben und daß diese Entwicklung fortgesetzt werden muß, damit es nicht eine statische Situation, ein Status quo, bleibt.

Ich spreche deswegen auch ganz besonders noch einmal an, daß Sie in einer Zeit gekommen sind, in der Sie im vereinigten Deutschland - und ohne ablenken zu wollen, auch in anderen europäischen Ländern - tatsächlich eine Entwicklung vorfinden, die zu großer Sorge Anlaß gibt: Der uns große Sorge bereitende Rechtsradikalismus in Deutschland.

Und deshalb dürfen diese besorgniserregenden Erscheinungen keinen weitem Nährboden erhalten! Und ich habe Ihre große Sorge gespürt! Es war aber so wichtig, daß sie da war, diese Sorge. Ein Größeres, Gott, hat sicher die Hand schirmend über die Begegnung gehalten. Ich bin froh darüber, glücklich darüber, daß Sie es als richtig, mitunter auch als überfällig betrachten, daß diese Begegnung im Grund auch gerade jetzt zustandegekommen ist. Und ich gehöre nicht zu denjenigen, die beschwichtigen: Ja, es gibt Rechtsradikalismus in Deutschland."

KAMERA ABGESCHALTET, WEITER AUS DER ERINNERUNG



*Baden-Baden*

*Brenner's Park-Hotel*

## MENU

1990 KLOSTERGUT FREMERSBERGER  
"FEIGENWÄLDCHEN"  
RIESLING, KABINETT - TROCKEN  
WEINGUT NÄGELSFÖRSTER HOF  
ORTENAU

GARNIERTES LACHSMEDAILLON KALT  
KRÄUTERSAUCE  
SALAT MESCLUN

\*

TOMATENSUPPE MIT BASILIKUM

\*

1989 DURBACHER SCHLOSS STAUFENBERG  
SPÄTBURGUNDER WEISSHERBST  
KABINETT - TROCKEN  
WEINGUT MARKGRAF MAX VON BADLN  
ORTENAU

KALBSMEDAILLONS MIT PFIFFERLINGEN  
ZUCKERSCHOTEN  
PETERSILIENKARTOFFELN

\*

WALDBEEREN MIT SORBETS

- 93 -

SAMSTAG, DEN 19. SEPTEMBER 1992

Wer aber glaubt, daß es richtig ist, Angst zu beschwichtigen oder zu verdrängen; der ist auf dem falschen Weg. Wir können unserer Ängste nur ledig werden und die uns bedrohenden Situationen nur dann bewältigen, wenn wir dem, wovor wir Angst haben, mit offenen Augen und mit einem unerschrockenen Herzen begegnen."

Oberbürgermeister Wendt am Schluß seiner Rede: "Schlagen wir das Buch nicht zu. Wir haben eine Seite gelesen. Shalom, Herr Landesrabbiner und auf Wiedersehn."

Ulrich Wendt dankt seinen freiwilligen Helferinnen und Helfern an dieser Stelle herzlich für ihren Einsatz.

Lotte Mandel, in meiner Nähe, erwähnt ihre "treue und gute Schulfreundin Gretel" Droll geb. Maier in der Seelachstraße 10 und ebenso Gretel und Dietrich Klockmann in der Lichtentaler Straße 54/56. Dann schildert sie sich, vom Wein beseelt, selbst: "Ich mache meine großen Sachen in der Nacht, I was educator. I was director of three (3) schools. Heute hat mich Mr. Klockmann nicht bezahlen lassen. Ich bin sehr, sehr befreundet mit ihm und mit seiner Frau Gretel geb. Koch."

Ich sitze während des Fare-Well-Diners neben einem früheren jüdischen Bürger Baden-Badens, Mr. Edgar Rothschild, heute Yorkshire, England. Er läßt mich an seinen Gedanken und Erinnerungen teilhaben:

"Ich war einmal eine Nacht in Baden-Baden. Ich wollte fünf Tage bleiben, bin aber nach einer Nacht wieder abgereist, weil ich in allen Leuten Nazis gesehen habe, Männer von der Gestapo, in SS-Uniformen.

Ich bin mit Karl Reiß, Schillerstraße 17, Ottersdorf, befreundet. Ebenso verbinden mich mit Walter Seng, Ebersteinburg, kameradschaftliche Bande. Letzterer holt mich und meine Frau morgen vom Hotel ab, um uns eine Weile zu sich zu nehmen. Wir werden ein paar Tage in Ebersteinburg bleiben und von dort aus kleine Reisen machen, unter anderem werden wir den jüdischen Friedhof in Lausanne besuchen."

Er hat aufgehört zu sprechen und füllt plötzlich das Schweigen: "Ich gehöre nirgends mehr hin, zu nichts. Ich gehöre nirgendwo hin. England. Deutschland. Hier ein Jude und in England ein Jude und während des Krieges auch ein Jude."

Mr. Alfred Dreyfus, Virginia, USA, klopft an sein Weinglas und bittet die in heiterer Stimmung munter drauflos plaudernden Gäste

um geschätzte Aufmerksamkeit. Als die bienensummende Geschwätzigkeit aufhört und Stille einkehrt, öffnet er langsam die Lippen und gibt in bedächtigen Worten folgendes Statement ab:

"Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister und sehr geehrte Stadträte. Wir wollen diese Gelegenheit nehmen und sehr herzlich danken. Sie haben etwas für meine Familie und für uns alle möglich gemacht. Wir Juden, auf viele Plätze der Welt verstreut, durften zum ersten Mal alle wieder zusammenkommen und wir sind sehr, sehr dankbar für das.  
Wir, die Überlebenden von Warschau und Bergen-Belsen."

Mr. David Gilbert erhebt sich ebenfalls und erklärt:

"Wir können vergeben, aber nicht vergessen. Herr Oberbürgermeister, Sie in Ihrem Alter und mit Ihrer Gesinnung sind wirklich ein Vorbild als demokratischer deutscher Mensch. Das hat uns besonders beeindruckt. Mit Ihnen haben wir zusammengefunden. Die Bewegung, mit der wir uns in die Arme gefallen sind, ist nicht in Worte zu fassen. Ich habe den Rhein sechzig Jahre lang nicht mehr gesehen. Ich möchte hervorheben, daß die Stadt Baden-Baden bekannt ist für ihre beispielhafte Hilfe Neuankömmlingen gegenüber. Meine Eltern sind im Jahr 1905 nach hier eingewandert. Im Jahre 1922 haben sie den 'Kaiserhof' ersteigert mit Hilfe eines großzügigen Kredites. Das war alles nur möglich in Baden-Baden. Ich möchte einen Toast auf unseren OB aussprechen, auf ein langes Leben und ich wünsche viel Freude in Ihrem Beruf".

Umarung um 20.55 Uhr OB Wendt - Mr. David Gilbert.

Margot Nachmann spricht ein Gedicht (es ist den Aufzeichnungen beigelegt).

Eric Beissinger meldet sich ebenfalls und kleidet seinen Dank in folgende Worte:

"Ich glaube, daß wir königlich behandelt worden sind vom ersten bis zum letzten Tag von jedermann. Wer nicht gekommen ist, hat verloren eine Chance, to meet alte Freunde und Nachbarn und wieder zu erleben die Schönheit der Stadt Baden-Baden.

1961 sagte John F. Kennedy: 'Ich bin ein Berliner'. Wir können nun sagen: 'Ich bin froh, daß ich ein Badener bin!'"

Mr. F.A. Sack, in einer Redepause:

"Wir haben gegessen und genossen und wir sind gesättigt. Laßt uns uns daran erinnern, die nicht genug zu essen haben und laßt uns

Zur Woche der Begegnung.

Sehr verehrter Herr Oberbuergermeister, liebe Gaeste und Freunde.  
Fuer diese Einladung zur "Woche der Begegnung" danken wir sehr.  
Das Herkommen fiel mir wirklich sehr schwer!  
Vor 80 Jahren in B. Baden geboren, zur Schule gegangen und verlebt die Jugend in Freude,  
ja, das ist nicht leicht, wenn ich daran denke heute!  
Dann kam das Unglueck, wir mussten die Heimat verlassen.  
Wurden vertrieben und haben alles zurueck gelassen.  
Meine Familie wanderte nach Palestina aus u. gruendete ein neues Haus.  
Die Umstellung war schrecklich schwer.  
Neue Sprache, Klima, Kriege und vieles mehr.  
Doch wir haben eine Neue Heimat gefunden, mit der wir sehr verbunden.  
Wir gruendeten einen eigenen Staat "ISRAEL" genannt  
Wir machten aus Wueste ein gelobtes Land, das ist Ihnen ja bekannt.  
Gern kam ich naechmal nach Baden zurueck, alles zu sehen  
Und durch die Strassen zu gehen. und zu werfen einen Blick  
auf alles, was blieb zurueck.  
Ich freu mich mit Ihnen zusammenzusein im Gespraech und einem Glas Wein!  
Doch jetzt will ich schliessen mit den Worten unseres Staatspraesidenten  
bei seinem Besuch in Deutschland:  
Wir wollen vergeben, jedoch nie vergessen!  
Wir werden uns freeun, wenn auch Sie uns einmal in Israel besuchen  
darum sage ich lehitraoth auf Wiedersehen.

Max Nachmann.

Gott bitten, sich ihrer zu erinnern." (Beifall und gelegentlich Lächeln/Kichern).

Edgar und Esther Rothschild:

"Obwohl wir eine Woche da sind, haben wir nicht jeden Tag uns in der Gruppe aufgehalten".

Nur fünf von Edgar Rothschilds Schulkameraden haben den Krieg überlebt.

Edgar Rothschild:

"Ich habe Otto Deubel, Langfurchweg 5, Tel. 73670, viele Jahre nicht mehr gesehen. Ich war 15 Jahre alt, als ich ihn zum letzten Mal sah".

Chronistin:

"Konnten Sie sich noch an seine Gesichtszüge erinnern?"

"Er sah in den Gesichtszügen noch so aus wie vor 55 Jahren. Er ist ein Pazifist. Er war mein einziger Freund in der Klasse. Die anderen wollten nichts von mir wissen. Er war mein einziger und bester Freund. Er ist fünfzig Jahre in der Welt herumgereist. Er ist eine hochinteressante Persönlichkeit. Die Begegnung mit ihm war ein tiefes Erlebnis."

David Gilbert:

"Liesel und ich werden morgen der Caracalla-Therme noch einen Besuch abstatten. Dann fahren wir nach Bonn, um die Gräber der Eltern meiner Frau zu besuchen."

Während des Abschiedsessens (auch Farewell-Diner genannt) schweifen die Blicke, vom Weine beflügelt, von einem Gesicht zum anderen. Es fällt leicht, dem Genusse hingegeben, die Bedienung, die mit unauffälliger Präsenz, Akkuratess und Eleganz die Göttergaben serviert, mit Lob zu überhäufen. Neben zahlreichen Dankesworten über die Liebenswürdigkeiten und Leistungen der Verwaltung höre ich am meinem Tisch Freude über den Anblick des "schönen Paares" Brigitte und Ulrich Wendt. Nach dem köstlichen Dessert: "Waldbeeren mit Sorbets" raffe ich mich auf, die unter dem Tisch verborgen gehaltene Video-Camera hervorzuholen und letzte Stimmungsszenen und Bilder einzufangen. Ich nehme Annalore Peters in dem Augenblick ins Visier, in dem sie mir auf dem handgeschriebenen Zettel die Abflugzeiten der morgen Frankfurt verlassenden Gäste zeigt. Dabei hält sie die ganze Zeit ihren Blick auf das Papier gesenkt. Das Kleid, das sie trägt, korrespondiert auf harmonische Weise mit dem Blumenschmuck des Tisches. Im Nachhinein erweist sich diese Aufnahme als schön. Sodann nehme ich die lustigen und komischen Etappen des Entstehens eines Gruppenbildes ("Bitte noch mehr zusammenrücken, bitte

Rückflug

	Uhrzeit	Linie	Flug-Nr.	Name	PZ	Land
19.09.	10.10	LH	686	H. Levy, Uziel	1	Israel
Seiter ↗	13.30	LH	4088	H. Flesch, C.	1	England
Schneider ↗						
20.09.	10.00	LH	400	KP Greinbaum, D	1	USA
	10.00	LH	400	KP Tandel, L.	1	USA
	10.00	LH	400	H. Newman, B.	1	USA
K <sup>n</sup> in bus Frau Reiß	10.00	LH	400	KP Rosbach, G.	1	USA
Frau Peters	10.00	LH	400	KP Hauber, Ch	1	USA
	10.40	LH	450	H. Edl. Gilbert	2	USA
	11.50	UA	917	KP Edl. Kissner	2	USA
	13.00	LH	430	H. Fr. Gilbert	1	USA
Oses	13.25	LH	418	B. Her. Wohl u. Toster	3	USA
	14.10	LH	462	H. Bübler, E.	1	USA
	14.10	LH	462	H. Schindler, Fr.	1	USA
Fr. Hauber	16.05	LY (EL-PI)	358	KP Edl. Grebenau	2	Israel
	17.30	LH	404	G. Edl. Kaufmann Haus Reigent	2	USA

B = Bären

H = Häuser

KP = Kleiner Pyramide

lächeln!") auf und schwenke anschließend die Video-Camera zu Angelika Schindler, die die plötzlichen Schreie ihres Säuglings zum Anlaß nimmt, sich energisch zu erheben und den Kinderwagen an den Tischen vorbei zum Ausgang zu schieben. Meine Bilddokumentation ist zu Ende.

An der Seite von Karl und Renate Kahn verlasse ich unter dem Ehrfurcht gebietenden Stuckhimmel gegen 22 Uhr den Raum, dessen Gäste aufgrund ihrer schicksalsbewegten Geschichte meine ganze Wahrnehmungsfähigkeit herausforderten, und dessen in seinen Wänden kredenzter Wein diese Wahrnehmungsfähigkeit wieder dezimierte. An der Schwelle wird mir bewußt, daß die jüdischen Gäste in dieser Formation nicht mehr wiederkommen werden. Daß wir während der Woche der Begegnung mit ihnen gesprochen haben, das war unsere Chance gewesen.

In dem Augenblick, in dem wir das Park-Restaurant verlassen und durch die Halle dem Ausgang zustreben, eilt Direktor Richard Schmitz, zwei Schritte auf einmal nehmend, vom Untergeschoß über die Marmortreppe herauf. Vom Wein heiter gestimmt, rufe ich ihm zu: "Ehre, wem Ehre gebührt!" Schmitz überhört das Lob, drückt uns freundlich die Hand zum Abschied. Draußen kommt die Sprache auf einen Hotelfachmann, der in Brenner's Parkhotel ausgebildet wurde und zwischenzeitlich in Texas eine Anstellung gefunden hat.

Ein paar Schritte vom Baldachin entfernt verabschiede ich mich von dem Paar aus Texas. Herr Kahn gehörte zu den ersten Gästen, die ich kennenlernte. Der früh Emigrierte hat sich nicht vor mir verschlossen, sondern mich in die Wirklichkeit seines Alltags, in seine Sorgen blicken lassen. Gestern, als wir den Weg vom Haus des Kurgastes über die Lichtentaler Allee zum Kurhaus gemeinsam zurücklegten, hat er mir von seinen Töchtern erzählt: Nicht eine von den Üreien sei bereit, Kinder in die Welt zu setzen. Eine große Traurigkeit hatte sein Lächeln überlagert, eine Tristesse, die nicht fähig war, sich in Töne umsetzen, sich zu artikulieren. Die Traurigkeit sprang auf mich über, ergriff von mir Besitz und bewirkte, daß ich auch jetzt nur unter Mühen lächeln kann. Noch auf dem Gelände des Fünf-Sterne-Hotels denke ich: "Kahns Name wird wie der Alfred Brenners aussterben." Kahn überspringt mit seinen Gedanken den Großen Teich.

"Waren Sie schon einmal in Amerika?" fragt er.  
"Nein" entgegne ich karg, den Umlaut dehnend.  
Damit ich nicht fortlaufe, wiederholt Kahn die Frage.  
Ich bleibe bei meinem Nein.  
"Sollten Sie einmal nach Texas kommen, denn ist es das mindeste, daß Sie uns besuchen. Das mindeste!"

Ich verspreche es und gehe langsam und mit einem Lachen im Gesicht in die Nacht hinaus. Aber auf alles Lachen folgt Traurigkeit. Wie formulierte es Liesel Gilbert vor zwei Tagen?: "Sonderbarerweise haben viele von den Überlebenden (der Nazi-Katastrophe) Nachkommensprobleme."

An der Abzweigung Lichtentaler Straße / Stephaniensstraße steht, an den einzigen dort befindlichen Baum gelehnt, mein Fahrrad. Ich schiebe es unter wandernden Wolken nach Hause.

BERG UND TAL KOMMEN NICHT ZUSAMMEN, ABER DIE MENSCHEN

Sonntag, 20. September 1993

Morengrauen. Um fünf Uhr muß ich aus den Federn, will ich den letzten Bustransfer zum Flughafen Frankfurt nicht versäumen. Duschen, abtrocknen, das Übliche. Frühstück mit heißem Kaffee. Um sechs Uhr ist Start am Allee Hotel Bären. Von weitem sehe ich den erleuchteten Bus am Eingang parken. Als ich einen Abstellplatz für meinen Drahtesel in der Nähe des Hotels suche, kommt mir die Dunkelheit entgegen. Die motorisierten Helfer sollen nicht merken, daß ich mit einem schäbigen Drahtesel als fahrbarem Untersatz gekommen bin. Annelore Peters und Busfahrer Hermann Walter begrüßen mich mit der Feststellung: "Wir haben Sie schon lange am Beginn der Hauptstraße als schwankenden, immer näher kommenden Fahrradlichtpunkt ausgemacht." Meine Taktik, Istzustände zu verbergen, ist entlarvt. Lachend steigen wir in den Bus ein. Annelore Peters informiert mich darüber, daß im 'Bären' keine Gäste mehr sind. Im 'Kleinen Prinzen' werde man nun die Schwestern Mathilde Greenbaum und Lotte Mandel sowie Beatrice Newman abholen.

Als unser Gefährt von der Maria-Viktoria-Straße in die Du Russel-Straße einbiegt, fällt mein Blick auf die reisefertigen Rosbasch-Schwestern, die in Begleitung eines offensichtlich befreundeten Paares vor dem Hotel warten. Die Bremsen quietschen. Kreischend öffnen sich die Türen. Ich sehe, wie Mathilde dem Gatten der Freundin spontan eine Flasche Bocksbeutel in den Arm drückt und höre sie mit ihrer typisch kratzend-rauen Stimme sagen: 'Ich kann ihn hier nicht mehr trinken!' Der Mann nimmt das Präsent hölzern und zögerlich entgegen, umfaßt die Schultern der Freundin und lächelt bewegt. Dann fallen sich Mathilde und die Freundin in die Arme. Die alte Israelitin hält die rechte Wange zum Kusse hin. Eine zarte Berührung der Lippen der Mitgekommenen ist die Antwort. Das Gesicht Mathildes leuchtet auf. Dieses Gesicht war mir nahe, als wir, über zwei gleiche Nußbeisbecher gebeugt, uns wichtige Episoden aus unserem Leben anvertrauten. Das wird unvergessen sein.

Mathilde ist zauberhaft. Sie hält der Freundin auch ihre zweite Wange hin. Doch diese anrührende, zu Herzen gehende Bewegung geht unter, wird nicht wahrgenommen, weil in dieser Sekunde der Fahrer mit kräftiger Stimme zur Eile mahnt. Die Frauen stieben auseinander, wider Willen. Die Baden-Badener Bürgerin hat die andere Wange der jüdischen Freundin übersehen, einfach nicht bemerkt. Den bewegenden Augenblick versäumter letzter Kosung werde ich in meinen Aufzeichnungen festhalten, ihnen dort einen Ehrenplatz einräumen. Dieser Augenblick wird Teil der Geschichte dieser Stadt sein.

Die an den Ort der Entrechtung und Demütigung zurückgekehrte Jüdin Mathilde Greenbaum hat der deutschen Freundin zum Abschied auch

die zweite Wange zum Kusse hingehalten, eine Geste, die der Eile wegen übersehen wurde. Dieser Augenblick muß in das Buch der Geschichte dieser Stadt eingetragen, in den Stein der Erinnerung eingraviert werden. Deshalb ziehe ich, noch im Banne des Geschehens, meinen Stenoblock aus der Tasche und bringe, gegen die mächtige Bewegung des Fahrzeugs und meines Herzens angehend, das im Morengraun über der Bordsteinkante der Du Russel-Straße wahrgenommene Geschehen zu Papier.

(Bei dem befreundeten Paar handelte es sich um die erwähnten Dietrich und Gretel Klockmann).

Es ist fast selbstverständlich, daß ich neben Mathilde, die an das Fenster gelehnt ist, Platz nehme.  
In der Reihe vor uns sitzt Lotte, allein. *Robasch*

Beatrice Newman sagt:

"Alle guten Sachen kommen zu Ende". Und wenig später fügt sie hinzu: "Berg und Tal kommen nicht zusammen, aber die Menschen."

#### ÜBER DER AUTOBAHN: GEDANKEN AN DIE ALTE BÜTTENSTRASSE

Als wir auf dem Autobahnbringer die Stadt an der Oos verlassen, wendet mir Mathilde ihr blaßes Gesicht zu und sagt liebevoll: "All die Menschen, auch die fremden, waren sehr nett". Und nach einer Weile, als ich nichts erwidere, fährt sie fort, als wisse ich es noch nicht: "Wir haben in der Büttenstrasse 5 gewohnt. Ich erinnere mich gut. Die Freundin hieß Natalie Degler. Sie wurde Kassiererin in im Bad Darmstädter Hof und ist 92 Jahre alt geworden. Im März vor fünf Jahren ist sie gestorben. Sie hat beim Roten Kreuz gegessen, hat nie geheiratet. Ihr Freund ist im Ersten Weltkrieg als Offizier gefallen."

Natalie und ihre Mutter sind immer bei uns gewesen. Der Vater war Schneider und er ist gestorben, als Natalie noch ein kleine Kind war. Früher hat man alles Gemüse vorbereitet für den Winter, Bohnen eingesalzen in Weckgläsern. Alle Früchte sind in einen großen Topf gekommen. Die Mutter ist rübergekommen und hat geholfen. Jeden Freitag haben sie von uns einen Chalka (ein besonders zubereiteter Schnaps) bekommen.

Wir waren fünf Kinder eines aus Rußland ausgewanderten Ehepaars. Schwester Frieda war Nurse. Meine Mutter opened the business (eröffnete das Geschäft). Mein Vater war Fachmann in der Zigarettenfabrik Satschari. Everything is in the tape (alles ist auf dem Band aufgezeichnet). Die Großeltern lebten in Rußland. 1914 hätten sie kommen sollen. Aber da brach der Erste Weltkrieg

aus und dann kam die Revolution. Wir haben die Großeltern nie gesehen."

Lotte wendet ihr Gesicht zu uns zurück und ergänzt:  
"Wir haben von den Großeltern zum letzten Mal 1933 gehört. Sie haben uns Bilder von sich geschickt. Nach 1933 brach die Verbindung ab."

Mathilde überspringt Zeitläufe und lenkt ihre Gedanken ein letztes Mal auf die Zeit der Vertreibung, den Tag ihrer Ausreise. "In Hannover hat mein jüngerer Bruder gewartet und mich und meine Familie aufs Schiff gebracht."

Immer wieder blickt sie schweigend in die Landschaft vor dem Fenster, dann fährt sie in der Wiedergabe ihrer Erinnerungen fort:

"Ich erinnere mich, wie der Krieg (der Erste Weltkrieg) ausbrach. Die Soldaten sind zu Beginn durch Baden-Baden marschiert und als der Krieg aus war, sind sie wieder hindurchmarschiert. Aber viele sind gefallen. Es begann eine lange, wirtschaftlich schwierige Zeit. Ich wurde als Zwölfjährige mit der Milchkanne zu Fuß nach Tiffzheim und Sinzheim geschickt, um von Landwirten Milch zu holen. Die Mutter hat gesagt: 'Geht raus, vielleicht kriegt ihr Milch, weil ihr Kinder seid!'"

Wir wohnten zuerst in der Stephaniestraße 28 und dann in der Büttenstraße 5. Meine beste Freundin hieß Maria Lorenz. Als wir in Bedrängnis durch die Nazis gerieten, sagte sie zu mir: 'Lauf', so weit dich die Augen tragen!'"

"Ich erinnere mich, wie der Zeppelin über Baden-Oos raus fuhr - " und Gedankensprünge vollziehend: " Als ich geheiratet habe, war ich 26 Jahre alt. Ich zog mit meinem Mann nach Pforzheim. Er war Kaufmann, er baute eine Grosserie auf und verkaufte unechten Schmuck (Modeschmuck). Er war ein guter Mensch."

In ihrer Rückblende gedenkt sie mit großem, von einem Lächeln überzuckerten I grimm jener schlimmen Zeit:

"Ein Nazifriseur hat einmal über seine jüdischen Kunden geäußert: 'Wann's erlaubt wär', würde ich denen die Köpfe abschneiden!' Als das Dritte Reich kam und unsere Kinder geboren wurden, brachte ich sie oft zu meinen Eltern nach Baden-Baden. Da wußte ich sie in Sicherheit. Bei einem jener Besuche habe ich in der Lichtentaler Allee meine einstige Schulkameradin Lieselotte Walter, damals verheiratete Fischer, wiedergesehen und wir haben uns auf eine Bank gesetzt, um Erinnerungen auszutauschen. - Vor fünf Jahren wurden von der Stadt Pforzheim die ehemaligen Juden und deren Kinder - nicht deren Ehegatten - eingeladen. Ich folgte der

Einladung und führte mit dem dortigen Bürgermeister ein Gespräch. Dieser hat nicht glauben wollen, daß ich in Amerika als 'cleaning woman' (Putzfrau) gearbeitet habe."

"Sie haben als 'cleaning woman' gearbeitet?" frage ich, um Zeit zum Niederschreiben zu gewinnen.

Ihr dorniger Lebensweg hat Mathilde sanft gemacht. Sie ist hellhörig geworden für das Schicksal ihrer Mitmenschen. Ihre heiser und rauh klingende Stimme ist angstabbauend. Man muß sie lieben.

"Wir mußten überleben. In unserer Lebensführung haben wir uns eingeschränkt, nicht expensive (teure) Sachen gekauft. . . ." sagt sie.

Wohl ein letztes Mal auf deutschem Boden vergegenwärtigt sie sich die Auswüchse der Nazi-Diktatur, die Verfolgung der Juden. So sicher und abgefedert nun die Räder des Busses über die Autobahn rollen, so gewiss wurde ihr Leben vor weit mehr als fünfzig Jahren aus der Bahn geworfen. Aber das hinderte sie nicht, zurückzukehren an den Ort der Demütigung. Nun ist sie von der Alten zur Neuen Welt unterwegs. Von der Stätte der Kindheit zum Land des Alters. So wie der Motor den Kleinbus vorwärts bringt, so eilen ihre Gedanken zurück. Die beste Schulfreundin hieß Maria Lorenz. Sie teilte mit Mathilde den Schulweg zur Klosterschule vom Heiligen Grab.

"Maria wohnte vis-à-vis von unserem Wohnhaus (Büttenstraße 5), dort wo das Restaurant 'Hindenburg Hof' untergebracht war. Das letzte Mal war ich im Jahr 1935 mit Maria zusammen. Dann ist sie nach Karlsruhe weggezogen" erinnert sich Mathilde.

Lotte Mandel sich wieder umwendend:

"Unser Bruder Alfred und ich waren mit Gretel Maier befreundet und haben die Freundin in der Seelachstraße oft besucht. Gretel Maiers Vater war Lehrer an der Volksschule Lichtental. Wir haben um die Maiers mehr Angst gehabt, als die um uns. Alfred trat an Silvester in der Evangelischen Stadtkirche als Sänger auf. Er hatte eine Stimme wie eine Glocke."

Mathilde nach einer Weile:

"Merkwürdig. Die Juden warten noch auf den Erlöser. Wer weiß, wer weiß, wer Recht hat. Es ist unmöglich, dies zu wissen."

Der in diesen Sonntagmorgen gesprochene Satz übt eine große Wirkung auf mich aus, ohne daß ich das zu erkennen geben kann. Auf unsichtbare Weise gehe ich vor Mathilde in die Knie. Sie hat den Mut aufgebracht, zu sagen, was sie denkt. Vielleicht ist dies der

wichtigste Satz der Woche der Begegnung gewesen. Bald werden die ungleichen Schwestern fort sein, ohne daß ich mich nach ihrem heutigen Leben erkundigt habe.

"Wie hoch ist Ihre Miete in Amerika, Mathilde?" lenke ich von der religiösen Kernfrage ab.  
"447 Dollar Miete" antwortet die Freundin. "Als wir auswanderten, durften wir pro Person zehn Dollar mitnehmen. Wir hatten auch Erlaubnis gehabt, verschiedene Wertgegenstände mitzunehmen: Silber und Geschirr, Töpfe und Nippes. Ich habe noch heute von diesen Dingen. Beim Einpacken sah die Gestapo zu - -"

"Darf ich fragen, wie alt Sie sind?"  
"Ich werde am 16. Oktober 1992 sechshundachtzig Jahre alt! b 1906  
Irgendwie bin ich jung geblieben. Einst waren wir im Jüdischen Wanderbund vereinigt und sind den weiten Schwarzwald durchwandert." antwortet Mathilde.

Als der Frankfurter Flughafen hinter den Betonbauten sichtbar wird, äußert sich Lotte Mandel prosaisch: "I go home to my husband".

Vor dem Aussteigen teilt uns der Busfahrer mit, daß ihm nur eine Stunde Parkzeit zur Verfügung steht und daß Frau Peters und ich uns beeilen müssen bei der Begleitung der Gäste. Sicherheitshalber kommt er mit. In der Halle wimmelt es von Menschen. Bis zum Auffinden des Gepäckaufnehmerollbands bleiben wir nahe beieinander. Um 10.00 Uhr wird die LH, Flug-Nr. 400, starten. "Wir werden an Sie denken" stammele ich, als ich den drei fluggerüsteten Frauen zum Abschied die Hand drücke. Es ist leichter, als ich gedacht habe. Die Gesichter nehme ich nur wie einen Schatten wahr und bin nicht fähig, mich auf das Mienenspiel und die Charakteristik der Falten zu konzentrieren. Dann gehen wir zum Kleinbus zurück und steigen ein. Durch irgend einen Umstand geht die Schranke, die die Autobahnzufahrt freigibt, nicht hoch. Der Busfahrer murmelt etwas Unvergnügendes vor sich hin. Wie stets höre ich nicht genau hin. Von einer Lichtschranke ist die Rede, die sich nicht betätigen läßt. Was ist eine Lichtschranke? Nach geraumer Zeit geht durch das Funktionieren dieser Anlage die Schranke selbst endlich hoch und wir gelangen nach dem Passieren der Sperre auf die Autobahn. Es ist Sonntag und zum monotonen Motorengeräusch gesellt sich klassische Musik aus dem Radio. Das könnte die Welle des Südwestfunks sein. //

Frau Peters und ich legen den Kopf zurück. Wir schließen die Augen und geben uns den Klängen der Musik hin, die sich mit dem Motorenlärm des Omnibusses vermischt. Ich wünschte, die Musik würde die Oberhand gewinnen.

"DIE JUGEND IST UNSERE HOFFNUNG!"

Im Geiste sehe ich plötzlich Lotte Mandel vor mir. Ich sehe ihren silbergrauen Pagenkopf, ihre feinen Schuhe und ihre Mundwinkel, die während Zwostas Rede am Morgen der Eröffnung der Ausstellung "Juden in Baden-Baden" in Bewegung gerieten, insbesondere als er sagte " . . . zueinander finden, miteinander ins Gespräch kommen, uns allen gemeinsam eine Zukunft geben und nicht in Verbitterung auseinandergehen. Das ist nicht einfach, ich weiß dies . . . ". Wenig später sagte sie bei laufender Camera Recorder: "Die Jugend, das ist unsere Zukunft." Sie will mit ihren Kindern nächstes Jahr in die Schweiz und von dort in die BRD reisen. Vielleicht wird sie Baden-Baden aufsuchen, vielleicht werden wir sie wiedersehen. S i e - kam nach Deutschland, ihr Mann fand nicht den Weg. Auch ihre Freundin, so ließ mich Lotte vertraulich wissen, habe nicht die Kraft gehabt, die ausgestreckte Hand der Versöhnung zu ergreifen, über ihren Schatten zu springen.

Frau Peters fährt aus ihrer bequemen Halt auf und fragt unvermittelt:

"Frau Lehman. Wer war Frau Lehman? - "

Auch ich richte mich auf. Von diesem Satz hatte ich gehofft, er möge ausbleiben und nun ist er am Ende doch gekommen. "Ich weiß es nicht" sage ich langsam und denke nach. Umsonst. Das mir selbst gesteckte Ziel, am Ende der Woche der Begegnung alle Teilnehmer mit Namen zu kennen, habe ich nicht erreicht und nun ist es zu spät, das Versäumte nachzuholen. Der Wagen rollt.

"Sie stand hinter Direktor Schmitz während der Oberbürgermeister die Begrüßungsansprache hielt" verdeutlicht Frau Peters.

"Ich kann auf meinem Video nachsehen und feststellen, wie sie ausgesehen hat, diese Frau Lehman." bemerke ich dazwischen. "Die Zeit war eigentlich viel zu kurz, um alle Teilnehmer der Woche der Begegnung kennenzulernen und doch bot sie alle Möglichkeiten. Es lag an uns, die Chance zu ergreifen."

Der Bus kommt um elf Uhr in der Lichtentaler Hauptstraße an. Ich verabschiede mich, hole mein auf fremdem Rasen abgestelltes Rad und fahre nach Hause. Luftballone in bunten Farben sind wie ein Strauß an die Tür des Hauses gebunden, in dem Ursula Lazarus wohnt. Ein Glückwunsch, der den Geburtstag überdauert hat. Bei seinem Anblick fällt mein Entschluß, die letzten Stunden mit den Gilberts zu teilen. Zu Hause angekommen, wähle ich die Nummer des Bad-Hotel zum Hirsch.

Beim Eintönen des Freizeichens fallen meine Blicke auf den Lichtdruck von Rembrandts "Emmausjüngern".

Eine Angestellte meldet sich.

"Kann ich Mrs. Liesel Gilbert sprechen?"

"Die ist nicht mehr da. Die sind abgereist!" erhalte ich zur Antwort (einmal Singular, einmal Plural).

Ernüchtert lege ich auf. David Gilberts gestrige Auskunft hatte anders gelautet, aber so sind die Dinge im Leben. The change is ever. Ich kann es nicht ändern. Nur habe ich vergessen zu fragen, ob Gilbert ein beschriebenes Blatt Papier, einen Brief, für mich hinterlassen hat. Ich wähle noch einmal die Nummer.

"Entschuldigen Sie" melde ich mich "daß ich Sie noch einmal anrufe. Aber kann es sein, daß ein zusammengerolltes Stück Papier für mich hinterlassen worden ist. Im Übrigen sagte mir Mr. Gilbert gestern, daß er und seine Frau erst um 14 Uhr abreisten!"

"Ja, Sie haben recht" räumt die Angestellte ein, "die Gilberts sind noch nicht abgereist. Sie sind nur ausgegangen. Ein Stück Papier? Ja, - - da ist etwas im Fach!"

"Danke" entgegne ich "Ich werde es gleich abholen!" Erleichtert lege ich den Hörer auf und mache mich sofort auf den Weg.

Das Wetter hat umgeschlagen. Die Luft ist kühl. Als ich vom Marktplatz in die Hirschgasse einbiege, sehe ich von weitem eine Passantin in das Schaufenster des Geschäftes blicken, in dem Spitzendecken und Porzellan feilgeboten werden. Erst beim Näherkommen erkenne ich, daß die Betrachtende jene Dame ist, die ich bei der gestrigen Geburtstagsfeier von Ursula Lazarus kennenlernte. Sie hatte mich an das vergessene Gebot "Du sollst den Feiertag heiligen" erinnert. Aus Dankbarkeit hatte ich mir vorgenommen, ihren Namen im Gedächtnis zu behalten. Schon nach weniger als 24 Stunden macht das Leben die Probe aufs Exempel. "Guten Tag, Frau Tauber" rufe ich zu ihr hinüber, stolz darauf, ihren Namen behalten zu haben. Die gepflegte Erscheinung dreht sich um und blickt mich überrascht an.

"Guten Morgen. Guten Morgen" antwortet die Tischnachbarin von gestern. Sie hat mich sofort erkannt, aber meinen Namen nicht genannt. Nicht behalten? Ich gehe weiter, während mir die Wiedererkennung etwas nachruft, das ich nicht verstehe. Der Eile wegen will ich es auf sich beruhen lassen. Aber dann plagt mich mein Gewissen.

"Haben Sie etwas gesagt?" rufe ich zurück.

"Ich habe gefragt, ob sie heute schon etwas gearbeitet haben?"

"Nein" entgegne ich reflexartig und gehe weiter. Keine Minute der Zeit, die mir noch für eine Unterhaltung mit dem Ehepaar Gilbert zur Verfügung steht, darf ich versäumen. Ich muß weiter, mein Anliegen, mit den Gilberts ein letztes Gespräch zu führen, in die Tat umsetzen! Aber ich habe der Frage von Frau Tauber nur halb Gehör geschenkt. Plötzlich wird mir bewußt, daß ich nicht die Wahrheit gesagt habe. Frau Taubers Frage "Haben Sie heute schon etwas gearbeitet?" kam unerwartet. Heute ist Sonntag, ich hätte mit der Heiligung dieses Tages längst beginnen und diesen Morgen anders gestalten müssen, als ich es getan habe. Vor allem hätte

ich den Tag des Herrn nicht mit einer Lüge ausstatten dürfen. Beim Weitergehen vergrößert sich der Abstand zu Frau Tauber immer mehr und die Wahrscheinlichkeit, daß ich stehen bleiben und meine Antwort revidieren werde, wird mit jedem Schritt geringer. Ich hatte heute schon gearbeitet! In dem über die Autobahn fahrenden Omnibus hatte ich unter Aufbietung aller meiner Kräfte die letzte Urferhaltung mit den jüdischen Gästen zu Papier gebracht. Vom Schreiben tut mir mein Handgelenk noch weh.

Ich drehe mich um und sehe, daß Frau Tauber noch immer vor dem Schaufenster steht. Da mir mein Gewissen keine Ruhe läßt, gehe ich zurück, den Hirschbuckel hinauf.

"Ich habe heute doch schon etwas gearbeitet" erkläre ich, als ich etwa zehn Meter von Frau Tauber entfernt bin. "Ich habe jüdische Frauen zum Frankfurter Flugplatz begleitet und während der Fahrt Notizen gemacht - - !"

Die (gleichsam als Instanz) Angerufene lächelt mir verwundert zu. "Ach, das - - -" höre ich sie sagen und ihre weiteren Worte trägt der Wind davon. Wenig später blickt sie wieder zu den Spitzendecken.

Als ich das Badhotel zum Hirsch betrete und mir aus dem Fach der Liesel Gilbert meine zusammengerollten Manuskriptblätter geben lasse, fällt mir ein, daß hier die Begegnung begonnen hatte. Ich gehe nach draußen und nehme auf einer der unter Kugelbäumen aufgestellten Sitzbänke Platz. Nach ein paar Minuten fährt eine Chromkutsche den Buckel herauf, stellt sich auf einen der Kurzzeitparkplätze. Ein Paar in den Sechzigern entsteigt. Die Dame schreitet auf das gläserne Portal zu, der Mann trägt die Koffer hinterher. Ich stehe auf und wähle die weiter unten stehende Bank. Hier erreichen mich die ersten Strahlen der Sonne, die langsam über die Häuser der Altstadt klettern. Ich lese meine von Liesel Gilbert korrigierten Aufzeichnungen und versuche, die Korrekturen zu entziffern.

Ich warte auf die letzte Möglichkeit der Begegnung mit den Juden. Ich war ein dreijähriges Kind, als mein Vater am Vorabend der Deportation jüdischer Bürger des Dorfes Buttenhausen in ein Lager des Ostens Spielzeug von geringem Wert angeboten und vielleicht auch geschenkt bekam. Ob diese gebrauchten Gegenstände je in meine Hände gelangen und ob ich jemals damit gespielt habe, hat mein Gedächtnis erfolgreich verdrängt. Aber vielleicht war es dieses in tiefen Schichten des Unbewußten ruhende und wie ein Faustpfand umklammerte Detail, das mich zur Niederschrift dieser Tage der Begegnung aufgerufen hat.

Am gestrigen Samstag hatte mir Frau Tauber das vergessene Gebot, den Feiertag zu heiligen, wieder nahe gebracht. Was habe ich getan, um an diesem Sonntag dem Gebot zu folgen, frage ich

selbstkritisch und suche nach einer wahrhaftigen Antwort. Ich habe Wörter und Sätze und Gedankensplitter aufgelesen und festgehalten, um sie eines Tages umzusetzen in eine Betrachtung, in eine sichtbare Erinnerung an diese Tage der Begegnung.

Der Chromkutschenbesitzer kommt wieder aus dem Hotel, bewegt sich ohne nennenswerte Anstrengung auf seinen fahrbaren Untersatz zu, öffnet die Tür, steigt ein, läßt den Motor an und steuert das Gefährt in eine der nahen Tiefgaragen.

Das Warten macht müde. Ich stehe auf und trete vor das Hotelportal, wende mein Gesicht der Sonne zu und genieße die Wärme ihrer goldenen Strahlen. Wo ist Liesel? Warum kommt sie nicht? Würde ich ihr Auftauchen (aus Richtung Caracalla-Therme, Marktplatz) schneller wahrnehmen, wenn ich unter den Baum bei der Capri-Eisdiele träte?

"Jeder einzelne könnte eine Chronik schreiben. Sonderbarerweise haben viele von den Überlebenden Nachkommensprobleme" höre ich im Geist Liesel über ihrer Tasse im Oberwolfbacher Café Schacher sagen. Und da sehe ich endlich, wie die Gilberts den Hirschbuckel herunterkommen. David ist seiner Frau gut zehn Meter voraus. Durch Winken mache ich mich bemerkbar, damit die Beiden nicht aus allen Wolken fallen, wenn sie meiner ansichtig werden. Erst im letzten Augenblick nehmen sie mich wahr. Als ich auf die Kommenden zugehe, winkt Gilbert ab. Er habe nichts gegen mich, aber zu allem Unglück einen schlimmen Hautausschlag oder so was ähnliches "gefangen", grollt er und deutet mit nach unten gezogenen Mundwinkeln und gekrümmten Fingerspitzen an, daß er am liebsten kratzen würde. Trotz Hindernis lächelt er wie ein Gentleman. Liesel empfängt mich mit der Bemerkung, daß sie den Entwurf korrigiert und in ihrem Schlüssel-Fach in der Eingangshalle hinterlassen habe. Ich hole die weiße Papierrolle aus meiner Tasche und sage anerkennend: "Danke für Ihre Mühe, Liesel. Vielleicht darf ich noch ein wenig mit Ihnen plaudern! Einige der Korrekturen habe ich nicht entziffern können und meinen Bericht haben Sie nicht zur Gänze gelesen, sonst würden sie die darin eingebauten Fragen bemerkt haben. Haben Sie jetzt noch Zeit für mich . . . ?" "Kommen Sie mit aufs Zimmer! Sie können zuhören, während ich packe. Fragen Sie, was Sie wollen, ich werde antworten - !" versichert Liesel, vom dampfenden Bad in der Caracalla-Therme sichtlich erschöpft.

Wortlos betreten wir die Suite.

Ich nehme auf einem Sessel Platz.

"Ihr Mann hat sie Euch geschrieben, Liesel, aber Sie könnten auch eines schreiben. Sie haben eine wohlgeformte, plastische Sprache."

"Ich lese viel" antwortet die Angesprochene ohne aufzublicken.

"Wissen Sie, das ist etwas, was ich ins Grab nehme. Mein Leben

wurde so unterbrochen, daß ich keine Möglichkeit hatte, einen Beruf zu erlernen. Darunter habe ich gelitten, darunter leide ich heute noch. Ich war nach der Vertreibung aus St. Goarshausen dreizehn Jahre in Palästina. Wir mußten ums Überleben kämpfen, hatten schwer zu arbeiten, um uns zu ernähren. Palästina war ein ganz anderes Land als die Heimat. Ja, ein Buch gäbe das schon - - - . Meines möchte ich nur für die Familie schreiben. Ich habe alle Fotografien herausgesucht, sogar ein Bild von meinen Urgroßeltern. Ein Bild, das ganz verblichen ist. Der Urgroßvater Adam Hirsch und seine Frau Rosina. Er hatte eine Zigarrenfabrik. Alle waren so musikalisch. Jeder Sohn spielte ein anderes Instrument. Sie spielten für eine Tanzschule. Sie machten Musik für Hochzeiten. Das sind meine reinen Erinnerungen an die Vergangenheit, die in ihrer Schönheit und Unversehrtheit langsam verblaßt. Das einzige, was ich niemals vergessen kann, das sind die Beleidigungen und Demütigungen, die man uns Juden ständig zufügte. Mein Vater war Mitglied der Feuerwehr. Er war nachts schnell in seinen Hosen. Er war Mitglied im Karnevalverein mit Herz und Seele. Das war sein Leben. Und ich kenne Fernas Vater. Ich erinnere mich an den Augenblick, als er in unser Haus kam und uns mitteilte, daß er sich verlobt hat. Fernas Vater hieß Simon Ackerman. Als Ferna damals im Straßencafé am Römerplatz plötzlich erzählte, daß sie in St. Goarshausen geboren wurde, wußte ich sofort, wer sie war. Es wurden ja damals, als ich in St. Goarshausen lebte, nicht viele Juden geboren.

Nichts wurde versäumt, um die Juden zu demütigen. In den öffentlichen Toiletten standen erniedrigende Sprüche (Liesel zitiert einen solchen Spruch).

Ich war ein ehrgeiziges Mädchen. Darüber, daß sich meine Fähigkeiten und Anlagen nicht entfalten durften, weine ich oft. Alles, was ich weiß, habe ich mir auf meinem Weg selber erkämpft. Dreizehn Jahre Palästina. Ich mußte Schuhe haben, Kleider. Meine Eltern konnten mich nicht ernähren. Einmal ist mein Vater vor Hunger ohnmächtig geworden. In St. Goarshausen wurden wir wie im Circus im Gänsemarsch zum Bahnhof getrieben. Den Augenblick der Ankunft in Palästina werden wir nie vergessen. Am nächsten Tag ging mein Vater an die Stelle zurück, an der wir angekommen waren, um die Koffer von fremden Leuten zu tragen.

Mein Urgroßvater mütterlicherseits war ein grundanständiger Mann, der die Nonnen eines benachbarten Klosters unterstützte. In der unglückseligen Zeit durften die Schwestern meines Großvaters, meine Großtanten, in umgekehrter Weise die freundliche Hilfe der Nonnen entgegennehmen, die Milch und andere Nahrungsmittel unauffällig an die Grundstücksgrenze stellten. So konnten die armen Großtanten noch einige Jahre überleben. Dann wurden auch sie abgeholt. Zuvor waren sie gezwungen worden, in ihren Briefen, die

sie an die nach Palästina ausgewanderten Verwandten geschrieben, vor ihren Namen "Sarah" zu setzen. Ich erinnere mich noch an die Schlußzeile eines Briefes: 'ES KÜSST EUCH HERZLICH EURE SARAH'.

Jüdische Kinder wurden nach St. Goar in die Schule geschickt. Die Leute waren auf der Lauer, ob diese Kinder etwas falsch machten.

Für mich ist wichtig, wie die Menschen sind. Nicht so wichtig ist mir ihr Glaube. Ich kann die Heuchler nicht vertragen. Dafür habe ich keine Zeit."

Ich blicke durch das offene Fenster auf die Altstadt.

Um 11 Uhr hätte das Zimmer geräumt sein müssen.

Der Zeiger meiner Armbanduhr mit dem schwarzen Ziffernblatt geht gegen ein (dreizehn) Uhr Sommerzeit. Immer wieder macht die Redende darauf aufmerksam, daß ihr Badeanzug noch naß ist vom Besuch der Caracalla-Therme und daß sie ihn deshalb nicht einpacken kann. Sie will ihn in der offenen Plastiktüte separat tragen. Das Bad im klaren und warmen Thermalwasser sei herrlich gewesen!

"Beim Abschied in St. Goar gab's viele Tränen. Meine Tante, die Schwester meiner Mutter, die jetzt neunzigjährig in Frankreich lebt, hat mir zum Abschied den alten Ring von ihrer Urgroßmutter gegeben. Auf dem Weg von zu Hause fort ist der Opa! aus der Fassung gefallen. - Das schöne Haus von meinem Urgroßvater (mütterlicherseits) in St. Goar, früher Judengasse, jetzt Sonnengasse, habe ich vor einigen Jahren wieder aufgesucht und die Jahreszahl 1786 fotografiert. Nach Rückkehr in die USA habe ich das Foto meinem Sohn gezeigt. Der stellte fest, daß Amerika nur zehn Jahre jünger ist als dieses Haus. In seinen Räumen gab es so viele schöne Gegenstände, zehn Dutzend von dem herrlichen Leinen.

Meine Cousine ist heute noch wie ein geschlagener Hund."

Ich wage die nur dürftig bekleidete Frau, die Schuhe und Kleidungsstücke zu ihren diversen Koffern üigt, nicht zu unterbrechen. Und tue es dann doch.

"Sie haben also Kinder?"

"Meine einzige Tochter habe ich verloren. Sie ist mit 23 an einer unheilbaren Krankheit gestorben. Aber ich habe noch meinen Sohn. Der hat zwei süße Mädchen. Die sind mein ganzes Glück".

Wenig später zeigt mir Liesel Aufnahmen in Supercolor von den selbstbewußten, hübschen Geschöpfen.

Unter den herumliegenden Gegenständen findet Liesel plötzlich ein kleines transparentes Ansteckatui, in dem noch ihr Namenskärtchen steckt. Darauf ist mit Bleistift geschrieben: 'Liesel'.

Liesel  
Gilbert

"Da" sagt sie und reicht es mir in aller Eile hin. Ich soll es nehmen. Warum nicht? Das Namensschild aus Plastik mit einer Ansteckklammer aus silberfarbenem Metall. Der Vorname der leidgeprüften Jüdin in standardisierter Hülle aus Hartplastik. Das Zeichen ihrer Identität. Ein unverrückbares Merkmal. Liesel will es mir schenken. Es wäre verkehrt, würde ich es ablehnen oder später unbemerkt in den Müll werfen.

"Da" sagt Liesel pointiert "nehmen Sie es!"

Ein Plastikansteckschild mit dem in Bleistift geschriebenen Vornamen einer tapferen Frau.

Ihr Erkennungsmerkmal des Jahres 1992.

Ab 1941 war das Erkennungsmerkmal der gelbe Judenstern gewesen. Dieses heutige Identitätszeichen gab sie unbewußt mir, damit ich die Parallelität wahrnehme. Im Plastikwegwerfsterne des Jahres 1992 also "Liesel". Ja, ich will den von ihr geschriebenen Namenszug be- und verwahren. Aufbewahren.

Nach einiger Zeit kommt Gilbert und erinnert seine Gattin daran, daß sie beide die Suite schon längst hätten verlassen müssen. Sein Ton ist sanftmütig. Er macht seiner Liesel keinen Vorwurf. Sein Lächeln ist charmant. Im Vorübergehen streift sein Blick auch mich.

Ob ich die drei einem Teller entnommenen Äpfel haben wolle, fragt er. Sie paßten nicht mehr ins Gepäck? Selbstverständlich, danke. Ich nehme sie an und stecke sie in meine Tasche. Neben dem Apfelteller liegt eine Visitenkarte von Dr. Alexander Bergengruen. Ich mache Gilbert darauf aufmerksam. Er steckt die Karte ein.

Ich denke nach. Die Möglichkeit der Entfaltung hatte man Liesel weggenommen, man hatte ihr Lebensland geraubt.

Um dies festzustellen, dies niederzuschreiben und vor dem Vergessen zu bewahren, war ich heute am Sonntag hierher gekommen, trotz des Gebotes: "Du sollst den Feiertag heiligen!"

Eigenartig die Namensduplizität: Liesel Gilbert geb. Hirsch erinnerte im Bad-Hotel zum Hirsch einen Teil ihrer Kindheit.

Gilbert berichtet von der sieben gehaltenen Begegnung mit einer Baden-Badener Bürgerin. Die Schwester von Otto Dann, mit dem er in Jugendjahren Fahrradtouren gewacht hatte, habe sich in der Hotelrezeption gemeldet und nach ihm gefragt. "Sie hat sich erkundigt, wie es uns geht", wendet sich David an Liesel, die weiterpakt. Ein kleines Gespräch habe sich angeschlossen. Ob dieses interessant gewesen sei, will ich neugierig wissen. Davids knappe Antwort kann ich nicht verstehen. Er schaut auf seine Uhr. Um 14 Uhr muß das Taxi zum Oeser Bahnhof starten. Ob der Zeitbedrängnis ist David mit seinen Gedanken schon draußen auf dem Flur, während Liesel Mühe hat, die Koffer zu schließen.

Es sind sehr viele Koffer.

Ich muß der Scheidenden beistehen und das sich unter dem Lederdeckel sperrig zeigende Material mit allen mir zur Verfügung stehenden physischen Kräften niederdrücken helfen.

Dem unvorstellbaren Trauma des Verlustes der Heimat würde auch ich mit prächtigen und bunten Schätzen aus Germany zu Leibe rücken! David Götzl wohnte einst in der Bütttenstraße 7 bis 9, und nun für einige Tage im Bad-Hotel zum Hirsch, Hirschstraße 1. Jetzt ist es soweit. Der Abschied ist endgültig. Wir gehen über die Schwelle und ich schiebe meine Hand in die Schlaufe eines der schweren Koffer. Liesel hat mir Vertrauen entgegengebracht und nicht nur die Haut ihres Körpers vor mir entblößt. Ich durfte Zeugin ihrer in die Vergangenheit gerichteten Wut und ihrer Liebe sein, die sich an die Zukunft wandte, an die Zukunft, die in ihren hübschen, aufgeweckten und begabten Enkelinnen zu lodern und zu blühen beginnt. Nun keucht sie unter der Last der Gepäckstücke. Der Lift ist zum Glück ganz in der Nähe.

Ich lege ein wenig mit Hand an, damit die Gepäckstücke über den Aufzug nach unten gelangen.

Für eine kleine Weile befindet sich eines der Gepäckstücke in meiner Hand, um diesen jüdischen Gästen ein wenig von der Last abzunehmen, die sie haben.

Aber sogleich werden mir die Flügel gestutzt: "Lassen Sie das den Hotelboy machen" fordert David Gilbert streng.

Die Zeit, die uns noch zur Verfügung steht, schmilzt wie eine Schneeflocke auf unserer Haut. Wir gehen zum Mittagessen in das Restaurant "Wienerwald" in der Mühlengasse. Halbes Hähnchen mit Salat für alle. Später will David noch Gemüse für sich und Liesel. Der Tisch wird kleiner. Wir rücken zusammen. Ein junger Ausländer bedient uns. Der eitle David setzt sein schönstes Sonntagslächeln auf: "Welche Nationalität haben Sie?" wendet er sich an den Bedienenden.

Noch bevor der Befragte die Lippen öffnet, hat Gilbert es erraten: "Sie sind Jugoslawe?"  
"Ja, Jugoslawe".

Gilbert bittet um die Gesamtrechnung. Es wäre zu umständlich, meinen Rechnungsanteil herauszudividieren, sagt er und wir brechen auf.

Obwohl man mich gebeten hat, keines der Gepäckstücke anzurühren, gelingt es mir wenig später dennoch, eine kleine Tasche zu ergreifen und sie über die Schwelle des Hotels nach draußen zu tragen. Das Taxi ist dicht an die Eingangsstufen herangefahren und wartet mit geöffnetem Heck.

Der schneidige, aber sehr freundliche junge Taxichauffeur weist mich an, die Tasche sofort abzustellen und jegliche weitere Hilfe

zu unterlassen. Er trage die Verantwortung für das gesamte Gepäck und müsse alle Koffer und Taschen in seinem Blickfeld haben. Ich bewundere seinen höflichen Ton, seine guten Manieren und seine wohlgesetzten Worte, sein Gesicht, das noch während des Befehls lächelt. Koffertragen sei seine Aufgabe, sagt er demütig. Er müsse über das gesamte Beförderungsgut einen Überblick haben. Ein solch drahtiger, geschickter, zuverlässiger und am Ende auch noch sympathischer Taxifahrer ist mir noch nie begegnet. Die Gilberts haben ihn verdient.

Seine Augen gleichen denen eines Adlers. Alles scheint unter Dach und Fach zu sein. Fehlt noch die Unterbringung der Plastiktüte mit dem Badeanzug aus der Caracalla-Therme. Liesel duldet es nicht, daß sie in einem der Koffer verschwindet. Sie will die Plastiktüte in der Hand tragen. Nun aber los. Der Taxichauffeur springt ans Steuer, kommt aufgeregt zurück.

"Wo ist das leichte Gepäck?" fragt er und meint die Tasche, die ich aus der Halle herausgetragen, seinem Befehl zufolge aber unverzüglich auf dem Kopfsteinpflaster neben dem linken hinteren Kraftdroschkenrad abgestellt habe.

Der Deckel des Kofferraums wird hastig geöffnet. Die Gepäckstücke werden durchwühlt. Die Tasche ist da. Es kann losgehen.

Gilbert kommt, bevor er in den Wagen steigt, ein letztes Mal auf mich zu.

"Ich kann Sie nicht umarmen" sagt er "Ich habe eine Allergie." Er nimmt sich wichtig. Warum auch nicht? Er hat allen Grund dafür. Liesel, die ganze Zeit mit einem ernststen Gesichtsausdruck behaftet, lockert ihre starren Züge und umarmt mich heftig. Wir küssen uns auf die Wangen, ich blicke für Sekunden konzentriert in ihr Gesicht. Für den Bruchteil eines Augenblicks löst sich von ihrer unheimlich blutenden und unwäskten Vergangenheit ein Lächeln, das in die Zukunft gerichtet ist. Ausnahmsweise mal in meine. Mich an ihr Herz drückend, befiehlt sie: "Ich möchte Sie nicht wiedersehen, bevor Sie nicht Großmutter geworden sind!" Die Räder beginnen sich zu drehen. Die schwarze Limousine rollt davon. Und die Gilberts winken mir durch das Rückfenster nach, solange es möglich ist.

Die vorige Frage "Wo ist das leichte Gepäck?" wurde zufriedenstellend beantwortet. Aber sie geht mir nicht aus dem Sinn. Sie hat wie eine Nadel den empfindlichsten Teil meiner Nerven und meines Bewußtseins erreicht. Die Frage nach dem schweren Gepäck hat der Taxifahrer nicht gestellt. Er kann sie auch gar nicht stellen. Weil - und das ist eigenartig - das schwere Gepäck nicht abzutrennen ist von den Gilberts, von den eine Woche lang hier im Hotel einquartierten Gästen aus San Diego, die nun in Windeseile über den Zubringer B 500 zum Bahnhof Baden-Baden befördert werden. Das schwere Gepäck ist ihnen unsichtbar.

angewachsen. Liesel erzählte es mir oben in der Suite. Ich war ihre Klagemauer, ihre Zuhörerin gewesen. Auf diese Weise heiligte ich den Sonntag. Und ich glaube, daß das richtig und nicht falsch gewesen ist. Ich hatte ja auch gleich ein sichtbares Zeichen des Dankes und der Zuwendung entgegennehmen dürfen. David Gilbert alias Goetzel hat meine Zeche mitbezahlt. Mein Anteil an der Gesamtrechnung hatte zwanzig Mark betragen, der Betrag wäre leicht aus der Summe herausdividierbar gewesen. Ein Geschenk also von Mr. Gilbert, verpackt in die Worte: "Ihr Rechnungsanteil ist umständlich herauszudividieren!" Ein wunderbares Geschenk, das mich an ein altes Geschenk mit gleichlautendem Betrag erinnert. Dreiundzwanzig Jahre ist es her, daß ich zum ersten Mal den Boden dieser Stadt betreten habe, um den Kauf einer Immobilie zu tätigen und erste Fäden für eine berufliche Anstellung zu knüpfen. Damals schenkte mir mein Vater in Anerkennung meines Wunsches nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit und als Beitrag für die Peise zwanzig Mark. Dies war eine symbolische Gabe. Dies war väterlicher Segen, der mich nie verließ. Angesichts der Tatsache, daß er materiellen Besitz nicht anstrebte, "nur einmal ein Haus im Himmel" haben wollte, war diese Überschreitung seiner persönlichen Religions- und Glaubensgrundsätze für mich von wesentlicher Bedeutung. Er unterstützte meine Anstrengungen als Alleinerzieherin zum Erhalt einer indischen Bleibe zwar nur mit einem geringen Betrag, aber er unterstützte sie. Plötzlich fällt mir ein, daß heute, am 20. September 1992, sein zwanzigster Todestag ist.

Während des Essens waren die Badgestressten trotz ihrer sichtbaren Müdigkeit ins Schwärmen geraten.

"Eine der schönsten Thermen Europas" hatte Liesel ausgerufen.  
". . . der ganzen Welt" hatte David ergänzt und mit seinem liebenswürdigen Charme hinzugefügt: "Nirgendwo ist das Wasser so sauber und klar wie gerade hier."

Ich hatte mir diese Worte gemerkt.

Im Geist sehe ich die Plastiktüte vor mir, die in der Hand der keineswegs hohlwangigen Jüdin straßenhaft wirkte. Liesel wollte den noch nassen Badeanzug um keinen Preis in eines der schon geschlossenen Gepäckstücke hineinquetschen, sondern ihn separat in der Hand halten. Sie mit dem Badeanzug in der Hand und mit ihrem Gesicht mit den strengen Furchen, die wie Striemen aussahen. Und darüber die Krone der hellen Haare.

Das Wasser geht mir nicht aus dem Sinn, das Wasser, das Liesel aus ihrem Badeanzug nicht hinausbekam und das unter den dichten Augenbrauen lauerte, das Wasser, das im Tempel der Therme ihres und ihres Mannes Körper wärmte und und reinigte und unaufhaltsam über die Marmorbänke strömte und unversiegbar noch immer täglich neu aus der Tiefe kommt.

Das Wasser. Die Quelle der Stadt.

Das Wunder aus dem Innern der Erde, aus zweitausend Metern Tiefe. Wasser Sinnbild der ewigen Erneuerung. Seit zweitausend Jahren aus zweitausend Metern Tiefe. Aus den Felsspalten der Tiefe strömt Baden-Badens Wasser ans Licht.

Die einst Gedeimigten hatte es für zwei Stunden aufgenommen, ihre Füße und Schultern umspült und geschmeidig gemacht für den Abschied, für das Zulangen bei Tisch, durstig auf Bier und Cola Light. So oft Gilbert zum Trunk ansetzte, sagte er: "Nirgends ist das Wasser so klar wie hier!". Und ich fügte in Gedanken hinzu: "Die Erneuerung durch die Natur schafft die Veränderung im Geist. Die Filterwirkung des harten Gesteins bewirkt die Reinheit des Wassers. Im Wunder der Natur wird die Kraft der Versöhnung sichtbar. Gott ist die Liebe."

Am Abend suche ich auf dem Video nach dem Gesicht von Frau Lehman. Ich finde es. Es ist ein nachdenkliches, ruhiges und in sich geschlossenes Antlitz.

"WOCHE DER BEGEGNUNG"

Auf Einladung der Stadt Baden - Baden treffen sich die  
früheren jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger vom

12. bis 20. September 1992

zur "Woche der Begegnung". Dabei gedenken wir auch  
all derer, die die Greuel der Nazi-Herrschaft nicht über-  
lebt haben, in Konzentrationslagern ermordet wurden  
oder durch Vertreibung an Seele und Leib Schaden ge-  
nommen haben.

*miniam Kolm nee Sasilery*

*A. H. Lenz 1/5 010 2221c*

*fred. C. Wolff*

*Callyne Wertheim (Liedel) Robert W. Scheerer (L)*

*Alf. W. Dreyfus (Liedel) 1938 1938 1938 1938  
Kurt + Kayot Halperin (Liedel) 1938 1938 1938 1938*

*Il. bar*

*Ingrid Blumenthal  
(geb. Fürst)  
John Lorenzen*

*Stan Hassen  
in Ehe meines  
geliebten Vater  
Dr. Hug Hassen -  
gestorben in Auschwitz*

Manfred u. Puelle KIRSCHNER

Mit vielen Dank an die

Stadt Bielefeld - Bielefeld

Eric & Claire Kussinger  
(BALTIMORE, MD, USA) ~~Coffin~~ MIT VIELEM DANK

Jand - Liesel Gilbert (Göbel)  
• San Diego, Ca.

Frau Peter (Göbel) Gilbert (Samuel)

Mrs. Peter Claude Lehman - Inge

Beatrice Newman (nee Schwarz)

Karl H. Kalm ז"ל, ויהי שם כבודו לעולם ועד

Renate Fulda Kahn

• Fern Kaufman, geb. Beckmann

Carl Kaufman

Esther Rothschild - England.

Sigrid Rothchild

Fred and Corbett Mann (Lilith)

Robert Sade

Chiam m'era fur

Friedrich R. Wölfl and daughters  
Edith Buchler, Jacqueline & Valerie

Herbert Stetman and Ilse Stetman, geb. Buchler  
Irene Lehmann geb. Nachmann  
Dr. Herbert Lehman, Haifa

Phyllis Rand, Syracuse, N.Y.  
U.S.A. ●

Walter Greenfeld, Maricao, N.Y. USA  
"Thank You - Baden - Baden"

CORNEILIS SWISK, Amsterdam, Holland

Sestaro Helen Maresca.

It's nice to be back  
Helen Maresca - Thank you for the invitation.

Ruth Grobman - Köhler

Es freute mich, wieder hierher zu  
kommen, aber die Hauptrolle fehlt  
mir leider - meine Eltern, die auch  
Aussehen bz. können!

Lotte Mandel née Rosbach

Mathilde Greenbaum geb. Rosbach

ZWEITER TEIL

"Ja, das muß das Schlimmste sein, was es gibt, fremd in der Heimat!"

Einige Wochen später rufe ich Christa Dann-Rothammel, Hofackerstraße 10, an und frage sie, wie das am 20. September 1992 mit David Gilbert geführte Gespräch verlaufen ist. Frau Dann-Rothammel erzählt aufgeschlossen folgende Begebenheit:

"David war der Kamerad meines Bruders Otto und wohl ein bißchen älter als dieser. Im Gespräch mit David Gilbert habe ich die Radtour an den Bodensee in Erinnerung gebracht, die 1929 oder 1930 stattgefunden hat. Das Rad meines Bruders Otto wurde defekt. Er konnte mangels Geldes sein kaputtes Vehikel nicht reparieren lassen und steuerte in der Nähe Ravensburg einen Onkel an, der ihm genügend Geld zur Heimreise gab. Die Kinder hatten zu jener Zeit wenig Taschengeld. David hatte 20 Mark mitgekriegt und fuhr allein zum Bodensee weiter. Ich kannte Davids jüngeren Bruder und seine Eltern. Meine Mutter hatte in dem Geschäft des Joseph Raphael Goetzel öfters eingekauft, sie kam ganz gut zurecht mit Frau Malka Goetzel, seiner Frau. Ich erinnere mich, wie meine Mutter die Frau Goetzel einmal angesprochen und gefragt hat, ob sie denn nicht weggehen würden. Der jüngere, etwa zwölfjährige Bruder von David - er ist jetzt etwa 66 - stand dabei, als sie sagte: 'Bei uns in Baden-Baden ist man nicht so aggressiv, da ist nicht so viel Jugend, nicht so stark beeinflusste Jugend. Das war damals 1936, 1937. Der jüngere Bruder meinte: 'Nach Jerusalem gehen wir nicht. Da können wir keine Geschäfte machen'. Dann sagte die Mutter: 'Ach was willst denn du?' Ich sehe Frau Goetzel noch vor mir - - - ! - David kam ab und zu zu meinem Bruder.

Ich habe mich mächtig gefreut, David wiederzusehen. Er kam aus dem Aufzug und ich habe ihn sofort erkannt. Er hat sich überhaupt nicht verändert. Ich hatte mich eine Woche lang bemüht, die Adresse von Mr. David Gilbert ausfindig zu machen. Schließlich gelang es mir, Jack Hausers Unterkunft herauszubekommen. Ich erinnere mich noch an Herrn Hausers Vater. Es war ein zuverlässiger Rechtsanwalt, der in seiner Freizeit sehr viel wanderte. Ich habe mich also an die Pressestelle der Stadt gewandt und gefragt, wo ich David Gilbert finden könne. Die Sekretärin sagte: 'Wir dürfen nicht preisgeben, wo die Juden wohnen!' Ich entgegnete: 'Mir ist sehr daran gelegen. Können Sie mir wenigstens sagen, wo Jack Hauser untergebracht ist?'. Dann hat die Sekretärin gesagt: 'Hauser wohnt im 'Romantik-Hotel Kleiner Prinz'.

Beim Synagogenbrand hat mein Vater gesagt: 'Von uns geht niemand hin'. Ich bin dann doch aus dem Zimmer und Haus gegangen, habe heimlich den Weg zur Synagoge eingeschlagen und mich in größere Entfernung zum Flammenmeer hingestellt. Für mich war das unfaßbar.

- Ich kannte Hans Hauser vom Schulweg. Die Hausers waren integrale Leute. Auch die Dr. Beissingers.

Ich hatte eine Schulkameradin namens Yvonne Porep. Ihr Vater war Chefarzt auf der Bühler Höhe. Die Mutter war Jüdin. Ivonne Porep (heute Venezuela) hat im Turgenjewhäuschen gewohnt. Sie war sogar in der Hitlerjugend. Ich bin 1916 geboren und es war mein Glück, daß ich von Zuhause politisch nicht beeinflusst worden bin. Ich war vorgeschlagen als Untergau-Sportlehrerin. 1936 war ich Mannschaftsführerin. Ich hatte an der Volksschule für Jungen Sport gegeben. Ich wurde Postbeamtin. Ich kannte die Worte 'Inflation' und 'sparen' nur zu gut. Ich hatte die jungen Leute an den Straßenrändern beobachtet und ich sehe noch das Bild vor mir, wie sie zu fünft am 'Leo' eine Zigarette rauchten. 1941 ging ich weg von der Post und suchte Anstellung in der Privatindustrie. Ich habe zwei Fremdsprachen gelernt. Später war ich Dolmetscherin bei den Franzosen im Hotel 'Meßmer'. Einer der drei Kommandanten (der erste Kommandant war Jude) wollte von mir wissen: 'Wie konnte die Massenpsychose entstehen?' Ich sagte: 'Es waren sieben Millionen Arbeitslose. Jeder hat sich an einen Strohhalm geklammert.' Die Arbeiter hatten kleine Löhne, große Familien. Als Kind sah ich einmal, wie aus einem Haus in der Stephaniestraße Möbel auf die Straße gestellt wurden, weil die Leute keine Miete mehr bezahlen konnten. Sie hatten am Hungertuch genagt. Man muß das erlebt haben, um das nachfühlen zu können. - Die Vera Lurié war eine Jüdin, sie hatte feuerrote Haare. Ich durfte einmal mit einer Schulfreundin in die Synagoge auf die Empore gehen. Dies war ein schönes Gefühl. Oft bin ich am Mauerle gesessen. Ich erinnere mich an den Synagogendiener Ackerman. Die Tochter war ein ganz schwarzes Hexle. Die könnte ich noch zeichnen (Erklärung der Chronistin: Das ist meine Ferna).

Joseph Raphael Goetzel war ein galizischer Jude und wohnte in der Blütenstraße, konnte nicht schreiben, nur Kreuzchen machen. Er warb mit folgendem Text: 'Lumpen. Alteisen. Hasenfell. Papier. Zahlen die höchsten Preise dafür'. Der junge David Goetzel hatte hübsche Schwestern. Zu ihnen gehörte Jeanne (später verheiratete Kleinmann). Später erwarb Joseph Raphael Goetzel das Hotel 'Kaiserhof'.

David Gilbert war sehr aufgelöst und gelockert. 'Ich komme mal wieder hierher' hatte er angekündigt. Ich fühlte, daß er sehr glücklich war. Er bot an, meinem Bruder Otto, der heute emeritierter Universitätsprofessor ist, einmal einen Brief zu schreiben und das Buch 'Nightmare in Germany' mitzuschicken, sofern dieser es wünsche. Noch einmal: Es gab keine Gehässigkeit gegen die Judenkinder. Hier in Baden-Baden war es friedlich. Bis zum Jahr 1938. Im Haus Pagenhard, bei Mode-Maier - die waren jüdisch - da hatten Unbekannte einmal die Scheiben eingeschlagen.

Silberfuchse und Pelze, die eleganten Sachen, waren zerschnitten. Für Normaldenkende und für junge Leute, die nicht aufgewiegelt waren, war solch eine Zerstörung unbegreiflich."

Ich bedanke mich für die fernmündliche Information, die ich zu Papier bringe, damit Frau Dann-Rothammel beim Gegenlesen die Richtigkeit bestätigen oder gegebenenfalls Korrekturen anbringen kann. Die Angeschriebene zieht sich eine Erkältung zu und die Korrektur meiner Niederschrift verzögert sich.

Als Frau Dann-Rothammel wieder gesund ist, telefonieren wir noch einmal miteinander. Der Dialog ist fast beendet. Ich hänge aus unerfindlichen Gründen noch nicht ein, sondern gestatte mir eine ungewöhnlich lange Kunstpause. Jetzt will ich endlich 'Auf Wiederhören' sagen, als mir Frau Dann-Rothammel plötzlich den wahren Grund offenbart, warum sie David Gilbert aufgesucht hat:

"Ein Freund von mir ist nach vielen Jahren der Abwesenheit im Jahre 1955 zum ersten Mal wieder nach Baden-Baden zurückgekommen. Bei seinem Gang durch die Straßen hat ihn niemand erkannt. Auf der Gernsbacher Straße begegnete er auch mir, als ich an der Seite eines Herrn ins Gespräch vertieft war. Er dachte: 'Sie ist vielleicht die Letzte, die mich nicht erkennt!' Er guckte rüber. Und während er an mir vorbeiging, dachte ich: 'Das war doch der Paul'. 'Entschuldigen Sie, ich muß zurück' sagte ich zu meinem Begleiter und ließ ihn für einen Augenblick stehen. Da erkannte ich, daß der Vorübergegangene tatsächlich Paul war, der tief erschüttert sagte: 'Christa, es ist das Schlimmste was es gibt, fremd in der Heimat zu sein. Du bist nun doch nicht die Letzte, die mich nicht gekannt hat, sondern die erste, die mich erkannte!' -- -- Ja, das muß das Schlimmste sein, was es gibt, fremd in der Heimat."

"Sagen Sie, eine schwere Krankheit habe mich davon abgehalten, ihn zu sehen . . . "

HENRIETTE JOOS GEB. BITTMANN

Wenige Tage später ruft mich Henriette Joos (früher Jetty Bittmann) an meinem Arbeitsplatz im Rathaus an. Sie erklärt, daß sie aufgrund einer schwereren Krankheit und eines kurze Zeit zurückliegenden Krankenhausaufenthaltes die öffentlichen Veranstaltungen im Rahmen der Woche der Begegnung zu ihrem Bedauern nicht habe besuchen können. Sie erzählt, daß sie zusammen mit den Schwestern Inge und Margot Kirschner die Richard-Wagner-Schule besucht hat. Einen Tag später schickt sie mir folgenden Bericht, den sie eigentlich an Manfred Kirschner richtet:

"Familie Kirschner kam von Würzburg nach Baden-Baden und Inge und Margot traten in unsere Schule ein. Ihr Äußeres war unauffällig, bescheiden. Sie sahen sich ähnlich. Beide hatten dunkelblonde Haare und links und rechts ein Pferdeschwänzchen, das mit einer Spange zusammengehalten wurde. - Die beiden Mädchen waren sehr zurückhaltend und standen in der Pause immer abseits. - Dies konnte ich nicht mit ansehen - es tat mir leid. Ich sagte zu Margot: 'Du bist bei uns in der Klasse, also gehörst Du auch zu uns.' Es entstand eine herzliche Freundschaft zwischen uns beiden. Im Schulhof und bei Regen im Gang und in der Pause waren wir beide zusammen. Da Margot Kirschner ganz allein hinten in der Bank saß, weil alle anderen Bänke besetzt waren, fragte ich unsere Klassenlehrerin, Fräulein Nußbaumer, ob ich mich zu Margot setzen dürfe. - Sie, die stets ihr Parteiabzeichen trug, willigte sofort ein. In unserer Klasse waren 16 Schülerinnen, davon waren 6 jüdischer Abstammung bzw. aus Mischehen. Fräulein Nußbaumer behandelte alle gleich. - In der folgenden Zeit kam ich oft zu Margot in die Kronprinzenstraße 4. Wir spielten und vergnügten uns. Ihre Mutter, Frau Kirschner, war eine liebe Frau. Sie bewirtete uns meistens und unterhielt sich mit uns. - Margot und Inge hatten noch einen kleinen Bruder, den Manfred, an den ich mich auch noch erinnern kann. Frau Kirschner sagte zu mir, ihr Sohn wisse nicht, daß er Jude sei und ich solle es ihm nicht sagen. Da die Kinder evangelisch getauft waren (vielleicht auch die Eltern, das weiß ich nicht), konnte er es auch nicht ahnen. Seine Mutter erzählte damals, daß er immer fragen würde, warum er nicht zum 'Jungvolk' gehen dürfe. Frau Kirschner entgegnete denn, daß sie ihm wohl bald die Wahrheit sagen müsse. - An Samstagen war stets schulfrei und ich hatte in Uniform beim BDM (Bund deutscher Mädel) zu erscheinen. Aber ich fühlte mich in der Familie Kirschner viel wohler, so daß ich an manchen Samstagen den Aufenthalt im Haus an der Kronprinzenstraße oder ein Treffen mit Margot dem Dienst beim BDM vorzog. Auch habe ich nicht die Germanenrunen auf mein Hemd genäht.

An solch einem Samstag waren wir zwei Mädchen gerade im Garten an der Kronprinzenstraße 4, als meine Gruppe unten vorbeilief. Ich wurde entdeckt. Man ermahnte mich und hielt mir vor, ich solle mich schämen, als deutsches Mädchen bei Juden zu verkehren und dazu noch den Dienst zu schwänzen; sie würden mich melden. Ich sagte gar nichts, - es war mir egal. Ich wußte, meine Eltern standen hinter mir. -

Als sie merkten, daß sie keinen Erfolg hatten und ich weiter zu Margot ging, legten sie mir Schwierigkeiten in den Weg. Sie meldeten mich beim Untergau (höhere Instanz). Als ich auch hier nicht reagierte, versuchten sie es bei der Schulleitung. Man wandte sich an den damaligen Direktor, Herrn Dr. Artopeus. Ein nobler Herr. Vom Untergau wurde ihm mitgeteilt, daß ich die Schule verlassen müßte, wenn ich die Freundschaft mit Margot nicht beendete und sie auch weiterhin zuhause besuchen würde. Dies sollte mir von der Schule aus unterbreitet werden. - Unsere Lehrerin hatte nun die Aufgabe, Margot und mich voneinander zu trennen. Nach dem Unterricht bat sie uns, hierzubleiben, sie müsse mit uns reden. Es täte ihr alles so leid und sie hätte doch Margot sehr gerne. Sie sagte uns, sie müsse uns auseinandersetzen - und es wäre besser, wenn wir auch sonst nicht mehr zusammenkämen. Es falle ihr wirklich schwer, uns dies zu sagen. Wir haben beide geweint.

Die Hetze und die Tötlichkeiten gegen Juden auch in Baden-Baden verschärften sich immer mehr. Einige Wochen später kam dann der Erlaß, daß alle jüdischen und halbjüdischen Schüler die Schulen verlassen müssen. -

Dann begab ich mich doch noch einmal zu Margot, ein letztes Mal. Frau Kirschner sagte zu mir, daß es nach all diesen Geschehnissen besser wäre, wenn ich nun nicht mehr käme - auch wegen ihnen. Der Abschied war schwer.

Dann kam der Synagogenbrand. Wir mußten geschlossen von der Schule aus zur Synagoge marschieren. Als ich sah, wie es da zudrang, habe ich sehr geweint. Die Juden wurden die Treppen hinaufgedrückt und einige wieder heruntergestoßen. Als alle Männer in der Synagoge waren, hieß es, sie solle angezündet werden. Ein SA-Mann hat mich weggezerrt und nach Hause geschickt. Ich war froh, daß ich dies nicht mit ansehen mußte. - Unter Tränen habe ich meinen Eltern alles erzählt. Sie waren nicht in der Partei. Mein Vater war schwerkriegsbeschädigt und hatte einen jüdischen Hausarzt. Wegen dieses jüdischen Arztes, Herrn Dr. Roos, Sophienstraße, geriet er in Schwierigkeiten. Einer Nachricht vom Ministerium für Kriegsbeschädigte zufolge wollte man ihm, vorausgesetzt, daß er seinen Arzt nicht wechselte, die Rente streichen. Mein Vater war dann auch der letzte Patient von Herrn Dr. Roos. Dieser hatte ihm

einmal gesagt: 'Herr Bittmann, ich kann die Verfolgung und Beleidigung meiner Person nicht verstehen, denn ich habe im Ersten Weltkrieg das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse für Tapferkeit erhalten, ich habe mich immer als Deutscher gefühlt!' . Nachdem Herr Dr. Roos im Flur vor seiner Wohnung belästigt und geschlagen worden war, riet ihm mein Vater: 'Versuchen Sie doch, wegzukommen!' Es gelang Herrn Dr. Roos und seiner Frau noch im letzten Moment Deutschland zu verlassen. Dank der Hilfe lauterer und human gesinnter Menschen fand er in der Schweiz eine neue Heimat."

Die Baden-Badenerin brachte mir einige Tage später folgenden schriftlichen Nachtrag:

"Als ich diese Zeilen überlas, war ich ganz nahe bei Margot. Das heißt ich meinte immer, sie stehe neben mir. Bei der Vergegenwärtigung des Geschriebenen habe ich noch einmal alles miterlebt, als wäre es gerade jetzt geschehen. Lieber Herr Kirschner und Familie - ich wollte Ihnen einen kleinen Ausschnitt aus dem Leben Ihrer Schwester Margot schildern, von dem Sie sicher wenig oder gar nichts wußten oder in Erinnerung haben."  
Henriette Joos. Baden-Baden November 1992.

Als Frau Joos am 3. November 1991 den obigen Bericht in meinem Büro im Rathaus, Marktplatz 2, Zimmer 101, in meine Hände gibt, wiederholt sie mündlich die schriftlich festgehaltenen Eindrücke: "Während des Schreibens habe ich die Familie Kirschner vor mir gesehen. Ich habe mich so hineingesteigert. Die schöne Erinnerung an die Juden ist wieder lebendig geworden, bloß, das was folgte, ist schrecklich gewesen. Eigenartig, ich habe Margot beim Schreiben neben mir gefühlt."

Chronistin:

"Sie sagten mir einmal, daß Ihre Eltern das Nazi-Regime nicht unterstützten!"

Henriette Joos:

"Ja. Ein Baden-Badener Stadtrat hatte meine Mutter einmal darum gebeten, statt 'guten Morgen' 'Heil Hitler' zu sagen. Da sagte meine Mutter: 'Da müssen Sie einen Flaschenzug holen!'".

Chronistin:

"Glauben Sie an eine ausgleichende Gerechtigkeit?"

Henriette Joos:

"Ausgleichende Gerechtigkeit? Ja, wir haben sie erfahren. Ein Haus mit drei Stockwerken war beschlagnahmt worden. Und noch dazu ein großer Garten, neun Jahre lange. Meine Mutter hat nach dem Krieg viele Wochen lang immer wieder versucht, von General

König empfangen zu werden. Über Madame König konnte dann erreicht werden, daß meine Eltern rückwirkend Miete bezahlt bekamen und eine Entschädigung für die Abnutzung der Möbel durch die französische Dienststelle erhielten. Wir haben die Akten bis heute aufbewahrt."

In den wenigen Telefonaten mit Frau Joos dringt immer wieder der Name Margot an mein Ohr. Margot, Margot, Margot. Der Stachel der Trauer über den Tod der Mitschülerin, der Mitkonfirmandin im fernen Auschwitz, der, zwar längst vergangen, inmitten der Woche der Begegnung aber gespenstisch wiederkehrend, wird in meine Gehörgänge eingeritzt. Ich lausche zunächst gelangweilt und dann mit aufwachendem Gefühl der Erinnerung an die einstige Banknebensitzerin, an die Mitkonfirmandin, die Freundin. Alles wäre so heiter in der liebevollen Rückblende eines junggebliebenen Schülerinnenherzens. Aber der Tod klopft leise an, schiebt die Türe auf und sein Umriß wird unweigerlich sichtbar. Der Tod in Auschwitz. Das Hinschwinden des Ehepaares Kirschner und der Töchter, wovon die eine, die Margot, so besonders lieb gewesen ist. "Und wäre die Angina pectoris nicht gewesen, ich hätte Herrn Manfred Kirschner so gerne aufgesucht, um ihm meine Trauer mitzuteilen. Aber vor wenigen Wochen war ich noch im Krankenhaus. Erwähnen Sie meine Angina pectoris nicht! Sagen Sie einfach, eine schwere Krankheit habe mich davon abgehalten, ihn zu sehen . . ."

TELEFONGESPRÄCH MIT FRAU HILDEGARD FLEISCHHAUER-GLATTFELDER AM 22.  
SEPTEMBER 1992

Frau Fleischhauer-Glattfelder freut sich über meinen Anruf. Sie kennt mich nicht, hat aber im "Badischen Tagblatt" meinen Artikel über Ruth Köhler gelesen. Am Morgen der Zeitungslektüre habe sie umgehend ihre Freundin angerufen und diese gefragt: 'Hast du heute schon die Zeitung gesehen?'

Die einstige Geschäftsfrau erinnert sich noch gut an die Laubhüttenfeste . . . im Hinterhof des Hotel 'Tannhäuser' am Sonnenplatz. Sie ist stolz auf ihr klares Erinnerungsvermögen, das ihr auch von ihrem Sohn immer wieder bestätigt werde, 'Du weißt noch viel. Du bist ein Computer' sage er zu ihr. Frau Fleischhauer-Glattfelder lacht bei dem Gedanken, in die Rolle eines Computers schlüpfen zu müssen, schallend und fährt in ihrer Rückblende fort: "Wir hatten in der fünften Klasse freitags bis 4 Uhr (16 Uhr) Schule. Da kam die Haushälterin der Köhlers und hat Ruth die Schultasche abgekommen. Die Haushälterin sagte: 'Am Sabbat dürfen die Juden nichts tragen'."

Ich erfahre nun auch aus dem Munde der mitteilbaren Frau den Namen des älteren Ehepaars, das an jenem 16. September 1992 im Hof des "Romantik-Hotel Kleiner Prinz" auf Frau Grebenau zugegangen war. Es waren Elfriede und Josef Schulmeister gewesen, wohnhaft in der Sophienstraße 39. - Ich bedanke mich für die vertrauensvoll gegebene Auskunft. Frau Fleischhauer-Glattfelder sagt vor dem Auflegen, ich könnte wieder bei ihr anrufen, falls sich noch eine Frage ergäbe. Zwei Tage später mache ich von dem Angebot Gebrauch.

Hildegard Fleischhauer-Glattfelder duldet keine Geheimnisse um ihr Alter. Sie ist 79 Jahre jung, basta, und bis vor wenigen Jahren stand sie noch in dem von ihr betriebenen Sanitärengeschäft in der Lichtentaler Straße 44 hinterm Verkaufstresen. "Ich koche täglich für viere" sagt sie "Man denkt darüber nach, wie machst du das? Ich kann mir nicht vorstellen, in einem Altenheim zu leben. Ich lese auch noch täglich die Berichte in der Zeitung. Wenn es darauf ankäme, könnte ich noch manches berichten. Von Friedrich Wohl zum Beispiel, der einst die Hofapotheke geführt hatte, und von seinen Töchtern war ein Bild in der Zeitung. Aber man hat den Kontakt zu ihnen verloren."

Anmerkung: Friedrich Wohl war zu Beginn der Woche der Begegnung anwesend, dann nicht mehr.

Hildegard Fleischhauer-Glattfelder weiter:  
"Ruth Köhler saß in der Zähringer Volksschule eine Zeitlang neben mir. Ich habe mich gut mit ihr verstanden. Ich weiß sogar noch ihren Geburtstag, es ist der 2. Februar 1914."

Chronistin:

"Haben Sie die Reichskristallnacht bewußt erlebt?"

Frau Fleischhauer-Glattfelder:

"Ja. Die Kristallnacht und den Brand der Synagoge."

Bevor ich den Hörer auflege, bedanke ich mich nochmals für die vorurteilsfrei gewährte Hilfe bei der Rekonstruktion eines wenn auch noch so kleinen Teils der Geschichte dieser Stadt. Für mich war es wichtig, daß ich den Namen der Frau erfahren habe, die im Sonnenlicht jenes Septembernachmittags gemeinsam mit ihrem Mann auf Frau Grebenau zugegangen war. Nun hat auch die mütterliche Frau, die auf meiner Winterfotografie ihre Arme wie Flügel um ein Kinderpärchen breitet, einen Namen. Sie heißt Elfriede Schulmeister. Sie bleibt der Engel der unbekannterweise aufgenommenen Kinder auf meinem Bild, das ich am 6. Oktober 1992 an Ferna Kaufmann in New Jersey schicke, um ihr ein Stimmungsbild von der Straße zu vermitteln, auf der sie einst gegangen ist.

(Ferna dankt mir mit Brief vom 27.10.1992 sehr herzlich dafür und sendet am Ende folgenden Gruß: "Stay well + best regard. Sincerely Ferna + Carl Kaufman").

Am 6. Oktober 1992 schicke ich zwei weitere Farbfotografien. Empfängerin ist Mathilde Greenbaum, die am 16. Oktober 1992 86. Geburtstag feiert. Ich habe ihr die Aufnahme eines stimmungsvollen, mit Spitzwegischem Charme behafteten Häuschens (Büttenstraße 6) zgedacht, das die Nähe zum einstigen Elternhaus in der Büttenstraße 5 assoziieren soll.

Mathilde dankt mir für die Bilder (an das zweite Motiv erinnere ich mich nicht mehr) in einem lieben Brief vom 11. Dezember 1992 (dem 91. Geburtstag meines Vaters). Sie schreibt in schlecht leserlicher Schrift in den letzten beiden Zeilen: "Die Zeit in Baden-Baden war eine Erinnerung an meine Jugendjahre. Mit meinen besten Grüßen verbleibe ich Deine Mathilde."

"Im 'Paradies' lebten viele Juden, die mußten alle gehen!"

GESPRÄCH MIT FRAU METTE VOM ZOLLAMT IN DER POST-KANTINE AM  
24.09.1992 (AN EINEM SONNTAGNACHMITTAG ANFANG SEPTEMBER WAR ICH  
IHR UND IHRER BEGLEITERIN IM STEINWALD BEGEGNET):

Chronistin:

"Sie waren mit Ihrer Begleiterin im Café 'Merkurwald'?"

Frau Mette:

"Nein, wir zogen das Restaurant und Café 'Wolfsschlucht' vor"

Chronistin:

"Die haben guten Kuchen. . . !"

Frau Mette:

"Aber teuer. Diesmal ist es uns horrend teuer vorgekommen."

Chronistin:

"So?"

Frau Mette:

"Ich habe nichts genommen, weil ich ja erst zu Mittag gegessen  
hatte. Aber meine Bekannte aß ein Stück Käsekuchen und ein ganz  
kleines Nußhörnchen. Die kosteten jeweils 3.50 DM."

Chronistin:

"Ich habe heute die Teilnahme an einem Numerologieseminar gebucht.  
Beim - - Kultur - - ach, wie heißt doch die Organisation nur,  
Kulturamt nicht \_ \_ \_ , Kultur - - Kulturforum, glaube ich, in  
der Gemeinde Herrenwies. Haben Sie davon schon gehört?"

Frau Mette:

"Ja"

Chronistin:

"Kennen Sie Numerologie, Zahlenkunde?"

Frau Mette:

"Nein"

Chronistin:

"Die aus dem Altertum verbrieftete Wissenschaft von den Zahlen ist  
hochinteressant. Mozart hatte auch Kenntnis vom Geheimnis der  
Zahlen. Ich erinnere mich an ein Büchlein, dessen Titel mir  
entfallen ist. Eine Freundin aus Freiburg schickte mir den Inhalt  
auszugsweise fotokopiert zu. Wenn ich das zusammengeleimte  
Büchlein noch finde, sage ich Ihnen den Titel. Ach, jetzt fällt  
mir der Titel des Buches wieder ein: 'W.A. Mozart. Der verborgene  
Abgrund. Von Alfons Rosenberg.'"

Frau Mette:

"Teilen Sie mir mit, wie das Seminar gewesen ist!"

Chronistin:

"Gerne. Ich habe zumindest meine Teilnahme zugesagt. Eigentlich  
erlaubt es meine Zeit nicht, dort hinzufahren, denn ich schreibe  
an der Dokumentation über die 'Woche der Begegnung' (mit den  
ehemaligen jüdischen Bürgern). Wenn diese Arbeit beendet ist,  
mache ich eine Weile nichts mehr!"

Frau Mette:

"Ach, die Juden! Ich lese gerade ein Buch von Alma Mahler-Werfel - eine fesselnde Lektüre! Die Verfasserin schrieb über das Schicksal der Juden, insbesondere über dasjenige von Franz Werfel und von Gustav Mahler".

"War diese Frau zweimal verheiratet?"

"Dreimal. Sie war eine hübsche Frau. - - - Meine Eltern kannten viele Juden in Baden-Baden, die damals auswandern mußten."

"Wo wohnten Ihre Eltern?"

"In der Sponheimstraße. Insbesondere im 'Paradies' lebten viele, viele Juden."

"Die mußten alle gehen."

"Alle".

"Alle?"

"Ja".

"Die Menschen, die eine Versöhnung ablehnen, leben in kleinen Kisten!"

Am Freitag, 2. Oktober 1992, fahre ich wenige Minuten vor 18 Uhr zu Post, Bank und Penny Markt in der Lichtentaler Straße. Ich warte in der Käuferschlange, die sich vor der Kasse gebildet hat. Unwillkürlich fällt mein Blick auf das Paar, das vor mir steht. Irgend etwas an den beiden unkonventionell gekleideten und lässig mit einander plaudernden fällt mir auf. Ich weiß nicht was. Hängt es mit der "Woche der Begegnung zusammen?" Die jüdischen Gäste sind längst abgereist. Dennoch: Die stabile Drahtkorbträgerin vor mir gleicht der Dame, die ich in meiner unglaublichen Zerstreutheit mehr als einmal nach ihrem Namen fragen mußte. Und diesen Namen habe ich natürlich auch jetzt, wo es darauf ankäme, vergessen.

"Sind Sie - - , entschuldigen Sie - - waren Sie nicht bei der 'Woche der Begegnung'?" frage ich leise, ängstlich darauf wartend, daß ein Gewitter des Zornes über mich hereinbricht. "Ich heiße Ingrid Blumenthal" dringt es an mein Ohr "Ingrid Blumenthal noch immer."

Weil ich davon ausgehen mußte, daß die beiden Personen zusammen mit den anderen jüdischen Gästen längst abgefahren waren, blicke ich verdutzt drein und bitte um Entschuldigung. Ingrid Blumenthal geb. Fürst war meine zweite Gesprächspartnerin im Alten Bahnhof. Und nun ist sie der letzte weibliche Gast, der mir begegnet. Die letzte Dialogpartnerin. Neben ihr steht ihr Begleiter. "Johnny" stellt Ingrid in unverkennbarem Amerikanisch vor und der Angesprochene lächelt. Wir schieben uns durch die Furt an der Scanner-Kasse, unsere Waren nach der Lichtmarkierung vom Förderband nehmend, den Gesprächsfaden festhaltend, dem Lächeln verpflichtet, als sei dieses jetzt entscheidend. "Wir haben (an den offiziellen Aufenthalt) noch zwei Wochen drangehängt. Haben eine möblierte Wohnung gemietet. Pressesprecher Seiter hat uns dabei geholfen." bemerkt Ingrid Blumenthal. "Eine möblierte Wohnung - - ?" frage ich. "Ja, am Ludwig-Wilhelm-Platz" "Da haben Sie nun nicht weit zu gehen". Wir füllen die Waren in unsere Taschen ein. Beim Aufstoßen der dicken Glastüre spiele ich mit dem Gedanken, die Globetrottern nicht unähnlich sehenden Menschen zu einem Glas Wein zu mir einzuladen. Die Chance, die mir der Zufall zugespielt hat, muß ich beim Schopf packen. Mein Fahrrad ist unweit der vor dem Schaufenster aufgereihten Topfpflanzen abgestellt. "Warten Sie noch einen Moment auf mich!" bitte ich das Paar, bevor es durch die Türe nach draußen geht. Wenig später dem Verkehrslärm der

Lichtentaler Straße ausgesetzt, muß ich meine Stimmbänder anstrengen, um mich verständlich zu machen.

"Darf ich Sie zu einem Glas Wein in meine Wohnung einladen?" frage ich, obwohl mir einfällt, daß mein Kuchen aufgezehrt ist und ich nur noch ungarische Kartoffelchips anzubieten habe. -

"Ist das weit?" fragt Ingrid.

"Zehn Minuten. Wir müssen den Berg hinauf."

Die beiden schauen sich an, verständigen sich und nicken mir dann freundlich zu.

Ich klappe den blechernen Stützfuß meines Rades nach oben, lenke die Räder mit Sorgfalt an den Blumen vorbei und deute mit dem rasch gedrehten Vorderrad die Richtung unseres Weges an. An der nur wenige Schritte entfernten Verkehrsampel betätige ich den Druckknopf. Da der Gehweg auf der rechten Seite der Weinbergstraße zugeparkt ist, gehen wir drei im Gänsemarsch. Ingrid umreißt die Vorgeschichte, die zum Aufenthalt in dieser Stadt geführt hat, dem "glücklichen" Aufenthalt, der in wenigen Tagen zu Ende geht. Sie habe schon vor langer Zeit Briefe an den Bürgermeister der Stadt gerichtet. Und als sie endlich die Einladung zum Besuch der Stadt erhalten habe, sei sie fast ausgeflippt vor Freude.

"Ihr Mann auch?" erkundige ich mich.

"Johnny ist nicht mein Mann. Er ist mein Freund. Wir haben uns gefunden, als wir beide schon geschieden waren".

"Waren Sie schon einmal in Deutschland?" wende ich mich an ihn.

"Ja, vor zwanzig Jahren" antwortet er. "Ich bin zum zweiten Mal hier. Als ich von der Einladung nach Germany erfuhr, weinte ich vor Freude".

Als Johnny dies sagt, sind wir in die Friedenstraße eingebogen.

"Ist es noch weit?" fragt Ingrid. Ich zeige auf das Haus, das hinter den Ästen der hohen Eiche sichtbar wird.

Beim Betreten meiner Wohnung entledigen sich meine Gäste ihrer Trenchcoats und stellen ihre beiden bis an den Rand gefüllten, mit Schokoladetafeln "abgedeckten", Plastiktüten an meiner alten Kommode ab, die Relikt meines Elternhauses ist.

Als ich mit einem Durbacher Clevener Ölberg komme, stellt Johnny fest, daß er zurückhaltender Weingenießer sei und Ingrid teilt mit, daß sie keinen Alkohol trinke (sie werde vom Wein besäuselt). Statt dessen bittet sie um einen leichten schwarzen Tee. Ich serviere die Mischung "Wintermärchen" mit Kandiszucker.

"Der Tee scheint ein wenig stark zu sein. Macht es etwas aus?" frage ich.

"Nein" antwortet Ingrid. "Das warme Gesöff tut jetzt gut!" lobt sie nach dem ersten Schluck.

Wir waren im Gäsemarsch gegangen. Am Tisch bilden wir ein Dreieck und schauen uns in die Augen.

"Wo wohnten Sie früher?" leite ich das Gespräch ein.

"In der Lessingstraße. Nummer eins."

"Das Gebäude kenne ich. Da wohnt Wilhelm Raab, Direktor von Amorc"

"Wo ist Amorc?"

"Ein alter mystischer Orden. DER ORDEN VOM ROSENKREUZ. Das ist keine Religionsgemeinschaft, sondern eine weltweit verbreitete mystisch-philosophische Vereinigung. Vor Jahren war ich zu Wilhelm Raabs Geburtstag ins Haus Lessingstraße 1 eingeladen. Ich schenkte ihm ein Farbfoto von einer Jugendtanzgruppe aus Jerusalem, die ich bei ihrem Auftritt im Innenhof des Neuen Schlosses abgelichtet hatte. Das von ihm derzeit bewohnte malerische Haus liegt in einem kleinen Garten. - - Sie haben früher dort gewohnt, haben dem Haus nun nach so vielen Jahren wieder einen Besuch abgestattet, Sie gingen wenigstens daran vorbei - - ?"

" - vorbei ja - -"

" - um zu sehen - - !"

"Ja. wir haben es von außen angesehen, aber nicht das Grundstück betreten. Vor einigen Jahren war ich schon einmal hier" lenkt Ingrid meine Gedanken in ihre Vergangenheit. "Da befand sich in dem Haus eine Pension, die von einem französischen Ehepaar geführt wurde. Die Pension hieß 'Fremdenheim Lühl'. Das obere Stockwerk war für Gäste hergerichtet. Ich war damals noch verheiratet. Mein Mann Max belegte im oberen Stockwerk ein paar Nächte und trug meinen vollen Namen auf das Anmeldeformular ein. Später fragte ihn der Pensionsleiter, ob ich als geborene Fürst etwas mit dem früheren Eigentümer des Anwesens zu tun hätte. Da erklärte mein Mann, daß ich die Tochter des alten Fürst sei. Daraufhin bot er uns der Pensionsbesitzer an, im unteren Stockwerk, entweder in meinem einstigen Kinderzimmer oder im ehemaligen Elternschlafzimmer zu nächtigen. Wir zogen in das einstige Kinderzimmer."

Johnny sitzt an der Schmalseite des Tisches links von mir und streckt seine überlangen Beine Ingrid, die vis-à-vis von ihm Platz genommen hat, entgegen. An der Breitseite (Ingrids Platz ist sonst mein Platz) blicke ich direkt in die Bäume. Vor mir liegen ein paar Blätter Papier und ein Kugelschreiber.

Das Glas Wein vor meiner Nase vertreibt die Sorgengeister.

"Sie hätten nicht eine neue Weinflasche öffnen sollen. Eine angebrochene hätte genügt" erklärt Johnny in liebenswürdigem Ton. Ich frage Ingrid nach der Zeit ihres Fortgehens aus Baden-Baden. Jetzt ist sie hier auf der alten Erde, hat gestern an der Seite ihres Freundes den Merkur "erstiegen". Beide sind trainiert und bestens in Form. Sie haben es gelernt, durch die Lande zu reisen. Sie haben keinen festen Wohnsitz mehr. Sie sind mit dem Wohnwagen unterwegs. Ob das mit der Flucht zusammen hängt, als Ingrid elf

war? Damals mußte sie von hier fort. Wann und wie war das gewesen?

"1933. Im April. Die Polizei kam, sie fragte meine Mutter: 'Wo ist der Herr Fürst?' Die Erschrockene ergebn: 'Er ist auf Geschäftsreise.' Meine Mutter mußte ihren Schlüsselbund bringen. Es erfolgte eine Hausdurchsuchung und dann haben sie den Paß meines Vaters mitgenommen, ließen aber die Grenzkarten nach Frankreich zurück! Beim Gehen gaben die Männer die Anweisung, mein Vater solle sich nach Rückkehr sofort beim Polizeiamt melden. Als mein Vater am Abend nach Hause kam und von der Durchsuchung hörte, sagte er zu meiner Mutter: 'Wenn wir nicht sofort gehen, bin ich morgen in Schutzhaft!'"

"Wie hießen Ihre Eltern?"

"Henriette und Leo Fürst. Sie fuhren mit dem Auto an die Kehler Grenze, warteten einige Stunden im Wagen, um dann gegen sieben Uhr früh unauffällig die Grenze zu überschreiten. Eine Stunde nach der Grenzüberschreitung kam die Polizei in die Lessingstraße 1 und fand ein leeres Haus mit der Haushälterin Anna vor. Diese sagte den erstaunten Polizisten: 'Frau Fürst ist zu ihrem Mann nach Mannheim gereist.'. Die Nazis wollten die genaue Anschrift wissen. 'Mannheim, Luisenring 24' ergänzte Anna gehorsam. Die sofort eingeleitete Suche blieb ergebnislos. Am andern Tag stand es in der Zeitung: 'Die Fürsts sind weg'. Ab diesem Zeitpunkt wurde Anweisung gegeben, die Grenze bei Kehl für meine Eltern, die diese jedoch glücklicherweise bereits passiert hatten, zu schließen. Meine Großmutter, in Mannheim ansässig, kam in mein elternloses Elternhaus in der Lessingstraße 1 und nahm mich nach Mannheim mit, wo ich bei ihr bleiben durfte, bis meine Eltern in Straßburg Fuß gefaßt hatten. Meine Cousins Liesel und Paul hatten beschlossen, nach Paris auszuwandern. Die Koffer von Liesel und Paul waren bei meiner Großmutter in der Wohnung aufgestapelt, um später in die französische Hauptstadt weiterbefördert werden zu können. Die Nazis kamen zur Großmutter, durchsuchten alles, sahen mich und erklärten: 'Wo das Kind ist, muß die Mutter sein!'. Ich weinte und weinte vor Aufregung, Angst und Entwurzeltheit. In der Lessingstraße 1 wurde inzwischen alles von den Nazis beschlagnahmt. Nach etlichen Wochen kam mein Bruder Werner von Frankfurt mit dem Motorrad nach Mannheim, um mich zu sich zu holen. Von Frankfurt aus nahm mich meines Bruders arische Freundin 'Baby', mit Hakenkreuz im Knopfloch, nach Strassbourg. Meine Eltern und ich waren vereint! Das Warten aufeinander - das waren un menschliche Stunden gewesen!"

"Darf ich Ihnen noch Tee einschenken?"

"Gerne. - - Dann ging es weiter nach Paris. Etliche Möbel wurden verkauft. In Paris wohnten wir zuerst in einem Hotel, das uns als Räumlichkeiten ein Zimmer und ein Badezimmer bot, das auch als Küche diente. Wir nannten es die 'Klo-Ba-Küche'. Im Vorort Neuilly, nahe beim bekannten Bois de Boulogne, wurde bald eine Wohnung gefunden. Unsere Anna reiste nach, um mit uns zu leben.

Mein Bruder zog auch bald zu uns, da er in Frankfurt nicht mehr weiterstudieren durfte. Ich wurde in einer Privatschule aufgenommen, die ich mühelos absolvierte. Für mich waren es drei schöne Jahre an der Seine. Aber mein Vater, der in Paris als Ausländer nur in der Rolle als Arbeitgeber überleben konnte, hatte mit der von ihm gegründeten Kartonnagenfabrik keinen Erfolg. Danach war das Ziel meiner Eltern Abbazia in Italien, dem heutigen Opatjia in Jugoslawien, an der adriatischen Küste. Wieder wurden einige Möbelstücke, ein wertvoller Bücherschrank und ein Buchsteinflügel, sowie Kristall, verkauft. Abbazia, ein Freihafen, war ein Ferienparadies. Unter Mussolinis Faschisten begann ein neuer Schulabschnitt und wir mußten Italienisch lernen, kein Problem für mich, aber meine Eltern hatten die Sorgen. Unser Dackel 'Waldi' reiste mit uns. Nachdem ich die Schule beendet hatte, fuhr ich nach Paris zurück, um in einem Pensionat weiterzulernen. Die Wochenenden in der Seine metropole verbrachte ich zusammen mit meinem Bruder. Nach einem Jahr ging ich zurück nach Italien. Meine Eltern standen vor der Scheidung, die in Jugoslawien durchgeführt werden mußte, weil sie im katholischen Land Italien nicht möglich war. Wir verbrachten einige Zeit dort und widmeten uns dem Skilaufen. Mutter hatte sich entschlossen, mit mir nach Amerika auszuwandern. Vater blieb in Milano, aber er hatte sich bereiterklärt, uns bei den Vorbereitungen für die Fahrt über den großen Teich zu helfen. Die Ausreisepapiere mußten im amerikanischen Konsulat in Neapel angefordert werden. Wir wurden gebeten, persönlich vorzusprechen. Wir drei reisten mit dem Auto nach Süden, blieben in Rom über Nacht. Am nächsten Morgen waren meine Eltern verschwunden, das benachbarte Hotelzimmer war leer. Mein ängstliches Verwundern dauerte nicht sehr lange. Vater rief mich an: Er und Mutter waren von der römischen Polizei in der Frühe abgeholt worden. Grund: Hitler war um diese Zeit bei Mussolini als Gast erwartet und die Polizei war für die Sicherheit des deutschen Reichskanzlers verantwortlich. Alle ausländischen Männer, die sich an diesem Tag auf italienischem Boden befanden, waren vorsorglich in Schutzhaft genommen worden. Auf Flehen meines Vaters und nach dem Vorzeigen der amerikanischen Einreisepapiere wurden meine Eltern schließlich freigelassen. Sie hatten zu unterschreiben, daß sie in einem bestimmten Umkreis von Rom nicht mehr übernachteten. Dann fuhren wir aufs Konsulat. Das Problem war, daß in wenigen Tagen Mutters Paß ablief. Nach Abbazia zurückgekehrt, packten wir, und dann ging es mit Polizeibegleitung zum Bahnhof. Die Italiener wollten sich versichern, daß wir nicht nach Süden reisten. Mein Vater hatte sich auf seiner Fahrt nach Milano zweimal bei den Bahnhofspolizisten zu melden. Am Tag der Ankunft auf amerikanischem Boden lief der Paß meiner Mutter ab. Es war der 21. Mai 1938. Über diesem Tag schrieb ich ein Gedicht. "Können Sie es noch auswendig? Können Sie es auf dieses Stück Papier schreiben?"

Später lese ich die Zeilen, die Johnny niederschrieb:

"May twenty first,  
That great big day,  
When I first saw  
The USA.

Excitement, nervousness  
And fear  
Became bad dreams  
Right at the pier.

For waiting there were,  
Friends, relations  
To welcome us to  
This great nation.

A few days here, I must admit  
I missed the rocking of the ship."

Der Rest des Gedichts ist der Vergessenheit anheimgefallen. 3

Ingrid überspringt Stationen ihres privaten Lebens und berichtet - und ich habe Mühe, den neuen Schauplatz ihrer Geschichte mir bildlich vorzustellen - , daß sie mit der Bundesversicherungsanstalt wegen der Zahlung einer Rente korrespondiert hat. "Die wollten 43.600,- DM haben. Diese Summe sollte ich einzahlen. Ich erklärte, daß ich das Geld nicht habe. Dann wurde mir angeboten, die Mindestsumme von 18 Wochen à 71,- DM einzubezahlen. Ich zahlte dann 18 mal 142,- DM ein und erhalte nun von der BfA eine Rente von circa 32,80 DM pro Monat überwiesen. Es ist mir überlassen, ob ich noch mehr Geld einbezahle, allerdings nur bis zu einer gewissen Zeit. Ich muß mir dies natürlich noch gründlich überlegen."

Ich gieße Tee nach und Ingrid fährt nach einer kleinen Pause fort:

"Während der langen Emigration und in Amerika wurden wir von reichen Verwandten aus dem Saargebiet unterstützt. Diese Verwandten hatten eine Zigarettenfabrik. Liesel und Paul waren ebenfalls nach Amerika ausgewandert. Paul mußte ein neues medizinisches Examen machen, um in New York eine Praxis aufmachen zu können. Mutter kaufte Strümpfe und Unterwäsche ein und verkaufte sie an Patienten von Paul weiter. Mutter hat wieder geheiratet und mit ihrem neuen Ehemann Morry, meinem sogenannten Stiefvater, kurz vor dem Krieg eine Kopfschmuckfabrik gegründet. Dort wurden Kömmchen mit Schleifen, Steinchen und Perlen produziert. Die beiden hatten großen Erfolg. Bis der Krieg vorbei war, dann ging es bergab. Ich

erwarb Kenntnisse in Buchführung und arbeitete solange im Geschäft, bis mein Bruder von Afrika (Fremdenlegion) zurückkam, die Buchführung übernahm und das Unternehmen leitete. Ich suchte anderweitig Arbeit und trug so zum Lebensunterhalt der Familie bei. Ich absolvierte zwei Highschools, Diplom ist dort ein Muß. Aber für das Studium an einer der Universitäten war kein Geld vorhanden."

In ihre Erzählung flicht Ingrid ein, daß sie 1957 mit ihrem damaligen Ehemann Max nach Deutschland und dann nach Frankreich und Abbazia (jetzt Opatjia, Jugoslawien) gereist war. Zunächst hatte sie in Berlin bei der Wiedergutmachungsstelle versucht, die Ansprüche von Max und von Ingrids Stiefvater zu beschleunigen.

"Max war Lehrling gewesen, als es ihm gelang, in einem Kindertransport nach England auszuwandern. Seine Eltern waren in das Konzentrationslager Lodz in Polen deportiert worden und dort umgekommen. Den Hinterbliebenen wurden pro Person und pro Tag fünf Mark ausbezahlt.

Wir suchten Max' Elternhaus in der Eisenacher Straße 64 und fanden noch den Stein mit der Nummer 64! Wir sahen auch die Stelle, an der sich das Gartentor befunden hatte. Alles andere war zerstört worden." erzählt Ingrid nachdenklich.

Sie selbst habe "nur Ausbildungsschaden, zwei Mal 5.000 DMark, anmelden können." Zunächst hätten die Behörden ihr diese Summe nicht ausbezahlen wollen, weil sie der Meinung waren, daß man mit elf Jahren seine Ausbildung in einem anderen Land fortsetzen könne.

Die Reise im Jahre 1957 habe auch nach Baden-Baden, Paris und Opatjia geführt. Sie habe es geschafft, die verschiedenen Bescheinigungen von den Schulen und Pensionaten, die sie einst besucht hatte, zu bekommen. In Neuilly, dem Vorort von Paris, habe man ihr eine Stellung als Lehrerin für Englisch angeboten. Sie habe abgelehnt. Nach der Einsendung der Schulbescheinigungen habe sie von der Wiedergutmachungsstelle in Berlin die zunächst verweigerten beiden Zahlungen à 5.000.- DM wie alle anderen damals ausgewanderten Schulkinder doch erhalten.

Mit der Bemerkung: "Der Menschen, die einem in der Not geholfen haben, sollte man in Dankbarkeit gedenken!" leite ich meine Frage nach dem Namen der reichen Verwandten aus dem Saarland ein. "Die hießen Sternheimer" beantwortet Ingrid meine Neugier, die ihr nicht ungelegen kommt. "Einer der Söhne hieß Rudolf Sternheimer. Er ist auch nach Amerika ausgewandert. Er ist ein Genius. Er hat an der Herstellung der Atombombe mitgearbeitet." Es wird still im Raum.

"Sind Sie gerne wiedergekommen, Ingrid?"

"Ja. Wenn jemand die Hand ausstreckt, muß man die Hand ergreifen. Meine Busenfreundin lehnte eine Rückkehr in die alte Heimat ab. 'Nie mehr' heißt ihre Devise. Die Menschen, die eine Versöhnung ablehnen, leben in kleinen Kisten."

Ingrid Blumenthal geb. Fürst öffnet ihre Arme weit nach hinten und stößt an den Vorhang, der sich leise bewegt.

"Wir leben in großen Kisten" sagt sie.

In diesem Augenblick bin ich froh, daß ich die Beiden, die sich nun erheben, auf einen Sprung zu mir eingeladen habe. Ich hatte das gute Beispiel von Reiner Haehling von Lanzener vor Augen gehabt.

Gegen Ende des Gesprächs war ich unaufmerksam, zu sehr meinen schweigend getätigten Notizen hingegeben gewesen, als daß ich Johnny noch einmal vom Cleverer eingegossen hätte. Er ist dann aufgestanden und hat sich selbst bedient.

"Ja" formuliere ich burschikos "nur die großen Kisten bringen es. Und in Ihrem Wohnwagen sammeln Sie die Bilder der Welt ein!"

"Richtig"

"Was ist aus Anna geworden?"

"Unsere alte Haushälterin Anna Köll, ja! Sie kam uns nach Paris nach. Nach Italien wollte sie meinen Eltern nicht mehr folgen. In Freiburg arbeitete sie dann bei der Schwester meines Vaters. Von dort korrespondierte sie mit meiner Mutter. Nach dem Tod meiner Tante zog die treue Seele nach Biberach an der Riß, wo meine vier Jahre alte Tochter und ich sie im Jahr 1963 besuchten. Danach hörten wir nichts mehr von ihr. Mein Bruder starb 1971, ein Jahr später folgte ihm meine Mutter in den Tod und in den Vierzigern verließ mein Vater für immer diese Welt."

Unter dem Türrahmen zwischen Wohnzimmer und Flur wage ich es, von meinem Vater zu erzählen, der jüdische Bürger des Dorfes Buttenhausen am Vorabend ihrer Deportation in ein Vernichtungslager des Ostens besucht und mit allen von ihnen gebetet hatte. Ich zeige ein Bild, das ihn im Alter von ungefähr zweiundfünfzig Jahren zeigt.

"Das ist ein schönes Bild! Ein gutaussehender Mann!" stellt Ingrid anerkennend fest, fügt hinzu: "Ja, das haben manche getan." und gibt mir nach ein paar Augenblicken das abgegriffene Schwarzweißfoto wieder zurück.

Johnny hat den Trenchcoat angezogen und hilft Ingrid in ihre Überkleidung. Die Beiden gehen zu ihren gefüllten Plastikverkaufstüten. Da fällt dem langbeinigen Amerikaner ein, daß er noch ein Foto von Ingrid und mir machen könnte. Er zückt die Pocket.

"Nicht im Flur" fahre ich ihm ins Handwerk "Drimmen vor dem Van Gogh ist es schöner! Kommen Sie!"

"Das schöne Bild haben wir gar nicht bemerkt. Wir sind wohl blind gewesen" schimpft Ingrid lachend mit sich und Johnny.

Der in dunklem Holz gerahmte Lichtdruck zeigt ein sonnengelbes Erntefeld mit gebundenen Ähren und ein vom Schlaf überwältigtes Paar, das in blauer Feldkleidung auf dem Gold der Erde ruht.

"Kennen Sie den Titel?"

"Siesta".

Vor dem "Van-Gogh"-Bild rücken wir näher zueinander. Ich lege den Arm um Ingrid. Aus Amerika werde sie mir einen Abzug zukommen lassen, wenn alles "o.k." sei, verspricht sie.

"Ich werde antworten" sage ich und begleite meine Gäste hinaus auf die Straße. Am Ende der Taxushecke bleibe ich stehen und erkläre den Gästen den Weg.

"Es war Ehrensache, daß ich mitgemacht habe - - !"

An einem Tag im Oktober treffen sich die freiwilligen Helfer zu einer Nachlese im Gasthaus "Bratwurstglöckel". Ein Tisch im hinteren Teil des Gastraumes vereint die vertraut gewordenen Gesichter. Jedem hat die Woche der Begegnung etwas gebracht. Alle schauen fröhlich drein. Unter der unausgesprochenen Führerschaft von Roland Seiter erinnern wir uns bei Cola, Bier und Wein an die schönen Gespräche und Kontakte. Das leckere Vesper, das wir uns auftischen lassen, tut ein Übriges. Karin Ehrhardt zeigt die Bilder, die sie bei den Veranstaltungen und beim Ausflug in den Schwarzwald aufgenommen hat. Nun reicht sie die mit Nummern versehenen Farbfotos zum Nachbestellen herum. Wenn wir sie einkleben, sind die Erinnerungen noch eine Weile bei uns. Wir wählen aus. Die Landschaft bei Christophstal ist eine Augenweide, gestochen scharf jeder Baum, jeder Grashalm. Ein Karpfenteich spiegelt den Himmel. Profihaft das Kurhaus bei Nacht, Mathilde Greenbaum und Ruth Grebenau im Dialog. Angelika Schindler, das Baby in der linken Armbeuge, in hingebungsvollem Gespräch mit Ruth Grebenau. Und der von Jack Hauser angeblinzelte Oberbürgermeister deutet mit seiner die Luft zerteilenden linken Hand einen Akt der Gerechtigkeit an. Wendt und Soussan im Spiegelsaal der Bel Etage. Der weißhaarige Jack Hauser beim Eintrag ins Goldene Buch der Stadt. In der Nähe von Jack ist Walter Grunfeld mit Gebetshut, seine nachdenklich-prüfenden Blicke klettern über den Brillenrand. Lotte Mandel in typisch kommunikativer Haltung. In Verlängerung ihres aus der roten Jacke strebenden nackten Unterarms die beringte Hand Herrn Nachman auf die Schulter legend. Frau Ehrhardt hat Fähigkeiten, die sie ausbauen sollte.

Gesellschaftlicher und kulinarischer Höhepunkt das Farewell-Diner in Brenner's Parkhotel. Nur nicht für den, der das Ganze organisiert hatte. Just zu dem Zeitpunkt, als im Fünf-Sterne-Hotel das Abschiedsessen serviert wurde, hatte Roland Seiter im Rathaus zu tun. Er kam dort ohne Aufmucken seiner Pflicht nach. Als er die vergleichsweise prosaische Arbeit im Dienste der Stadtverwaltung Baden-Baden nach geraumer Zeit beendet hatte und zurückkam in die Nobelherberge in der Schillerstraße, wurde gerade das Traumdessert aufgetragen: Waldbeeren mit Sorbets. Er verzichtete auf das Gaumengedicht, überspielte seinen Heißhunger mit einem Lächeln, seinem Markenzeichen, und verschwand nur mal eben für ein paar Minuten woanders hin. Der Künstler des Wortes und der Situation fuhr zum Alten Bahnhof und ließ sich aus einem in der Vorhalle des Restaurants aufgestellten Automaten ein "Mars" heraus, um seinen knurrenden Magen zu betäuben. Bei seiner sofortigen Rückkehr ins Park-Restaurant mischte er sich so geschickt und unauffällig unter die Gourmets, daß an der Tafel Lukulls keinem seine Abwesenheit aufgefallen war.

Ich hatte mich in Roland Seiter nicht getäuscht. Er war und blieb ein Gentleman. Er blieb der Steuermann.

Tanja Poschadel, ihre Cola-Light mit ansteckender Fröhlichkeit durch den Strohhalm ziehend, gibt folgende Geschichte zum besten: "Frau Grebenau wollte ein Puppenhaus für ihre Enkelin in Kfar Saba kaufen und bat mich, sie ins Spielwarengeschäft Sassie in der Sophienstraße zu begleiten, wo sie das Geschenk selbst aussuchte. Das freundliche Verkaufspersonal erklärte sich bereit, den sperrigen Artikel für die Flugreise tragfähig zu verpacken und auch die Zollabfertigungspapiere zu besorgen und auszufüllen. Ich für meinen Teil versprach, das Puppenhaus anderntags abzuholen. Ich staunte nicht schlecht, als man mir Tags darauf ein sehr unhandlich verschnürtes Paket in den Arm drückte. Schon im voraus tat mir Frau Grebenau leid, weil sie dieses Trümmer von Gepäck' allein tragen mußte. Doch es war mir klar: Sie würde diese Strapaze in Kauf nehmen für ihre Enkelin, die sie über alles liebte."

"Mir gegenüber sprach Frau Grebenau von einer Schwarzwaldpuppe, nach der sie Ausschau halten wollte?"

"Nein, es sollte ein ganzes Puppenhaus sein!" lächelt Frau Poschadel mit geschlossenen Lippen und fährt mit leuchtenden Augen fort: "Die Grebenau wollte mit einem Puppenhaus Deutschland verlassen, das war ihr Wunsch. Sie war sehr gerührt und dankte mir immer wieder für meine Hilfe und meinen Einsatz."

Frau Poschadels Augen leuchten:

"Die erste Begegnung mit ihr werde ich nie vergessen. Als Herr Oser und ich auf dem Frankfurter Flughafen am Meeting Point warteten, kamen die Grebenaus in Rollstühlen an. Ich dachte: 'Das darf nicht wahr sein!' Herr Oser und ich konnten unser Erstaunen nicht verbergen. Wir erklärten, daß man uns nichts von ihrer Gehbehinderung, die den Einsatz eines Rollstuhls erforderlich machte, gesagt habe. Da gestanden uns Herr und Frau Grebenau, daß sie diesen Umstand wissentlich verschwiegen haben aus Angst, ausgeladen zu werden. Später sind sie dann zu Fuß gegangen, Gott sei Dank. Jedes von ihnen hatte ständig zwei Stöcke in Gebrauch."

"Waren die Rollstühle aus Israel mitgebracht worden?"

"Nein, . . . von der Fluggesellschaft für die Zeit des Aufenthalts auf dem Flughafen ausgeliehen worden."

"War Frau Grebenau zufrieden mit der Betreuung?" frage ich.

". . . was sie irgendwie bedauert hat" läßt mich Tanja Poschadel wissen "war der Umstand, daß man nicht direkt an die Stelle hingegangen ist, an der die Synagoge gestanden hat."

Die Woche der Begegnung hatte viele Aspekte. Auf diesen einen Punkt war ich selbst nicht gekommen.

Helmut Oser, Fahrer beim Vermessungs- und Liegenschaftsamt, ist zweiundvierzig Jahre, verheiratet, hat zwei Kinder. Für seinen Lebensunterhalt reicht das Einkommen, aber das Leben ist teuer. "Bescheidenheit ist eine Zier" stelle ich fest. "Nein, ich bin kein bescheidener Mensch" kommt es zurück. Und deshalb sei ihm jede Mark, die er sich zusätzlich verdienen könne, willkommen. Während der Woche der Begegnung habe er Lorbeeren geerntet. Er sei als hilfsbereiter, offener, zugänglicher und froher Mensch gelobt worden, erklärt er stolz.

"Ich habe mich mit allen blendend verstanden. Auf den nächtlichen Transportfahrten habe ich Lieder gesungen bekommen. Es waren Dankbarkeitslieder. Die Lieder mit englischen Texten habe ich nicht verstanden. Aber ich wußte, daß sie mir persönlich - zuweilen lautstark - gesungen wurden und das machte mich glücklich!"

Er trinkt zwei Bier, steht auf, verabschiedet sich und geht. Erinnerung und Gerstensaft stimmten ihn heiter. Feurige Kohlen sind auf sein Haupt gegossen worden. Nach dem Farewell-Diner haben die Grebenaus lange seine Hände gehalten. Die Abschiedsszene wird es nicht so schnell vergessen: Das Ehepaar Grebenau, das er so lange im Wagen transportierte und betreute, geht endgültig, geht dem Ausgang zu, als Moshe Marcel plötzlich stehen bleibt, sich nach ihm, Helmut, umgedreht, zurückkommt und drei Worte an ihn richtet:

"Wie heißen Sie?"

Die dann in Eile mit Bleistift auf einen Zettel gekritzelt. Anschrift des deutschen Kraftfahrers Helmut Oser wandert in die Hand des kleinen Juden Grebenau, der sie mitnimmt in die Grenzen und Gebirge überwindende LY (EL-A1) Maschine und sicher im Lande Israel ankommen läßt.

Die Grebenaus machten das Schreibversprechen wahr. Zum Jahresende 1992 verfaßte, mitunterschrieben von Ehemann Moshe Marcel, Ruth einen warmherzigen Dankesbrief und empfahl darin dem Fahrtenerproben eine Reise nach Israel, nicht ohne Einkehr selbstverständlich in Kfar-Saba zu halten.

Für Petra Heuber bot die Frühe des ersten Sonntagmorgens einen unauslöschlichen Eindruck. Sie gehörte zur Helfer-Mannschaft Oser - Seiter, die auf dem Frankfurter Flughafen die zweite Gruppe der Ankommenden in Empfang nahm.

Petra Heuber: "Der Augenblick der Begegnung stand bevor. Wir waren voller Erwartung. Unsere Blicke richteten sich gebannt zu den Ausgängen. - Sie, die erwarteten jüdischen Gäste, kamen aus verschiedenen Abfertigungshallen, erkannten sich in der großen

Menge, gingen auf einander zu und umarmten sich. Das war unheimlich!"

Annelore Peters, die zu allererst den Arm geroben hatte, stand am Samstag, 12. September 1992, um vier Uhr auf, war eineinhalb Stunden später mit ihrem Pkw an einem öffentlichen Parkplatz in Sandweier angekommen und hatte dort wenig später den Omnibus der Firma Reiß bestiegen, der sie nach Frankfurt mitnahm. Ihr Einsatz während der Woche der Begegnung geschah beispiellos unsichtbar und unaufdringlich. In ihrer Zurückhaltung lag Größe.

Dialog zwischen der Chronistin und Sozialarbeiter Daniel Schneider.

Chronistin:

"Welche Erfahrungen hatten Sie während der Woche der Begegnung gemacht?"

Daniel Schneider:

"Keine unangenehmen. Die Begegnung hat Spaß gemacht. Vor allem die Fahrt mit Carl Flesch nach Frankfurt zum Flughafen. - Ich durfte Zeuge des Augenblicks sein, an dem die ehemaligen jüdischen Bürgerinnen und Bürger an den Ort ihrer einstigen Demütigung zurückgekommen sind."

Chronistin:

"Sie haben es also nicht bereut, sich als freiwilliger Helfer zur Verfügung gestellt zu haben?"

Daniel Schneider:

"Überhaupt nicht. Es war Ehrensache, daß ich mitgemacht habe. Bei so etwas sollte man alle anderen Termine absagen . . ."

Chronistin:

"Sie sind ein geschichtsbewußter Mensch?"

Daniel Schneider:

"Ja, ich lebe geschichtsbezogen. Ich habe zu der Stadt Baden-Baden zwar keinen unmittelbaren Kontakt. Aber ich freute mich, daß ich Zeuge der Begegnung von Juden mit ihrer alten Heimat sein durfte. Was mich sehr interessierte: Die bei den Juden am Anfang festgestellte Skepsis ist einer Freundschaft und Zufriedenheit im Laufe der Zeit gewichen. Das war mein persönlicher Eindruck, wobei ich den verschiedenen Leuten nie so nahegekommen bin wie dies z.B. Frau Peters oder Herrn Oser gelang. Ich hatte unterschiedliche Gruppen, nicht aber einzelne Personen (zu betreuen) gehabt."

Chronistin:

"Ja. Ich bewunderte den Einsatz der Helferinnen und Helfer besonders in ihrer Funktion als Autolenker über die Autobahn. Das hätte ich nie gekonnt!"

Daniel Schneider:

"Und ich bewundere bei Ihnen, daß Sie immer da waren. Da sein für die jüdischen Gäste ist genau so wichtig, ist noch viel wichtiger gewesen!"

"Chronistin:

"Ich danke Ihnen!"

Daniel Schneider:

"Unangenehm aufgestoßen ist mir die Tatsache, daß die Vertreter der Israelitischen Kultusgemeinde beim Sabbat-Gottesdienst im Kongreßhaus mit großer Selbstverständlichkeit auf die blauen Gebetbücher, die zum Mitnehmen ausgelegt waren, hingewiesen haben. Mit keiner Silbe war erwähnt worden, daß die Stadt für die Herstellung und den Druck des Heftes aufgekommen ist! - Nicht gefallen haben mir auch die Leute, die zu den Essen einfach dazugekommen sind."

TELEFONGESPRACH MIT PAUL GRUND AM 9. OKTOBER 1992 IN BADEN-BADEN.  
WIR KOMMEN AUF DIE WOCHE DER BEGEGNUNG ZU SPRECHEN

Paul Grund:

"Ich hatte Gesangsunterricht beim Vater von Walter Grunfeld. Er war ein ausgezeichnete Pädagoge und brachte mir manches Nützliche bei. Er erklärte mir: 'Jeder anständige Junge hat ein frisches Taschenbuch bei sich.' Das hat eingeschlagen bei mir, das habe ich mir zu Herzen genommen. Ab jenem Zeitpunkt hatte ich immer ein frisches Taschentuch bei mir, mit Ausnahme der Kriegsjahre, besonders der Zeit, da ich Soldat in Rußland war."

Chronistin:

"Ich schreibe an einer Dokumentation über die Woche der Begegnung".

Paul Grund:

"Ich will Dir eines sagen: Es waren nie sechs Millionen Juden gewesen, die umgekommen sind. Nie. In zwei Büchern der Könige ist nur von Kriegen die Rede. Wir hatten in der Klasse drei Juden. Die haben uns alle verpetzt. Die haben mitunter hebräisch miteinander gesprochen."

"Claire Beissinger hat Noten zum Musizieren geschickt . . . "

TELEFONGESPRÄCH MIT STEPHANIE DEITERS AM 31. OKTOBER 1992. DIE WENIG SPÄTER IHRE MUTTER, FRAU MARTINA DEITERS, AN DEN APPARAT HOLT. LETZTERE ERZÄHLT:

"Seit der Begegnung im September stehen wir mit den Beissingers in brieflichem Kontakt. Mein Mann hat sich sehr intensiv mit der Geschichte des Judentums befaßt. Er kennt sich in der Stadtgeschichte gut aus und ich weiß auch, wo Eric Beissinger und seine Eltern gewohnt haben, in dem Gebäude, in dem sich jetzt das Kaufhaus Wagener befindet. Herr Beissinger hat meinen Mann und meine beiden Mädchen, Stephanie und Esther, für nächsten Sommer zu sich nach Baltimore eingeladen. Mein Mann hat die Inschriften im Innen- und Außenraum der Synagoge an der Werderstraße übersetzt und kommentiert in einer kleinen Broschüre zusammengefaßt. Die Lebensgeschichte von Herrn Beissinger hat uns sehr interessiert. Nachdem Frau Claire Beissinger auf uns zugekommen war, haben wir das Ehepaar zu uns nach Hause eingeladen. Sie kamen am Sonntag, 20. September 1992, zu Besuch - Frau Beissinger ist Musiklehrerin. Am Abend setzten sich meine beiden Mädchen ans Klavier und musizierten mit unserem sympathischen Gast. Und inzwischen hat ihnen Frau Beissinger neben Erinnerungsfotos von der Woche der Begegnung Noten zum Musizieren geschickt."

Chronistin:

"Wie kamen Sie in Kontakt mit den Beissingers?"

Martina Deiters:

"Wir sind Mitglied der deutsch-israelischen Gesellschaft. Wie schon gesagt, Claire Beissinger kam auf uns zu."

Chronistin:

"Ja, auch auf mich kam sie zu und wir schlossen irgendwie Freundschaft!"

Martina Deiters:

"Zu den Veranstaltungen und Begegnungen kam stets auch noch eine Dame, die eine KZ-Nummer am Arm trug. Sie war in mehreren Konzentration lagern interniert gewesen, unter anderem auch im KZ von Auschwitz und nach dem Krieg wanderte sie nach Israel aus. Auch diese Dame haben wir in unser Haus in der Gunzenbachstraße eingeladen. Sie hat mit den Geschichtslehrern an den Gymnasien und mit den Schülern gesprochen. Unsere Mädchen haben die KZ-Nummer-Tätowierung gesehen und sind natürlich erschrocken."

Chronistin:

"Frau Deiters, ich danke Ihnen für Ihren Beitrag!"

". . . es war ein häßliches, ein scheußliches Braun."

TELEFONGESPRÄCH MIT FEE SCHLAPPER AM SONNTAG, 8. NOVEMBER 1992

Fee Schlapper:

"Ilse Stutman (New York) war begeistert von der Rede von Oberbürgermeister Wendt zum Empfang der jüdischen Gäste. Wir Älteren haben die Zeit ja mitbekommen und miterlebt, aber wenn man der jüngeren Generation angehört, wie Ulrich Wendt und Sie, und verpflichtet ist, darüber zu reden, wird das schon schwieriger. Wendt habe unerhört gut geredet, dies sei auch von den anderen Gästen bestätigt worden. Ich finde das sehr schön und wichtig für uns, wenn man so jemand an der Spitze der Stadt hat. - Ich habe Frau Stutman als Kind gar nicht so lange gekannt. Wir waren relativ kurze Zeit zusammen in der Schule gewesen. Und dann sah ich sie an der Seite ihres Mannes in der Halle des Allee-Hotels Bären wieder. Es war niemand außer ihnen da. Nur die zwei dort aufgestellten Stühle waren besetzt. Als ich eintrat, erhob sich Ilse, kam auf mich zu, umarmte mich und da haben wir geweint.

Mit Ihrem Brief, Frau Schick, hatten Sie ja diese Begegnung vermittelt, danke! Ich hatte für Ilse im 'Bären' eine Nachricht hinterlassen und meine Telefonnummer hinzugefügt. Dann rief Ilse an. Wir vereinbarten, daß ich sie im Hotel abhole. An jenem Vormittag hatte ich ziemlich viel zu tun, aber es war mir dann egal. Ich war angetan von dieser netten Frau. Nun kam ich auch gerade von New York. Frau Stutman und ich hatten ein wahnsinnig angeregtes Gespräch, abgesehen von dem Ereignis des Wiedersehens. Ich habe Ilse zum letzten Mal gesehen, als ich neun Jahre alt war. Der Tag des Wiedersehens war sehr schön. Ilses Mann war dabei. Wir setzten uns auf den Balkon, weil ich das sonst nie tue. Wir hatten einen Cocktail, einen Sherry oder irgend etwas, ich weiß es nicht mehr. Ich habe Ilse kleine Tomaten vom Garten mitgegeben, weil sie diese so köstlich fand. Das Gesprächsthema umfaßte vieles, auch die amerikanische Politik. Frau Stutman sagte: 'Bei Euch ist alles so wunderbar sauber. Jeder hebt jedes Bißchen auf.' Sie hat das schöne Baden-Baden mit New York verglichen und wir haben viel geredet und gleich Du gesagt, wir haben uns natürlich dauernd versprochen, das war wahnsinnig komisch. Mr. Stutman hat unseren Dialog im großen und ganzen verstanden, wenn nicht, hat Ilse das Nötige übersetzt. Die Beiden waren begeistert von dem Bau meines Hauses und von der architektonischen Gestalt der Baden-Badener Häuser überhaupt, begeistert von diesem Zusammenkommen. Fünfundfünfzig Jahre Distanz und Zwischenraum ist eine außerordentlich lange Zeit. Wir kannten uns ja im Grunde genommen nicht. Daß wir uns so gut verstanden haben, lag daran, daß Ilse eine charmante Frau ist, eine Frau mit Ausstrahlung, mit der ich dieselbe Sprache spreche. Es hätte sein können, daß wir uns voreinander verschlossen hätten. Ilse hatte natürlich das Glück,

daß sie die Reichskristallnacht nicht miterleben mußte, sondern vorher emigrieren konnte. Ich wollte die Stutmans anrufen und ihnen sagen, wie nett ihr Besuch gewesen war, wie angenehm . .

Ilse hat mir bereits einen reizenden Brief geschrieben und nochmals ihr großes Glück erwähnt, daß es ihr erspart geblieben ist, die entsetzlichen Katastrophen mitzuerleben."

Chronistin:

"Ich verstehe nicht, warum die Schulklassen zur Synagoge gingen, um den Brand anzusehen".

Fee Schlapper:

"Die waren alle infiltriert. Als wir 1935 vom Ausland nach Baden-Baden kamen, war es schwierig für mich, Fuß zu fassen, ich wußte nicht, mit welchem Arm ich Heil Hitler sagen mußte. Ich hatte die braune Jacke nie an. Es war ein häßliches, ein scheußliches Braun. Ich ging als einzige in einem grauen Anorak. Meine Schwester war behindert mit dem Bein. Ich bin in die Spielschar gekommen. Da war Theaterspielen, Rilke vorlesen. Das hatte uns etwas entfernt - - Frau Dr. Lore Kappeler hatte nie mit Heil Hitler begrüßt. -

Jack Hauser hat Doris Oberst, die das einzige Mädchen in seiner Klasse gewesen war und die er verehrt hatte, am Morgen des 20. September 1992 besucht. Sie war erst am Samstagabend von einer Reise zurückgekommen."

Chronistin:

"Verehrte Frau Schlapper, vielen Dank für das Gespräch".

"Doch" hat er entgegnet "es wird noch viel schlimmer kommen!"

TELEFONGESPRÄCH MIT GRETTEL DROLL GEB. MAIER, SEELACHSTRASSE 10 A,  
AM MONTAG, 9. NOVEMBER 1992

Chronistin:

"Entschuldigen Sie, daß ich Sie anrufe. Darf ich, Frau Droll, auf  
ihr Zusammensein mit Frau Lotte Mandel zurückkommen?"

Gretel Droll:

"Moment mal, ich muß etwas abstellen, so. -- Es war sehr schön  
gewesen, wieder mit Lotte zusammen zu sein. Mit ihrem Bruder  
Alfred war ich sehr befreundet gewesen."

Chronistin:

"Lotte Mandel ließ mich am zweiten Tag ihres Hierseins wissen:  
'Wir haben Angst gehabt für die Freundinnen, mehr wie die für  
uns, because wir haben gewußt, daß da wird sich was losgehen.'"

Gretel Droll:

"Das ist wohl möglich gewesen. Aber auch wir haben um alle Juden  
Angst gehabt. Angst um die Rosbasch-Kinder und ebenso um Trudel  
Besak und Inge Falk. Damals, als ich in die Schule ging, war die  
Stimmung noch nicht so gegen die Juden, es waren Menschen wie wir  
alle. Als das mit dem Hitler losging, da habe ich zu Alfred  
gesagt: 'Tröste dich, es wird nicht so heiß gegessen, wie es  
gekocht wird.' 'Doch' hat er entgegnet, 'es wird noch viel  
schlimmer kommen'. Dies war an Alfreds Geburtstag, am 30. Januar  
1933, gewesen. Alfred Rosbasch kam in das Haus meiner Eltern, wir  
hatten einen großen Flügel und er hatte eine herrliche, wunderbare  
Stimme. Ich hatte den 'Stürmer' vor die Tür gelegt bekommen, damit  
wollte man mir sagen, daß mich Alfred vergewaltigt. Ich war froh,  
daß die Rosbaschs weggingen. Ich habe 1937 geheiratet und bin nach  
Karlsruhe gezogen. Ich habe versucht, mit Lotte in briefliche  
Verbindung zu treten. Sie wollte am Anfang die Briefe nicht mehr  
öffnen, die aus Deutschland kamen, und sie wollte, wie es schien,  
keinen Kontakt mehr mit uns haben."

Chronistin:

"Lebt Alfred Rosbasch noch?"

Gretel Droll:

"Nein, er lebte nur 49 Jahre. Er soll er an einem Herzschlag  
gestorben sein. Ich konnte bei dem Gespräch mit den Rosbasch-  
Schwestern im 'Kleinen Prinzen' nicht alles fragen, was ich wissen  
wollte. Die Beiden waren dauernd im Stress. Soweit ich es erfuhr,  
waren die ehemaligen jüdischen Bürger, die zur Woche der Begegnung  
gekommen sind, mit den Bemühungen der Stadt sehr zufrieden. --  
Meine Klassenkameradinnen und ich treffen uns immer mal wieder im

'Baldreit'. Wir sind uns alle einig, daß wir gern an die Juden denken und daß es nicht gut war, was mit ihnen geschehen ist. Wir denken auch gern an die Inge Falk, von der wir nicht wissen, wo sie ist, und an die Trudel Besak. Auch Margot Wohl war in meiner Klasse. - Irma Hutt, meine Klassenkameradin von der Ooser Karlstraße, hat auch lange Jahre mit den Rosbasch-Schwestern korrespondiert."

Chronistin:

"Ich danke Ihnen, Frau Droll, und entschuldigen Sie die Störung!"

"... sie geht weiter, fällt mir um den Hals und sagt kein einziges Wort."

GESPRÄCH MIT GRETTEL KLOCKMANN, LICHTENTALER STRASSE 54/56,  
AM 9. NOVEMBER 1992 VON 16.40 UHR BIS 17.30 UHR

Chronistin:

"Sie waren mit Lotte und Mathilde Rosbasch befreundet und sahen die Schwestern während der Woche der Begegnung wieder? Darf ich Sie daraufhin ansprechen!"

Gretel Klockmann:

"Ja. Die Lotte Rosbasch war bei mir in der Klasse, von der Sexta an bis zum Schulende, also bis zur Obersekunda. Wir liebten uns seit der Kindheit. Leider Gottes sind wir getrennt geworden und auch brieflich getrennt gewesen. Ich hatte von Lotte und ihren Geschwistern viele Jahre gar nichts gewußt, was mich sehr bedrückte. Sie lebte in Amerika und ich kannte ihre Anschrift, die ich hütete und bei mir verwahrte. An diese Anschrift schickte ich Briefe, die aber nicht beantwortet wurden. Irgendwann habe ich es dann doch noch einmal versucht, indem ich einige Zeilen an die unvergessene Schulfreundin richtete. Diesmal antwortete sie. Und vor einigen Jahren kam sie zusammen mit dem Sohn eines ihrer Brüder, einem promovierten Arzt, zum ersten Mal wieder in ihre alte Heimatstadt zurück. Ich weiß nicht mehr, ob es der Sohn von Gustav oder von Alfred gewesen ist. Lotte und ihr Neffe waren im 'Jägerhof' untergebracht. Die Rosbasch-Kinder hießen Gustav, Frieda, Mathilde, Alfred und Lotte. Alfred starb in relativ jungen Jahren an einer Herzgeschichte. Seine Frau heiratete wieder und machte mit ihrem zweiten Mann eine Deutschlandreise, die sie auch nach Baden-Baden führte. Vergeblich hatte sie versucht, mich telefonisch zu erreichen. Als ich von ihren gescheiterten Versuchen, mich zu kontaktieren, erfuhr, probierte ich es selbst und rief im Brenner's Parkhotel an. Aber die Eheleute waren schon abgereist."

Chronistin:

"Sie wußten also jahrelang nichts von Ihrer Freundin?"

Gretel Klockmann:

"Ja, wir hatten kein Lebenszeichen voneinander. Das waren eben diese schlimmen Jahre, da hat sich niemand gerührt. Ich muß überlegen, wie es war. Ich habe trotz des langen Schweigens eines Tages wieder hingeschrieben. Es war die gleiche Adresse wie vor vielen Jahren. Ich sagte mir: 'Ich probiere es. Ich weiß nicht, wie Lotte eingestellt ist.' Ich schrieb ihr einfach. Und dann kam ein entzückender Brief von ihr mit der Nachricht, daß sie lebt. Gott sei Dank ging die alte Beziehung wieder los. Lotte war 1938, vor der Reichskristallnacht, weggegangen. Zu dritt oder viert oder

zu fünf haben wir sie verabschiedet. Es ist schon so lang her. .  
. Ich war ziemlich am Boden zerstört, weil wir immer ein so gutes  
Verhältnis zueinander gehabt hatten. Sie hatte nicht haben wollen,  
daß ich sie nach Baden-Oos an den Bahnhof bringe. SIE HATTE MEHR  
ANGST UM MICH GEHABT, ALS ICH UM SIE! Ich war politisch dumm, ich  
hatte nicht geahnt, was auf uns zukam, daß eines Tages Läden  
zerstört werden würden. Lotte folgte nach einem Aufenthalt in  
Frankreich ihrem Bruder Gustav, der Arzt war, nach Amerika. Sie  
sagte mir, daß der Bruder eine Stelle für sie habe. Den wirklichen  
Grund verschwieg sie mir. Sie wußte um das drohende Unheil, hatte  
aber darüber kein Wort verloren. Sie war sehr schweigsam. Nach  
ihrem Gehen haben wir uns eine Weile geschrieben und in der Folge  
dieser schrecklichen politischen Geschichte kam keine Antwort  
mehr. Das ging dann viele Jahre lang so. Von Anfang an hatte sie  
die gleiche Adresse. Es war gut, daß ich es noch einmal mit einem  
Brief versuchte, der dann beantwortet wurde. Und nach ein paar  
Jahren stand sie eines Nachmittags zusammen mit ihrem Neffen vor  
meiner Wohnungstür, nachdem sie viermal umsonst geläutet hatte. Es  
war ein schönes Wiedersehen. Wir gedachten meiner Besuche in der  
Büttenstraße 5, dort hatten wir Kindergeburtstag gefeiert mit  
Lotte. Oder ich war hingegangen, wenn sie krank war. Es war etwas  
ganz Festes gewesen. Als sie gegangen war, hatte sie mir sehr  
gefehlt. Meinen Mann kannte Lotte nicht. Ich hatte 1939  
geheiratet."

Chronistin:

"Hat sich Lotte nach der Woche der Begegnung schon bei Ihnen  
gemeldet?"

Gretel Klockmann:

"Ihr erster Brief hat uns überrascht. Sie war sehr angetan von der  
ganzen Art der Begegnung, angetan von Baden-Baden. Die Rosbasch-  
Schwestern haben sich im Hotel wohlfühlt. Das Schreiben haben  
wir aufbewahrt. Wir wohnen ja ganz in der Nähe des Hotels 'Kleiner  
Prinz' und Lotte und Mathilde hätten uns oft besuchen können, aber  
sie waren so beschäftigt. Ihre Zeit war ziemlich knapp geworden.  
Gegen Ende haben wir uns zusammengesetzt mit Mathilde und Goetzel  
(David Gilbert), ein, zwei Stunden lang. Wir haben uns seit 1921,  
1922, Sexta, nicht mehr richtig gesehen und ausgiebig miteinander  
unterhalten. Wir erinnerten uns der alten Zeit und gingen im Geist  
die jüdischen Schulkameradinnen durch. Ich saß mit Lotte in  
derselben Bank. Inge Falk, die in der Maria-Viktoria-Straße  
wohnte, kam in Paris bei einem Fliegerangriff ums Leben. In  
unserer Klasse war auch eine Dreyfus und in einer Klasse über uns  
eines der drei Mädchen der Familie Lurié (Vera, siehe GESPRÄCH MIT  
CHRISTA DANN-ROTHAMMEL). Meine Eltern waren Sozialdemokraten."

Chronistin:

"Sie kannten Alfred Rosbasch?"

Gretel Klockmann:

"Selbstverständlich. Er war ein großer und schlanker junger Mann. Er konnte wunderbar singen und war Vorbeter in der Synagoge. Er verstand auch, trefflich die Geige zu spielen. Gemeinsam hatten wir musiziert. Entweder saß Lotte oder ich am Klavier. Alfred war schweigsam. Über Politik oder Zukunft haben wir nicht geredet - -"

Chronistin:

"Der Abschied von Baden-Baden ist ihm sicher sehr schwer gefallen".

Gretel Klockmann:

"Ja. Er starb ja auch früh. Es muß eine große Liebe zwischen Alfred und Gretel Maier gewesen sein. - Lotte und ich waren jeweils das letzte von fünf Kindern. Das verband uns. Unsere Familien hatten ein ähnliches Schicksal zu bewältigen. Meine Eltern mußten nach dem Ersten Weltkrieg aus Straßburg raus und in Baden-Baden Fuß fassen. Darüber ist meine Mutter nie hinweggekommen. Und nach 1945 mußten wir in der Folge der französischen Besatzung unser Haus in der Lichtentaler Straße für sieben Jahren räumen. Aber wie sollte ich deshalb den Franzosen böse sein? Das sind Menschen wie wir Deutsche. Alles sind Menschen, auch die Ausländer aus dem Osten, die in unser Land kommen wollen."

Chronistin:

"Die Juden dürfen am Schabbes nicht arbeiten?"

Gretel Klockmann:

"Ja. Wenn unsere Schulklasse am Samstag in die 'Aurelia'-Lichtspiele ging, hat mir Lotte schon am Freitagabend das Geld gebracht, damit ich für sie den Eintritt bezahle. Sie dürfen am Shabbas nicht arbeiten und kein Geld in die Hand nehmen. Heinrich Zipse, der in der Büttenstraße nebenan einen Käseladen hatte, hat am Schabbes den Rosbaschs das Licht aus- und angemacht. Wer das Kerzenlicht entzündete und löschte, weiß ich nicht mehr. Die aus Rußland gekommenen Rosbaschs jedenfalls waren strenggläubige Juden."

Chronistin:

"Sie haben ein gutes Gedächtnis. Wenn man die Dinge jetzt nicht aufschreibt, sind sie für immer verloren."

Gretel Klockmann mit von Tränen erstickter Stimme:

"Ich hatte mich offiziell verabschiedet von den Rosbasch-Schwestern am Samstagabend. Und dann habe ich in der Nacht über die lange Freundschaft mit Lotte nachgedacht und mit mir gerungen."

Jetzt geht sie wieder aus ihrer Heimatstadt fort und morgen ist kein Mensch da, der ihr auf Wiedersehn sagt. Und da habe ich mich entschlossen, um fünf aufzustehen. Ich bin mit meinem Mann Dieter zur Rezeption gegangen und habe hinter der Glastüre gewartet. Ich werde es nie vergessen: Plötzlich höre ich Schritte, jemand kommt die Treppe herunter. Es ist Lotte. Sie geht auf die Tür zu, erkennt mich, sieht mich versteinert an, bleibt stehen, geht weiter, fällt mir um den Hals und sagt kein einziges Wort."

Ein Schwarzwaldbecher auf der Kurhausterrasse

GESPRÄCH MIT IRMA HUTT, OOSER KARLSTRASSE 6, BADEN-BADEN, AM 9.  
NOVEMBER 1992

Chronistin:

"Frau Gretel Droll ließ mich wissen, daß Sie, Frau Hutt, als einstige Klassenkameradin von Lotte Roschbasch und Gretel Maier mit den Rosbasch-Schwestern nach deren Weggang aus Baden-Baden korrespondiert haben."

Irma Hutt:

"Richtig. Ich befand mich in der Schulklasse von Gretel Maier und Lotte Rosbasch. Als Lotte vor etwa drei Jahren Baden-Baden zum ersten Mal wieder besuchte, war Gretel Droll gerade bei ihrer Schwägerin in Mannheim. Ich lud die alte Mitschülerin zum Mittagessen ins Gasthaus 'Nest' und anschließend zum Dessert auf die Kurhausterrasse ein. Ich glaube, sie wählte einen Schwarzwaldfrüchtebecher. Bei ihrer Rückkehr aus Mannheim erfuhr Gretel Droll von der begeisterten Lotte, was sie mit Irma Hutt Schönes erleben durfte: 'She took me out!' - Gretel Droll habe interessiert zugehört und, der englischen Sprache nur halb mächtig, entsetzt ausgerufen: 'Was, sie hat Dich ausgenommen!' 'Nein' hatte ich entgegnet, 'took out' heißt ausführen und nicht ausnehmen!"

Bei uns in der Klasse waren noch Inge Falk und Margot Wohl. Dem Vater der Letztgenannten gehörte die Hofapotheke. Wir gingen in die Höhere Mädchenschule, dann in die Mädchenrealschule, Fortsetzung: Richard-Wagner-Gymnasium. Trudel Besak war meine Freundin. Ich habe sie später wiedergetroffen in Amerika, wo ich fünfzehn Jahre arbeitete, u.a. auch bei einem Juden.

Lotte hat ein großes Mundwerk gehabt. Inge Falk war ein sehr intelligentes und sehr ruhiges Mädchen. Sie trug gelocktes, braunes Haar. Inge und ich machten die Klassenzeitung. Ich kam hin und wieder in die Villa in der Maria-Viktoria-Straße, in der Inge mit ihren Eltern wohnte. Ihre Mutter war eine typisch israelische Frau, mit üppigen vollen Formen und einem orientalischen Einschlag, eine sehr feine Frau."

"Irgendwie war es, als ob jemand einen Stein von meiner Seele heruntergenommen hätte . . . "

Ein Brief von "MOSHE & RUTH GREBENAU vom 8.11.92" erreicht mich. Er ist ein handschriftliches Lebenszeichen von Ruth Grebenau, das im wesentlichen folgenden Inhalt hat:

"Liebe Mrs. Schick!

Entschuldigen Sie, daß ich erst heute schreibe, um mich für alles, was Sie für uns getan haben, zu bedanken!

Ihre große Zuwendung und Hilfe in der Woche der Begegnung wird mir immer in Erinnerung bleiben, besonders durch Ihren Artikel und die Bilder.

Ich kann Ihnen jetzt auch sagen, daß mir nach der Reise nach B.B. wirklich leichter ums Herz geworden ist, irgendwie war es, als ob jemand einen Stein meiner Seele runtergenommen hätte - es war also gut und richtig, daß mein Mann und ich die Reise mitgemacht hatten.

Als ganz kleines Dankeschön sende ich Ihnen ein paar Bilder von unserem Land und ich hoffe, daß die Aufnahmen Sie vielleicht anregen, uns einmal zu besuchen!

Wenn Sie herkommen - meine Adresse ist umseitig vermerkt - sind Sie bei uns immer willkommen!

Herzliche Grüße Ihre Ruth Grebenau".

"Die Geschundenen des KZ Buchenwald kamen zurück und haben sich bei den guten Menschen bedankt".

Am 16. November 1992, 10 Uhr, fahre ich mit dem Fahrrad zum Hauptpostgebäude, um mich nach dem Weg zu der Dame zu erkundigen, deren Anschrift mir Miriam Kolm am Abend des Sabbat in der Bel Etage des Kurhauses mitgeteilt hatte: Elisabeth Boehm-Miller, 7573 Sinzheim 4, Gartenstraße 4. Unter diesem Namen ist kein Telefonanschluß gemeldet, weshalb ich die Gesuchte in ihrer Wohnung aufsuchen muß. Der freundliche Schalterbediente: "Sinzheim 4 ist Leiberstung. Sie kommen dorthin, wenn Sie durch Sinzheim hindurchfahren!" Auf der B 3 begegnet mir Fee Schlapper in ihrem Auto. Wir winken uns zu.

Nach einigen Irrfahrten erreiche ich gegen 11.25 Uhr das Anwesen Gartenstraße 4. Die Gartentüre ist geöffnet. Ich gehe über einen mit Waschbetonplatten belegten Weg und über eine Steintreppe zur Haustüre und drücke auf den Klingelknopf. Knarrend öffnet sich wenig später am Vorbau ein Fenster, das ich nicht sehen kann. Eine Frauenstimme fragt: "Wer ist da?" Ich muß ein Stück weit zurückgehen, um die sprechende Person sehen zu können. Ich spreche sofort, um die Unbekannte nicht in Angst zu versetzen. Ich sei keine Hausiererin, sondern eine Bekannte der Miriam Kolm, der Sessy Levy. . . Ich bin ein Stück Weg zurückgegangen und kann die Gesuchte in Augenschein nehmen, die kein Wort sagt. "Miriam Kolm, die Sessy Levy von einst" fahre ich fort "hat mir von dem Telefongespräch mit Ihnen, Frau Boehm-Miller, erzählt. Da ich über die Woche der Begegnung eine Dokumentation schreibe, möchte ich Sie fragen, ob ich den Inhalt des Gesprächs zwischen Ihnen und Sessy wiedergeben darf."

Frau Elisabeth Boehm-Miller:

"Ich bin halbseitig gelähmt und muß mit meinen Kräften haushalten. Ich kann Ihnen nur am Vormittag eines Montags oder eines Freitags zur Verfügung stehen. Bitte haben Sie dafür Verständnis."

Chronistin:

"Ich habe versucht, Ihre Telefonnummer ausfindig zu machen. Von der Auskunft erfuhr ich, daß unter dem Namen Boehm-Miller kein Anschluß gemeldet ist."

Frau Boehm-Miller:

"Ich habe eine Schutznummer, die nur meine nächsten Freunde kennen."

Chronistin:

"Dann habe ich den Radweg umsonst gemacht".

Frau Boehm-Miller:

"Meine Tochter will sich auch bald ein Fahrrad zulegen, dann muß ich Angst um sie haben. Es ist doch nicht einfach, sich mit dem Rad in den Verkehr zu stürzen, nicht wahr?"

Chronistin:

"Man muß heute mit äußerster Vorsicht fahren."

Frau Boehm-Miller:

"Ich war während des Zweiten Weltkriegs als Krankenschwester in Polen und Rußland eingesetzt. Ich kann niemals vergessen, was mir Schlimmes widerfahren ist. - Der Judentumhaß ist noch sehr groß. Ich fürchte, daß die Unruhen weiter an Boden gewinnen."

Chronistin:

"Das wäre schlimm. Wir müssen hoffen, daß eine Wendung zu Besserem kommt."

(Ich bin froh, daß die Behinderte mich nicht abgewiesen hat und ich will geduldig ihre abschweifenden Erinnerungen anhören. Nach einer Weile fällt Elisabeth Boehm-Miller etwas Wichtiges ein, das die Mitte ihres Lebens zu sein scheint. Sie drückt es mit einer abgenutzten Redensart aus)

Frau Boehm-Miller:

"Musik ist mein Leben."

Chronistin:

"Ich darf mich wieder melden?"

Frau Boehm-Miller:

"Ja. Ich gebe Ihnen meine Telefonnummer".

(Ich notiere die fünfstellige Zahl im Stehen auf einem Stück Papier, wobei mir meine Handtasche als Unterlage dient. Ich bedanke mich und fahre über die Dorf- und Landstraßen und durch ein Waldstück, nahe der B 3, nach Hause.)

### 30. NOVEMBER 1992 TELEFONGESPRACH MIT ELISABETH BOEHM-MILLER

Die Wartende nimmt sofort ab und wundert sich, daß es "schon elf Uhr durch" ist und ich nicht die vereinbarte Zeit um neun Uhr eingehalten habe. Ich kann mich nicht an die Vereinbarung des Termins neun Uhr erinnern, entschuldige mich aber dennoch, daß ich nicht zur rechten Zeit angerufen habe.

Chronistin:

"Es tut mir leid, daß ich Sie habe warten lassen!"

Frau Boehm-Miller:

"Und jetzt bin ich mitten in der Hausarbeit"

Chronistin:

"Soll ich später nochmals anrufen?"

Frau Boehm-Miller:

"Was wollen Sie wissen? - - Ich habe ein gutes Erinnerungsvermögen. Als ich im September das Bild mit Sessy (Miriam) Levy in der Zeitung sah, habe ich die alte Spielgefährtin angerufen. Wir haben uns lange miteinander unterhalten. Das Gespräch wollte nicht enden. Was wollen Sie wissen? Der Mädchenname meiner Mutter war Babette Schafitel. Ihre Ausbildung als Köchin hat sie im Hotel 'Post' in Wangen im Allgäu absolviert. Sie wurde bald eine bekannte Herrschaftsköchin, die u.a. im Haus Rittmeister von Pagenhardt in Baden-Baden in Diensten war. Später arbeitete sie beim Erfinder des deutschen Stahlhelms auf Schloß Seelach, Herrn Lindenberg. Jeden Morgen fuhr sie mit mir in der Straßenbahn zum Brahmplatz, dort wurde sie vom Chauffeur der Lindenburgs abgeholt. Ich durfte meiner Mamma beim Zubereiten der Speisen in der ebenerdigen Küche des Schlosses zusehen. Ich wurde von Entsetzen gepackt, als ich sah, wie der Hummer einen Schlag auf den Kopf bekam und dann in heißes Wasser geworfen wurde. Der Esel der Schloßgärtnerei Maier kam regelmäßig ans Fenstergitter und hat die Küchenabfälle zugesteckt bekommen. Nachmittags durfte ich im Billardzimmer schlafen.

Meine Mutter wurde verschiedentlich zur Zubereitung von Dinern zu Oberbürgermeister Elfner oder zu Fürst Menschikoff gerufen. Auch war sie bei Levys in der Albrecht-Dürer-Straße 6 angestellt. Sessy (Miriam Kolm) und ich spielten friedlich miteinander, wir kannten keinen Haß. Es war eine schöne Zeit. Nachmittags kamen die Kinder aus dem Bekanntenkreis der Levys, z.B. die Kinder von Herrn Dr. Beissinger, mit hinzu.

Auf Empfehlung kam meine Mutter auch zu Fürstin Gagarin und blieb dort bis zu deren Tod. Fürstin Gagarin hatte jeden Sonntag im Beisein des Wachmanns vier russische Kriegsgefangene zum Essen eingeladen. Aus jener Zeit kündigt ein Bilderalbum, das nach dem Tod meiner Mutter in meinen Besitz übergegangen ist und das ich auf dem Dachboden hüte.

Meine Mutter hat auch im Sanatorium Dr. Georg Groddeck gekocht. Ich habe im Gartenhäuschen eine Schaukel bekommen. Ich kann mich noch gut daran erinnern, auf dem Schoß von Dr. Groddeck gesessen zu sein. Er war ein Kinderfreund und sehr sozial eingestellt. Wenn er mich sah, hat er sich um mich angenommen und mir Geschichten erzählt. Natürlich war er auch ein erstklassiger Arzt. Es waren

sehr viele Engländer im fein geführten Sanatorium. Auch Frau Groddeck war sehr nett. Ich besitze noch ein Bild, auf dem meine Mutter und alle Angestellten des Sanatoriums darauf zu sehen sind. Meine Mutter hat Bilderalben aus jener Zeit, besonders von der Zeit bei Fürstin Gagarin.

Meine Mutter war eine eigentümliche Frau. Wenn sie gebeten wurde, bei höheren Herrschaften zu kochen, hat sie zuerst die Küche angeschaut und dann ihre Entscheidung getroffen.

Sie betreute auch den jüdischen Konsul Less und seine deutsche Frau. Auch hatte sie den Schlüssel zu deren Wohnung. Eines Morgens, als nach heftigem Klingeln niemand öffnete, schloß sie die Tür auf und stellte zu ihrem Erschrecken fest, daß das Ehepaar tot in seinen Betten lag. Es hatte Suizid begangen.

Als meine Mutter starb, hinterließ sie ein handgeschriebenes Kochbuch und ein Kochbuch mit russischen Gerichten in deutscher Sprache.

Die Stammheimat meines Vaters, Johann Georg Miller, war Nordamerika. Er wurde 1937 von den Nazis wegen angeblicher staatsfeindlicher Äußerungen zusammengeschlagen und verhaftet. Seither litt er an der Parkinson'schen Krankheit und mußte von meiner Mutter betreut werden. Als ich nach einem zweijährigen Aufenthalt im Internat zurück zu den Eltern kam, wurde ich einberufen zum Reichsarbeitsdienst. Dann sollte ich dienstverpflichtet werden bei der Kriegsmarinewerft Kiel. Freunde halfen meinem Vater, aus der Haft zu kommen und rieten ihm: 'Herr Miller, lassen Sie Ihre Tochter in Pforzheim den Beruf der Krankenschwester erlernen.' Diesem Vorschlag folgte er und ich wurde zur DRK-Krankenschwester ausgebildet. Während des Krieges habe ich viele Schicksale und viele Tode erlebt, ich war in Kriegs- und Durchgangslazaretten tätig und mußte oft Tag und Nacht arbeiten. Bei einem Partisanenüberfall im polnischen Kattowitz wurde ich am Auge verletzt. Eine polnische Ärztin zog mir unter Zuhilfenahme dürftigster Geräte einen Splitter aus dem linken Auge. Ein Jahr lang galt ich als vermißt. Dieses eine Jahr hat meine Eltern geprägt. In diesem einen Jahr habe auch ich nichts von meinen Eltern gehört. Als wir in dem mit dem Roten Kreuz gekennzeichneten Lazarettzug von Rußland zurückkamen, wurden wir von englischen Tieffliegern beschossen. Die Mönchetalssperre wurde gesprengt und die Lok geriet zu drei Vierteln unter Wasser. Der Zug war gezwungen, langsam zurückzufahren. Die gesamte Umgebung war überflutet. Starkstromleitungen waren zerrissen. Die in der Nähe der Talssperre befindlichen Barackenbauten versanken langsam im Wasser und die jungen russischen Zwangsarbeiterinnen kamen ums Leben. Ab Frühjahr 1944 habe ich bei Verwandten in Thüringen gewohnt. Bei Bad Salza befand sich das Ausweichlager des

Konzentrationslagers Buchenwald. Da waren Ärzte, Geistliche und auch Frauen untergebracht. Die Ärzte hatten sich geweigert, Versuche an Neugeborenen zu machen. Die Insassen mußten zur Arbeit das Lager verlassen. Auch die schwerkranken Häftlinge wurden auf Pritschenwagen zur Arbeit auf den Weg gebracht. An einer der Straßen, an denen die Häftlinge, in Lumpen gekleidet und mit elendem Schuhwerk versehen, vorbeikamen, legte ich Lebensmittel in die Rinne, in die Dole. Eines Tages wurde ich von einem ukrainischen Wachmann bei meinem Tun überrascht. Er drohte mir mit aufgepflanztem Bajonett. Ich habe ihn angeschaut und gesagt: 'Ich habe keine Angst'. Die Häftlinge hatten sich die Häuser, von denen sie Nahrungsmittel erhalten haben, gemerkt und nach Auflösung des Ausweichlagers des KZ kamen die Geschundenen zurück und haben sich bei den guten Menschen bedankt."

Zu Beginn des Neuen Jahres überreicht Roland Seiter an alle  
freiwilligen Helfer einen Kalender

"AUSTRALIAN WILDLIFE A 13th Month Calendar for 1993"

von Evelynne (geb. Rosenthal) und Robert Westheimer aus Nth.  
Balwyn, Australien!

Seine handgeschriebenen Grüße sind beigelegt.

Liebe Frau Selde,  
Viele liebe Grüße von  
den Westheimern aus  
Australien. Ein zeitgereichtes  
bedankendes.  
Frühe  
Dorad Schmidt

ANRUF VON ANNELIESE UND KARL BOHNERT AUS SINZHEIM, BERGSTRASSE 6,  
AM SAMSTAG, 9. JANUAR 1993

Als ich am Abend an den Aufzeichnungen über die Woche der Begegnung arbeite, klingelt das Telefon und Karl Bohnert, mein einstiger Kollege bei der Büromöbelfabrik Stolzenberg GmbH (die 1974 in Konkurs ging), meldet sich am anderen Ende der Leitung. Seit fast zwanzig Jahren habe ich nichts mehr von ihm gehört. Ob ich noch wisse, wer er sei. Ja, entgegne ich. Er hat, so versichert er, meinen am 19. September 1992 im Badener Tagblatt unter dem Titel "Keine Zeit für Zorn" erschienen Artikel über Ruth Grebenau mit Interesse gelesen. Ich hätte es treffend formuliert, daß der aus Baden-Oos stammende nichtjüdische Küchenchef vom "Tannhäuser" der Tochter des jüdischen Hotelchefs ein solch gutes Kochzeugnis ausgestellt, daß diese in Palästina als Köchin Arbeit gefunden habe. Jener Küchenchef, der die Zukunft der Israelitin positiv beeinflusst habe, so Karl Bohnert, habe Johann Schneider geheißsen und sei der Vater des Mädchens Anneliese Schneider, das er später geheiratet habe!

Ich bekunde meine Freude und Genugtuung über den unerwarteten Anruf und betone, daß ich gerade diesen Satz mit besonderer Sorgfalt formuliert und niedergeschrieben habe, um hervorzukehren, daß Ruth Grebenau nach all den Jahren des Schmerzes und der Erniedrigung sich an die gute und schöne Tat eines Deutschen erinnerte und dieses "feed back" nicht unter den Teppich kehrte, sondern es über mich an die Öffentlichkeit weiterzugeben bereit war. Ruth Grebenau habe mit dem Ausdruck ihrer ganzen Seele versichert, daß das gute Zeugnis eines Bürgers aus Baden-Oos ihren späteren Lebensweg in Palästina günstig beeinflusst und sie vielleicht vor Hunger bewahrt habe. Die mit Frau Grebenaus Erinnerung verbundene Dankbarkeit sei mir so wichtig gewesen, daß ich nach Abwägung der zum Streichen geeigneten Passagen meines überlang gewordenen Artikels gerade diesen einen Satz nicht geopfert, nicht gestrichen habe! Nun sähe ich die Frucht meiner Mühe, das Echo meines Einsatzes mit diesem Telefonanruf gekommen. Ich rufe mir die Stimmung an jenem schwülwarmen Septembernachmittag in die Erinnerung zurück. Ich war willenlos über die Stephaniestraße geschlichen und die Entscheidung, ob ich einen Zeitungsartikel über die alte Jüdin fabrizieren wollte oder nicht, hatte am seidenen Faden gehangen.

Karl Bohnert erklärt, seine Frau wolle auch noch ein paar Worte mit mir wechseln. Wenig später ist Anneliese Bohnert am Apparat und erklärt warum sie erst so spät auf den Zeitungsartikel reagiere. Im vergangenen September sei sie zusammen mit ihrem Mann in Bad Füssing in Kur gewesen und habe als Sinzheimer Bürgerin erst nachträglich von der Woche der Begegnung erfahren. Ihr Mann und sie zählten sich schon seit Jahren zu den Freunden Israels.

Sechsmal habe sie selbst das Heilige Land gesehen und fünfmal habe ihr Mann es zum Ziel seines Aufenthaltes gemacht. Ihr gemeinsamer Sohn Claus, heute Militärgeistlicher in Tauberbi-schofsheim, habe in Jerusalem zwei Semester Theologie studiert und dieser Umstand habe sie, die Eltern, zu ausgedehnten Reisen ins Heilige Land veranlaßt. Sie habe sich auch einmal in Yad Vashem, an d Shoah-(Holocaust)-Gedenkstätte, nach dem Schicksal der Eheleute Auguste Gittel und Theodor David Köhler erkundigt und dort von deren Transport nach Gurs und vom Hungertod auf dem Weg nach Auschwitz erfahren. Da sie nach Büroschluß bei der Gedenkstätte angefragt habe, seien die Auskunfterteilenden nicht sehr freundlich gewesen, sonst hätte sie auch nach dem Verbleib von Ruth Köhler gefragt. Aber aufgrund der knappen Behandlung habe sie weitere Nachforschungen sein lassen. Wenn sie gewußt hätte, daß Ruth Köhler, jetzt Frau Grebenau, in Kfar-Saba wohnte, hätte sie nicht so schnell aufgegeben, sagt Anneliese Bohnert. An die Zeit, da die Köhlers das Hotel "Tannhäuser" führten, könne sie sich noch sehr gut erinnern. Das Ehepaar Köhler und auch Frau Eugenie Weill, die Schwester von Herrn Köhler, seien sehr feinsinnige und großzügige Leute gewesen. Besonders zu Weihnachten sei sie zusammen mit ihrem Bruder reich beschenkt worden. Mit Vorliebe erinnere sie sich an ihren Weißen Sonntag, an dem sie in einem Taxi in Begleitung ihrer Eltern zum Hotel "Tannhäuser" habe fahren dürfen, um sich den Köhlers als Erstkommunionkind vorzustellen und sie noch einmal persönlich zum Nachmittags-Kaffee nach Hause zu bitten. Die Köhlers hätten die Einladung angenommen. Als Geschenk zu ihrem Ehrentag habe sie von Frau Weill ein goldenes Kettchen und ein dazugehöriges Kreuzchen aus Gold erhalten und das Ehepaar Köhler habe sie mit einer silbernen Armbanduhr und weißen Lederschuhen überrascht; letzteres sei 1936 etwas ganz besonderes gewesen, da man in der Regel zur Kommunion weiße Leinenschuhe getragen habe. Im Auftrag der Tochter Ruth, die in Palästina lebte, habe sie ein weißes Handtäschchen mit einem Spitzentaschentuch erhalten. Ihr Vater habe die Erlaubnis bekommen, im Hotel "Tannhäuser" eine wunderschöne Torte herzustellen, die als Verzierung in der Mitte ein aufgeschlagenes Gebetbuch aus Marzipan gehabt habe. Die Buchstaben des Psalmes seien aus Schokolade gewesen.

Frau Bohnert erinnert sich auch noch an ein Fräulein Koppel, das die Zubereitung der koscheren Speisen (durch einen Nichtjuden) in dem streng jüdisch geführten Hotel überwacht habe. Bis zur Reichskristallnacht insgesamt fünfundzwanzig Jahre sei ihr Vater als Küchenchef und Patissier im Hotel "Tannhäuser" beschäftigt gewesen, sagt Anneliese Bohnert gegen Ende des Gesprächs.

Auf ihre Bitte suche ich die Telefonnummer von Ruth Grebenau in Kfar Saba heraus und sage die Ziffern zum Mitschreiben langsam durch den Draht. Sie werde die einstige Hotelierstochter einmal

anrufen, projiziert die Sinzheimer Bürgerin in die Zukunft.  
"Richten Sie dann liebe Crüße von mir aus!" versäume ich nicht, in  
bequemer Distanz hinzuzufügen.

Am Sonntag, 17. Januar 1993, versuche ich Karl und Anneliese  
Bohnert erneut telefonisch zu erreichen. Claus Bohnert, der gerade  
zu Hause weilt, ruft seine Mutter, die mir wenige Augenblicke  
später versichert, daß sie in m i c h habe anrufen wollen,  
aber das Unterfangen vor sich hergeschoben habe. Ja, sie habe  
zwischenzeitlich ein längeres Telefonat nach Kfar Saba geführt.  
Nachdem sie sich mit "Schneider, Baden-Baden" gemeldet habe, sei  
sie am andern Ende der Leitung sofort erkannt worden. "Frau  
Grebenu hat sich sehr über meinen Anruf gefreut. Sie hat sich  
ganz ausdrücklich nach meinem Vater erkundigt, ob er noch lebe  
und vor allem, wie es ihm nach der schrecklichen  
Reichskristallnacht ergangen sei und ob er habe leiden müssen. Sie  
könne sich noch gut an ihn erinnern, an seine weichen Schultern,  
als er sie als Kind die Treppe hinaufgetragen habe. Frau Grebenau  
bat mich, ihr zu schreiben und ihr meine Erinnerungen an die  
damalige Zeit mitzuteilen. Dies habe ich ihr zugesagt. Dabei fällt  
mir ein, daß ich ihr, der Tochter des Hotelier Köhlers,  
wissentlich nur ein einziges Mal begegnet bin. Im Hotel  
'Tannhäuser' war ich oft. Wenn mein Bruder und ich in der warmen  
Jahreszeit sonntags unseren Vater in seiner Freistunde zum  
Spaziergang abholten, hörte ich Frau Köhler durch den  
Geschirraufzug rufen: 'Chef, haben die Kinder ihr Eis gehabt?'.  
Ich sagte Frau Grebenau, daß ich noch eine alte Fotografie  
gefunden habe, die meinen Vater im Kochanzug zeigt, und eine  
weitere Ablichtung besitze, auf der ich zusammen mit meinen Eltern  
und Fräulein Koppel, der jüdischen Aufsichtsperson, zu sehen bin.  
Ich habe der an unserem Schicksal so sehr Anteilnehmenden Ruth  
Grebenu zugesagt, von den Erinnerungsbildern Reproduktionen  
anzufertigen und ihr davon Bildabzüge zuzuleiten."

Anneliese Bohnert beantwortet meine Frage nach dem Befinden von  
Frau Grebenau umgehend:  
"Es geht ihr nicht gut. Die Arthrose im Knie wird immer schlimmer,  
das Asthma stärker. Sie kann nicht mehr reisen. Sie sagte, die  
Fahrt im September 1992 sei ihre letzte Reiss nach Deutschland  
gewesen. Sie würde sich aber freuen, wenn mein Mann und ich  
anläßlich einer Israelreise sie besuchen würden."

Anneliese Bohnert schreibt Ruth Grebenau mit Datum vom 9. Februar  
1993 (fünf Tage nach ihrem 81. Geburtstag) folgenden Brief, von  
dem ich wenig später eine Mehrfertigung erhalte:

"Sehr geehrte, liebe Frau Grebenau!

Sie baten mich, Ihnen zu schreiben.

Mein Vater war zwanzig Jahre im Hotel 'Tannhäuser' als Küchenchef und Patissier beschäftigt bis zur schrecklichen Reichskristallnacht. (Vor dem Ersten Weltkrieg, in dem er als Soldat diente, war er fünf Jahre bei Ihrer Tante in Bad Herrenalb beschäftigt.) Am diesem Tag, dem 9. November 1938, waren Ihre Eltern nicht im Hotel 'Tannhäuser' anwesend, nur Ihre Tante, Frau Eugenie Weill, war dort zugegen. An diesem Tag wurden im Hotel 'Tannhäuser' - wie in anderen jüdischen Geschäften - die Fensterscheiben eingeschlagen. Was im einzelnen geschah, weiß ich nicht, ich war damals elf Jahre alt. Ich erfuhr aber, daß mein Vater zum Schutz von Frau (Eugenie) Weill die Nacht im Hotel verbrachte. Das Hotel wurde geschlossen. Mein Vater arbeitete noch einige Tage dort, um die Lebensmittel zu verarbeiten und in Dosen zu konservieren. Danach war er arbeitslos. Ihre Eltern wurden zusammen mit anderen jüdischen Einwohnern aus der Stadt Baden-Baden im Hotel 'Central' in der Stephaniensstraße interniert. Das Inventar des Hotels 'Tannhäuser' wurde später versteigert.

Mein Vater fand dann Arbeit im Hotel 'Bock' in Baden-Baden. Es gefiel ihm dort nicht. Er war durch die langen Jahre im Hotel Ihrer Eltern an selbständiges Arbeiten gewöhnt und vermißte diese Selbständigkeit im Hotel 'Bock' sehr. Aus diesem Grund wollte er sich selbständig machen und ein kleines Hotel kaufen oder pachten. Dies erwies sich aber als schwieriges Unterfangen. Bei seinen Bewerbungen wurde ihm immer wieder gesagt, daß er lange in einem jüdischen Hotel gearbeitet habe und außerdem kein Parteimitglied sei. Ich weiß noch, in einem konkreten Fall hieß es, das Lokal (um das er sich bewarb) sei ein Parteilokal und aus den genannten Gründen könne man es nicht an ihn verpachten. Er sagte zu meiner Mutter, daß er das erste Geschäft, das er erhalten könne, nehmen werde, sei es auch noch so klein. Am 1. April 1939 pachteten meine Eltern dann das Gasthaus 'Neue Welt' in der Weinbergstraße in Baden-Baden, ein kleines einfaches Lokal!! Aus Anlaß der Mobilmachung Ende August/Anfang September 1939 wurde mein Vater zur Wehrmacht eingezogen. Meine Mutter führte das Geschäft mit Hilfe von uns Schulkindern weiter. Am 1. Januar 1940 wurde mein Vater aus der Wehrmacht entlassen. Ab diesem Zeitpunkt ging das Geschäft sehr gut, da mein Vater es verstand, den Gästen für wenige Lebensmittelmarken (z.B. Mehl-, Fett- und Fleischmarken) etwas zum Essen anzubieten. So nahmen viele Soldaten aus der Ooser Kaserne den weiten Weg zu unserer Gaststätte gerne in Kauf. Nach etwa 22 Uhr (Zapfenstreich für die Soldaten) war unser Lokal außerdem gut besucht von Hotelangestellten, die nach ihrem Arbeitsende den Feierabend bei uns verbrachten. Unter diesen Gästen waren viele Ausländer (Franzosen, Belgier und Holländer). Ich nehme an, daß mein Vater bzw. unser Lokal überwacht wurde, denn an einem 14. Juli wurden elf Gäste in unserem Lokal verhaftet. Die Gäste hatten im Nebenzimmer Namenstag gefeiert.

Einer der Gäste hieß Henri. Meinen Eltern war entgangen, daß die Teilnehmer die Tische des Nebenzimmers mit Blumen in den Farben blau - weiß - rot (den Nationalfarben der Franzosen) geschmückt hatten; außerdem war der 14. Juli der Nationalfeiertag der Franzosen. Daß eine Torte mit dem Schriftzug 'Henri' versehen war, diente zur Entlastung der Situation. Mein Vater wurde von der Kriminalpolizei zu dem Vorkommnis verhört. Da seine Aussagen mit denen der Inhaftierten übereinstimmten, wurden diese nach ein paar Tagen wieder entlassen. Ihr erster Weg führte wieder in unser Lokal.

Anfang 1943 wurde mein Vater auf eine Dienststelle der Partei geladen. Dort wurde ihm eröffnet, daß er als Koch in der Kantine des Rüstungsbetriebes 'Telekin' in Baden-Oos beschäftigt werden solle. Er gab zu verstehen, daß er ein Lokal gepachtet und dort vollauf beschäftigt sei, meine Mutter könne die Arbeit nicht allein bewältigen. Da erhielt er zur Antwort, daß auch meine Mutter bei 'Telekin' angestellt werden solle. Außerdem wurde ihm unmißverständlich gesagt: 'Wenn Sie nicht wollen, müssen Sie!' Dies war indirekt eine Kriegsdienstverpflichtung.

Die Kantine des Rüstungsbetriebes 'Telekin' war im Gasthaus 'Zur Traube' in Baden-Oos eingerichtet. Das Gasthaus gehörte damals der Brauerei Schrempf Printz. Es gelang meinem Vater, mit der Brauerei einen Vorpachtvertrag abzuschließen, der vorsah, daß mein Vater nach Kriegsende bzw. nach Rückgabe durch den Rüstungsbetrieb das Gasthaus pachten konnte.

Nach Kriegsende wurde mein Vater zunächst von der französischen Besatzungsmacht verpflichtet, für französische Generäle in der Villa 'Berta' in Baden-Baden zu kochen. Das Gasthaus 'Zur Traube' wurde für ein französisches Lebensmittellager requiriert.

Am 1. Januar 1949 war es dann endlich so weit, daß meine Eltern das Gasthaus 'Zur Traube' pachten und den Betrieb eröffnen konnten. 1956 starb mein Vater im Alter von 61 Jahren. Meine Mutter führte mit meiner Hilfe das Geschäft weiter. Auch die Frau meines Bruders half mit. Mein Bruder studierte und wurde Diplom-Ingenieur für das Bauwesen. Während der schweren Krankheit meines Vaters (er litt an Krebs) hatten meine Eltern, mein Mann und ich, in Sinzheim ein Haus gekauft. Meine Mutter löste dann 1953 das Pachtverhältnis mit der Brauerei Schrempf Printz und wir zogen nach Sinzheim, wo meine Mutter im Juni 1964 im Alter von 68 Jahren verstarb.

Ich selbst bin seit 1953 verheiratet. Mein Mann und ich haben zwei Kinder. Unsere Tochter Birgit ist verheiratet und verhalf uns zu zwei Enkelkindern: Judith und Thomas.

Unser Sohn Claus studierte in Jerusalem zwei Semester Katholische Theologie. Wir besuchten ihn an Weihnachten und Neujahr 1977/78, und ich war seither fünf weitere Male in Israel, das ein faszinierendes Land ist. Ich glaube, wer einmal ins Heilige Land gereist ist, den zieht es immer wieder dorthin. Vielleicht können wir den Wunsch, Israel zu besuchen, noch einmal verwirklichen.

Bei jeder Reise ins Heilige Land habe ich an Sie gedacht, liebe Frau Grebenau, da ich wußte, daß Sie vor 1936 nach Palästina ausgewandert sind. Mir ist auch in Erinnerung, daß es Ihr Bestreben war, Ihre Eltern so schnell wie möglich zum Verlassen Deutschlands zu bewegen und sie zu sich zu holen. Von meinen Eltern hörte ich, daß Ihr Vater sich als Deutscher gefühlt habe, da er - so glaube ich mich erinnern zu können - in Frankfurt geboren war und auch im Ersten Weltkrieg als deutscher Offizier eingesetzt gewesen ist. Ihre Tante, Frau Weill, hatte die Möglichkeit gehabt, ihrem Sohn nach Amerika zu folgen.

Sehr geehrte Frau Grebenau, ich habe mich sehr über die telefonische Verbindung mit Ihnen gefreut und hoffe, daß ich Ihnen mit diesem Schreiben dienen konnte.

Ich wünsche Ihnen nach all den schweren Schicksalsschlägen zusammen mit Ihrem Gatten einen schönen Lebensabend und für das Land Israel den erhofften Frieden.

Herzliche Grüße und Shalom

Ihre Anneliese Bohnert geb. Schneider.

P.S. Die beigefügten Fotos zeigen:

1. Meinen Vater im Kochanzug
2. Eine Hochzeitstorte (gefertigt von meinem Vater) im festlich geschmückten Saal des Hotels "Tannhäuser"
3. Meine Eltern und mich zusammen mit Fräulein Koppel, der jüdischen Aufsicht, bei uns privat zu Besuch
4. Mich als Erstkommunionkind am Weißen Sonntag: Stolz zeige ich die Armbanduhr, ein Geschenk Ihrer Eltern!"

BEANTWORTUNG DER AUF DER SCHWARZWALDHOCHSTRASSE  
AN MICH GERICHTETEN FRAGE

Bei der Vernissage der Ausstellung "Gemälde on Baden-Baden" mit Leihgaben von F. Quero-Lehmann im Alten Bahnhof am 2. Februar 1993 entdeckte ich unter den zahlreichen Gästen die Gattin des Leitenden Oberstaatsanwaltes Reiner Haehling von Lanzener. Da fällt mir zu meinem Schrecken ein, daß ich es bis zum heutigen Tag unterlassen habe, der während der Schwarzwaldfahrt von Walter Grunfeld an mich gerichteten Frage, wie Frau Haehling von Lanzener mit Vornamen heiße, nachzugehen.

Ich überwinde meine Scheu und spreche die im Dialog mit einer Kusntfreundin befindliche Baden-Badener Bürgerin, die gebürtige Französin ist, unter Begründung meines Anliegens an.

"Renée" antwortet die mir vom Sehen bekannte Bewohnerin des Hirschbuckels freundlich, wobei sie unaufgefordert die Endung ihres französischen Vornamens buchstabiert.

Noch einmal über die Kunst:  
Versöhnung der Religionen in Baden-Baden

Am 8. Februar 1993 um 17 Uhr bin ich noch einmal Gast von Elisabeth Frietsch, die ihre schöpferischen Kräfte ganz der Maxime "Versöhnung der Religionen" gewidmet hat. Die Erzählungen von Großmutter und Mutter wirken in ihre Gegenwart. Bis zum Zweiten Weltkrieg trugen die Bürgerinnen der Kurstadt Sonntagskleider und führten sie zum Kirchengang und zum Promenieren aus. Die Nationalität der ausländischen Kurgäste erkannte man an ihren Kleidern, erinnert sie sich und fügt hinzu: "Heute wird zwischen Werktags- und Sonntagskleidern nicht mehr unterschieden und Ausländerinnen und Deutsche sind uniform gekleidet. Gerade deshalb ist es wichtig, Erinnerungen an die reiche Geschichte der Stadt und an den Geist und die Kultur unserer Familien zu retten und in Bildern für die Nachwelt festzuhalten."

Sie fährt fort:

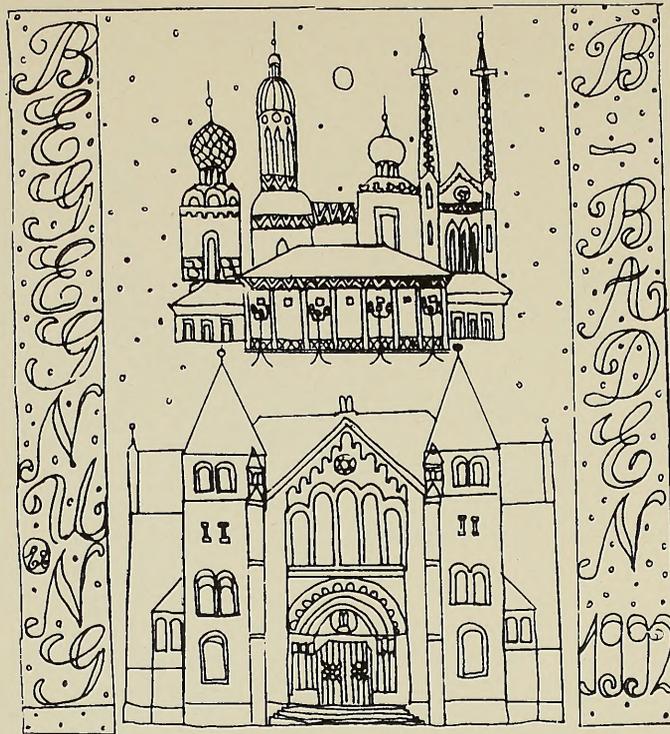
"Zu Beginn der Woche der Begegnung habe ich mir vorgenommen, etwas Bleibendes zu schaffen" erinnert sie sich und fügt hinzu: "Das habe ich wahr gemacht! Es ist mir geglückt, eine Tuschezeichnung zu fertigen, ein Bild von den Kirchen Baden-Badens zu malen, wie sie einträchtig nebeneinander stehen und nicht voneinander getrennt sind. Dieses Motiv habe ich auf meinem Kaffeeservice angebracht und dieses in meinem Brennofen gebrannt. Das Service besteht aus Tasse und Teller, Kanne und Zuckerdose."

Die Begegnung mit den jüdischen Gästen Edith Buehler, Ilse Stutman und Mathilde Greenbaum hat sie in ihrer Arbeit, Friedenssymbole für die Nachwelt zu schaffen, vorangetrieben und glücklich gemacht. Sie steht mit den Genannten seit deren Abreise in brieflicher Verbindung, bewahrt deren Lebenszeichen wie Schmuckstücke auf und legt ihren Ehrgeiz darein, die Freundschaft zu erhalten, fortzusetzen und zu pflegen.

Elisabeth Frietschs Sohn Christian, Geschäftsführer von Radio Victoria, habe bei seinem letzten USA-Besuch Mathilde Greenbaum anrufen wollen, aber deren Telefonnummer nicht ausfindig machen können.

Elisabeth Frietsch, die morgen hinter ihrem Haus ein Pfirsichbäumchen zu pflanzen beabsichtigt, lebt ganz in dieser Welt.

"Stellen Sie sich vor" läßt sie mich mit heller Stimme wissen: "Albertine Kimmig, die gemeinsam mit ihrem Bruder das Allee Hotel Bären leitet, hatte keine Ahnung, daß während der Woche der



Elisbeth Fretsch

Begegnung die früherne Mitschülerin Ilse Stutman in ihrem Hause logierte! Von deren Aufenthalt hatte sie erst hinterher erfahren." "Vielleicht gingen sie aneinander vorbei" - - phantasie ich. "Man weiß es nie" gibt mir Elisabeth recht und fährt fort: "Die ehemaligen Mitschülerinnen der Klasse, die sich regelmäßig treffen und zu denen auch meine Schwester gehört, haben Ilse Stutman durch mich Grüße ausrichten lassen. Die ehemaligen Klassenkameradinnen sind übereingekommen, die vor fünfundfünfzig Jahren Ausgewanderte zum nächsten Klassentreffen oder zum nächsten festlichen Anlaß einzuladen. Ob Ilse der Einladung Folge leisten wird, ist eine zweite Sache. Aber die Klassenkameradinnen werden ihren Entschluß nicht mehr umstoßen."

"Der Schmuck meiner im KZ umgekommenen Eltern durchwanderte Erdteile!"

An einem Sonntag Mitte Februar 1993 rufe ich Ruth Grebenau in Kfar Saba an. Tel. 00972/52/972897. Die Leitungen sind frei. Ich frage, ob sie den Brief von Anneliese Bohnert schon erhalten hat.

"Nein" antwortet sie mit klar verständlicher Stimme "Den Brief habe ich noch nicht bekommen."

"Dann wird er in den nächsten Tagen bei Ihnen eintreffen. Frau Grebenau, herzlichen Dank auch noch für Ihren Brief vom 8. November vergangenen Jahres. Geht es Ihnen gesundheitlich ordentlich?"

"Danke. Ich bin zufrieden." (Ich will nicht schürfen und auf das eingehen, was mir Frau Bohnert gesagt hat)

"Darf ich Sie noch einmal um die Geschichte mit der goldenen Halskette bitten. Ich habe sie halb vergessen, halb behalten. Wie konnte es denn passieren, daß der wertvolle Familienschmuck, den Ihre Eltern vor dem Hungertod einem Mithäftling aushändigten, nach so vielen Jahren der Not und Ungewißheit in Ihre Hände gelangt ist?"

"Das war so: Der aus dem Lager Gurs geflohene Mithäftling löste nach dem Krieg das in der Not gegebene Versprechen ein und brachte den ihm anvertrauten Schmuck zu einem Verwandten meiner Eltern, dessen Adresse auf einem dem Schmuck beigegebenen Zettel vermerkt war. Dieser Verwandte schickte den Schmuck an seine Tante, Mme. Eugenie Weill, die auch meine Tante (die Schwester meines Vaters) war und die zu ihrem Sohn nach Amerika emigriert war, inzwischen aber verstorben ist. Das Grab ihres Mannes Louis Weill hatten wir ja besichtigt, erinnern Sie sich? - Eugenie Weill war Babysitterin bei einem Arzt, mit dem sie ins Gespräch kam und der den abenteuerlich geretteten Schmuck auf eine Reise nach Israel mitnahm und eines Tages bei mir anläutete. Er stellte sich mir als amerikanischer Bekannter meiner Tante Eugenie vor und ließ mich wissen, daß er ein Päckchen bei sich habe, das er mir persönlich zu übergeben wünsche."

"In dem Päckchen war die Kette - - -?"

"Die Kette - - !"

". . . die noch immer um Ihren Hals ist?"

"Ja, ich werde sie tragen, bis ich sterbe. Daß mir der Schmuck aus der Hand meiner dem Tod geweihten Eltern nach so vielen Jahrzehnten zugeführt wurde, ist für mich unfassbar. Höhere Bestimmung. Der Schmuck ging durch Erdteile! Ich werde auch die Nadel in Ehren halten. Die Uhr habe ich, wie Sie wissen, meinem ältesten Enkel geschenkt. Daß die kurzweiligen Besitzer in der bettelarmen Zeit nach dem Krieg die Pretiosen nicht verkauften, grenzt an ein Wunder."

"Bevor er betete, legte er in den kleinen braunen Koffer seinen Hut!"

Am 24. Februar 1993 will es der Zufall, daß mir Tanja Poschadel im schmalen zur Hausdruckerei führenden Gewölbegang des einstigen Kollegiengebäudes des Jesuitenklosters über den Weg läuft. Ich halte die junge hübsche Frau an und bringe zum Ausdruck, daß ich mich über das Wiedersehen freue.

Ob sie es nicht bereut habe, bei der Woche der Begegnung mitgemacht zu haben, will ich abschließend für meine Dokumentation wissen. Die von mir Festgehaltene plaudert aus dem Nähkästchen. Als sie sich damals im September vorigen Jahres von der Personalabteilung gefragt worden sei, ob sie freiwillige Helferin bei der Woche der Begegnung werden wolle, habe sie sich diese Frage ein ganzes Wochenende lang durch den Kopf gehen lassen. Als Azubi (Auszubildende) sei sie zu jener Zeit gerade in der Ortsverwaltung Sandweiler eingesetzt gewesen und die Möglichkeit, für einige Zeit dort abgezogen zu werden, habe unter den Kollegen keine ungetrübte Freude ausgelöst. "Ach, muß das sein, das kostet doch so viel Geld!" habe einer der Vorgesetzten verärgert ausgerufen. Dieser Ausspruch und anderes mehr habe sie zu langem Nachdenken veranlaßt. Zu jener Zeit habe sie angenommen, im Umgang mit älteren Leuten nicht versiert genug zu sein, und außerdem habe sie gefürchtet, über nicht genügend Erfahrungen mit Menschen zu verfügen. Sie habe ferner an ihrer Kraft und Fähigkeit, in einer ihr unbekanntem Situation mit fremden Menschen zurechtzukommen, gezweifelt. Von Freitagabend bis Montagfrüh habe sie sich intensiv geprüft, ob sie der an sie herangetragenen Bitte, in der Pressestelle zunächst organisatorisch und später im Rahmen der Woche der Begegnung mitzuarbeiten, entsprechen könne. Dann habe sie trotz der Bedenken ("das kostet so viel Geld!") sich für diesen Einsatz entschieden.

Ja, sie habe es bis jetzt nicht bereut. Besonders liebenswürdig sei das Ehepaar Grebenau gewesen. Entzückend der alte Moshe Marcel, der sich nicht habe helfen lassen wollen und die angebotenen Hilfestellungen in einer Art Trotz abgelehnt habe. Grebenau habe immerzu seinen kleinen braunen Koffer mit sich geführt, der völlig leer gewesen sei und nur zur Aufnahme seines Hutes gedient habe, wenn er diesen zugunsten des Gebetskäppchens in der Synagoge, auf dem Friedhof und zum Sabbatgottesdienst habe abnehmen müssen. Der alte Jude und der kleine braune Koffer, das habe eigenartig ausgesehen.

(Anmerkung: Oberbürgermeister Wendt hatte in der verwaltungsinternen Zeitschrift WIR zugesagt, daß die im Rahmen der Woche der Begegnung von den freiwilligen Helferinnen und Helfern geleisteten Überstunden ausnahmsweise vergütet werden.

Dies galt nicht für Auszubildende, die aber für die geleisteten Überstunden statt Geld Freizeit hätten beantragen können.)

Sie, Frau Poschadel, habe die Stunden beim Farewell-Diner, in denen sie "nur gegessen" habe (bei diesen Worten lacht sie breit), nicht zur Verrechnung mit Freizeit aufgeschrieben. Auch bei den sonstigen Begegnungen und Veranstaltungen habe sie "die letzten Stunden des Tages, in denen heitere Gespräche geführt worden sind", nicht aufnotiert und dafür auch keine Freizeit beantragt.

Sie schreibe regelmäßig Tagebuch, besonders ausführlich geschehe dies in den Ferien. Auf diese Weise habe sie schon "unzählige Bücher" mit Erinnerungen gefüllt.

BILANZ MIT CR-2000S UND UNITRON COMFEX 320 S  
UND: DIE STILLE KOMMT AUS DEM FELS

Ich habe Bilanz gezogen mit Hilfe des Video Camera Recorders (CR2000S) und des Computers Unitron Comfex 320 S. Ich glaube, es war nicht verkehrt, die ursprünglich geplante Reise an den Ort meiner Kindheit zugunsten der Woche der Begegnung aufzugeben. Vielleicht bedingte das Dableiben erst das rechte Verständnis um den Ort der Kindheit. Mir wurde klar, daß das Recht, in die Heimat zurückzukehren, nicht selbstverständlich ist. In den Straßen Baden-Badens wurden vierundfünfzig Jahre nach der Reichskristallnacht Kindheitserinnerungen ausgetauscht. Manche Begebenheit wurde von mir zu Papier gebracht und auf diese Weise dem Vergessen entrissen. Ich befließigte mich dabei größter Genauigkeit. Die Video Camera Recorder CR 2000S, der Stenoblock und der Unitron Comfex 320S Computer sind nachprüfbar Erinnerungsträger. Die Herzensbewegungen der in die Kurstadt zurückgekommenen einstigen jüdischen Bürgerinnen und Bürger werden unsichtbar bleiben.

Den beschwerlichen Weg der 86jährigen Mathilde Greenbaum über die steilen Hardstaffeln zum Haus der Elisabeth Frietsch am Mittwoch, dem 16. September 1992, habe ich, der geneigte Leser möge es mir verzeihen, bis zu diesem Augenblick verschwiegen, weil ich Schuld daran hatte, daß die Spurensuchende vor verschlossener Haustüre stand. Ich hatte Mathilde versäumt auszurichten, daß Elisabeth Frietsch jeweils mittwochs in der Volkshochschule Kunst unterrichtet und in dieser Zeit nicht zu Hause ist. Der Anstieg war für die alte Dame aus Amerika bei aller Strapaze seltsam erfrischend gewesen. Über der Hardgärtenlandschaft hatte es noch so geduftet wie vor Jahr und Tag und das Trauma der Vertreibung schien für einen Augenblick aus den Angeln gehoben. Mathilde hatte lange reglos vor der Türe des fliederfarbenen Häuschens gestanden und dem Singen der Vögel in den Bäumen zugehört. Unbewußt war sie dem einstigen Rat ihrer alten Freundin Maria Lorenz gefolgt: "Lauf so weit dich die Augen tragen".

Anschließend hatte sie in der Stephaniestraße Passanten angehalten und nach der einstigen Mitschülerin Elisabeth Drumfeller gefragt. Die in ihrer Eile gestoppten Zeitgenossen hatten die Alte kurz angeschaut und dann den Kopf geschüttelt. Nein, Elisabeth Drumfeller sei hier unbekannt. Die inzwischen verheiratete Elisabeth Steinel, die um die Ecke wohnte, war gemeint gewesen.

Die vornehme Trägerin des schwarzen Samthutes und des vorsichtigen Lächelns hatte vergeblich die Hardgärten erklimmen, vergeblich auf der Stephaniestraße Menschen angehalten, um zu einer alten Schulkameradin zu finden, vergeblich vor dem Romantik-Hotel Der

Kleine Prinz die zweite Wange zum Kuss hingehalten. War Mrs. Mathilde Greenbaum die stille Heldin der Tage der Begegnung? Die Augen der unfreiwilligen Amerikanerin, der "cleaning woman", sprachen aus, was sie im Herzen fühlte: Es ist Glück, Heimat zu haben.

Am Ende wird aber doch die Mahnung die Oberhand behalten, die, eingemeißelt in den Stein vor der Alten Polizeidirektion, sich an alle wendet, die hier vorbeigehen. Über einer meist mit Blumen gefüllten Schale sind die Worte zu lesen: "Zum Gedenken an die Opfer der Judenverfolgung des 3. Reiches. Unsere jüdischen Mitbürger wurden am 10.11.1938 am Ende der Reichskristallnacht im Hof des Polizeigebäudes (Sofienstraße 40) zusammengetrieben und mußten anschließend die Schändung ihrer Heiligen Schriften und die Zerstörung ihrer Synagoge an der Stefanienstraße erleben. Es fand sich niemand, der diesem Geschehen Einhalt geboten hätte."

Und:

"Das Geheimnis der Erlösung liegt in der Erinnerung."

Schon bei meinem Besuch des Fachgeschäftes "Radio Freytag" am Dienstag, 15. September 1992 hatte mich der vorgenannte Satz aufgewühlt: "Es fand sich niemand, der diesem Geschehen Einhalt geboten hätte." Es fand sich niemand! Wenn sich niemand fand, mußte jemand gesucht haben. Wer hatte gesucht? Wer war der Suchende? Gott war der Suchende. Und warum hat den Suchenden keiner gehört? War die Stimme des Suchenden zu leise? Auch heute ist die Stimme Gottes leise.

Mir fällt ein, daß ich das blaue Gebetsheft im Format A 4, das ich beim Sabbat-Gottesdienst am Ende einer Sitzreihe weggenommen hatte, allzu rasch in meinem Bücherschrank verschwinden ließ. Ich hatte mir nicht die Mühe gemacht, wirklich darin zu lesen. Ich hatte während der Woche der Begegnung meinen Arm gereicht, mein Ohr geliebt, meinen Fuß bewegt und die Überstundenvergütung für meinen Einsatz entgegengenommen. Und ich hatte über den Sabbat der Juden und über den Sonntag der Christen nachgedacht. Aber ich hatte außer der Niederschrift des Erlebten selbst nichts bewegt. Ich hatte das blaue Brevier nur flüchtig und zum Scheine aufgeschlagen und nicht zum Zentrum meiner Gedanken gemacht. Bei der Herausnahme aus dem Regal, gleitet meine Hand über das gerabte Umschlagpapier. Wahllos schlage ich das Heft an einer der nicht nummerierten Seiten auf und lese:

"... unter den Völkern seine Ehre, unter allen Nationen seine Wundertaten. Denn groß ist der Ewige und sehr gerühmt, furchtbar ist er über allen Mächtigen. Alle Götter der Völker sind nichtig, - der Ewige hat den Himmel erschaffen. Glanz und Pracht sind vor

ihm, Macht und Herrlichkeit in seinem Heiligtum. Bringet dar dem Ewigen, Familien der Nationen, bringet dar dem Ewigen Ehre und Anerkennung seiner Macht. Bringet dar dem Ewigen seines Namens Ehre, erhebet Gaben und kommet in seine Höfe. Bückt euch vor dem Ewigen in heiligem Schmuck, zittert vor ihm, ganze Erde. Sprechet unter den Völkern, der Ewige regiert, darum steht fest die Welt und wanket nicht, er richtet Nationen in Geradheit. Die Himmel freuen sich, die Erde jubelt, das Meer erbraust, und was es füllt. Es jauchzt das Feld und alles, was auf ihm, da lobsingt alle Bäume des Waldes. Vor dem Ewigen, der da kommt, der da kommt, die Erde zu richten, er richtet die Welt mit Gerechtigkeit, die Nationen mit seiner Treue.

(Psaln 97) Der Ewige regiert, es juble die Erde, es freue sich der Eilande Menge. Wolke und Dunkel sind rings um ihn. Gerechtigkeit und Recht die Stützen seines Thrones. Feuer zieht her vor ihm, loht rings um seine Feinde. Seine Blitze erleuchten die Welt, die Erde schaut es und erbebt. Die Berge zergehen wie Wachs vor dem Ewigen, vor dem Herrn der ganzen Erde. Die Himmel erzählen seine Gerechtigkeit, alle Völker schauen seine Ehre. Beschämt sind alle, die behauene Bilder verfertigen - - - "

Unter den Überschriften

BA-UH = SIE KAMEN  
HALCHU = SIE GINGEN  
SCHAWU = SIE KEHRTEN ZURÜCK

ist das Schicksal der Juden Baden-Badens zusammengefaßt dargestellt, wobei Bezug genommen wird auf die entsprechenden Stellen im Alten Testament.

In der Hoffnung, mit meinen Erinnerungen an die Woche der Begegnung kein behauenes Bild verfertigt zu haben, nehme ich mir vor, als Tribut an sie den Satz "SIE KAMEN, GINGEN UND KEHRTEN ZURÜCK" auf hebräisch auswendig zu lernen: "BA-HU, HALCHU, WE SCHAWU".

Wenn ich täglich zur Arbeit ins Haus über den Jesuitenstaffeln gehe, komme ich entweder am Gedenkstein in der Stephaniestraße oder am größeren Mahnmal vor der Alten Polizeidirektion vorbei, je nachdem, welchen Weg ich einschlage. Das ist mir Verpflichtung, das Vergangene nicht zu vergessen.

Ich glaube, den unbeweglichen Steinen und ihrer Inschrift wird es gelingen, daß Menschen stehen bleiben und trotz des brandenden Verkehrs eine unglaubliche Stille wahrnehmen. Die Stille kommt aus dem Fels und aus dem Gewissen, das unser erster und letzter Richter ist.